

# ORGONOMETRIE (Teil 1)

von Peter Nasselstein

Copyright © 2003-2015 by Peter Nasselstein

<b>I. Einführung</b>	<b>4</b>
<b>1. Der Orgonomische Funktionalismus</b>	<b>5</b>
a. Die Funktion	5
b. Funktion und Funktionsprinzip	6
c. Die Geschichte des Orgonomischen Funktionalismus	8
<b>2. Funktionsgleichungen</b>	<b>9</b>
a. Homogene Funktionen	9
b. Heterogene Funktionen	11
c. Die Rolle des CFP	12
<b>3. Entwicklungsgleichungen</b>	<b>16</b>
a. Entwicklung	16
b. Erkenntnis	20
c. CFP und Begriff	22
<b>4. Schöpfungsgleichungen</b>	<b>24</b>
a. Liebe, Arbeit und Wissen	24
b. Gedankengleichungen	27
<b>5. Vollständige Gleichungen</b>	<b>29</b>
a. Qualität und Quantität	29
b. Bewegungsenergie und Lageenergie	31
c. Die Rolle des CFP in vollständigen Gleichungen	35
d. Die vier Grundrechenarten	37
<b>II. Orgonomischer Funktionalismus</b>	<b>39</b>
<b>1. Die orgonotische Strömung</b>	<b>39</b>
a. Orgonotischer Kontakt	39
b. Die Identität von objektiven Vorgängen und subjektivem Erleben	41
c. Varianten der orgonotischen Strömung	44
d. Die Grundlage der Psychoanalyse	45
e. Die Grundlage der Orgontherapie	47
<b>2. Die kosmische Überlagerung</b>	<b>49</b>
a. Die Galaxien	49
b. Familien und Arbeitsorganisationen	50
c. Atome	52
d. Bewußtsein	55

<b>III. Das Wesen der Zahlen .....</b>	<b>57</b>
<b>1. Der sekundäre Funktionsbereich .....</b>	<b>57</b>
a. Die Priorität der Qualität .....	57
b. Das Problem der Null .....	59
c. Das Problem des Unendlichen .....	60
<b>2. Der primäre Funktionsbereich .....</b>	<b>62</b>
a. Die funktionellen Zahlenreihen .....	62
b. Die Entwicklungsgleichung der Zahlen .....	64
c. Das „arithmetische Pendel“ .....	65
d. Die Kreiselwelle .....	67
<b>IV. Das Kr<sup>x</sup>-System .....</b>	<b>69</b>
<b>1. Das tetrabasische und das Dezimalsystem .....</b>	<b>69</b>
a. Die Tetraktys .....	69
b. Das Periodische System der Elemente .....	72
c. Bodes Gesetz .....	74
d. Kreisfunktion und Gravitation .....	76
e. Das Dezimalsystem .....	77
f. Reichs Einheitensystem .....	79
<b>2. Das System der physikalischen Einheiten .....</b>	<b>82</b>
a. Die physikalischen Größen .....	82
b. Die Sekunde .....	83
c. Das Meter .....	84
d. Das Dreiersystem .....	86
e. Elektromagnetismus .....	88
f. Thermodynamik und physikalische Chemie .....	90
g. Physiologische Einheiten .....	91
h. Das organometrische Dimensionsprodukt .....	93
<b>V. Das Wesen von Zeit und Raum .....</b>	<b>97</b>
<b>1. Zeit und Länge .....</b>	<b>97</b>
a. Der „Rote Faden“ Zeit .....	97
b. Die Zeitmodi .....	99
<b>2. Bewegung .....</b>	<b>102</b>
a. Das CFP von Zeit und Länge .....	102
b. Organotische Bewegung und mechanische Bewegung .....	104
c. Jenseits der Bewegung .....	107
<b>3. Die Struktur von Zeit und Raum .....</b>	<b>109</b>
a. Die „Psychosomatik“ von Zeit und Länge .....	109
b. Die Dauer .....	112
c. Die Tiefe .....	114
<b>VI. Die Überwindung der Mechanik .....</b>	<b>119</b>
<b>1. Die Überwindung des Hamiltonschen Prinzips .....</b>	<b>119</b>
a. Vom organomischen Potential zum mechanischen Potential .....	119
b. Vom mechanischen Potential zum organomischen Potential .....	122
<b>2. Die Überwindung der Newtonschen Gesetze .....</b>	<b>127</b>
a. Von der KRW zur Pulsation .....	127
b. Von der Pulsation zur KRW .....	130

<b>VII. Die Lebensenergie (Orgon) in der Schulphysik .....</b>	<b>133</b>
<b>1. Die mathematischen Grundlagen der Schulphysik .....</b>	<b>133</b>
a. Algebra .....	133
b. Differenzieren .....	136
c. Integrieren .....	138
d. Vektoren .....	139
<b>2. Körper in Bewegung .....</b>	<b>142</b>
a. Masse .....	142
b. Jenseits der Masse .....	144
c. Himmelsmechanik .....	146
d. Die Kreiselwelle .....	148
e. Kosmische Überlagerung .....	151
<b>3. Der Orgonenergie-Akkumulator .....</b>	<b>153</b>
a. Die Kreiselwelle (Schwingungen und Wellen) .....	153
b. Wellen im Orgonenergie-Medium .....	154
c. Von der Thermodynamik zum Orgonenergie-Akkumulator .....	155
d. Von der Elektrostatik zum Orgonenergie-Akkumulator .....	158
e. Elektrotechnik .....	160
f. Orgontechnik .....	163
<b>4. Kosmogonie .....</b>	<b>165</b>
a. Gravitation im Funktionsbereich „Bewegung“ .....	165
b. Gravitation im Funktionsbereich „Erstrahlung“ .....	169
c. Quantenmechanik .....	170
d. Spezielle Relativitätstheorie .....	172
e. Allgemeine Relativitätstheorie .....	175
f. Funktionalismus .....	177
 Literatur .....	 <b>187</b>

# I. Einführung

Das Wirken zweier entweder 1. parallel verlaufender, 2. sich wechselseitig ergänzender, 3. sich gegenseitig ausschließender, 4. sich ständig abwechselnder oder 5. sich ineinander verwandelnder Funktionen, die durch ein ihnen gemeinsames Funktionsprinzip zu einem Funktionspaar geworden sind, beschreibt die Organometrie mittels *Funktionsgleichungen*. Mit *Entwicklungsgleichungen* wird gezeigt, wie sich die Funktionsprinzipien entfalten und mit *Schöpfungsgleichungen*, wie vollkommen neue Funktionsprinzipien, von denen neue Entwicklungen ausgehen, aus dem kosmischen Orgonenergie-Ozean ins Leben treten.

Um den Ausführungen dieser Arbeit folgen zu können, muß der Leser sich die Bedeutung von nur 13 Symbolen einprägen, was einfach ist, weil sie derartig plastisch sind, daß ihre Bedeutung geradezu selbstevident ist:

1. ein Symbol für <i>FUNKTION</i> :		∫
2. fünf Symbole für <i>VERKNÜPFUNG</i> :	—	→←
	↔	→
		←
3. ein Symbol für <i>ENTWICKLUNG</i> :		<
4. zwei Symbole für <i>SCHÖPFUNG</i> :		< >
		>
5. zwei Symbole für <i>VOLLSTÄNDIGE GLEICHUNGEN</i> :		=
		=<
und zusätzlich zwei „irreguläre“ Symbole für „Leerstellen“:		□

Im Folgenden werden sie nacheinander im Zusammenhang eingeführt und im Einzelnen erklärt.

# I.1. Der Orgonomische Funktionalismus

## I.1.a. Die Funktion

Im Grunde gibt es nur zwei Weltanschauungen: den „psycho-physischen“ Mechano-Mystizismus und den „energetischen“ Funktionalismus. Der Mechano-Mystizismus differenziert sich weiter in den Mechanismus und den Mystizismus (Reich 1949a). Der *Mechanist* versucht alle Erscheinungen aus dem Prinzip von Ursache und Wirkung abzuleiten, wie er es im alltäglichen Leben antrifft, etwa bei der Wechselwirkung der sprichwörtlichen „Billardkugeln“. Am konsequentesten ist hier der Atomismus (Lange 1866). Die Welt wird gedanklich zergliedert und dann im Rahmen von Modellen, die dem Maschinenwesen entlehnt sind, wieder zusammengebaut. Der *Mystiker* macht es sich einfacher und überträgt das Wirkungsprinzip der „geistigen Welt“, die Konstruktion, gleich auf die physische Welt, ohne diesen Umweg zu nehmen. Der *Funktionalist* schließlich hält sich einfach an die Wirklichkeit: an das, was „wirk-lich“ ist, d.h. wirkt; er hält sich an die Wirkungen – die Funktionen (vgl. **Hans Hass und der energetische Funktionalismus** [www.orgonomie.net/hdomath.htm](http://www.orgonomie.net/hdomath.htm)).

„Funktion“ bedeutet zweierlei: im Alltag meinen wir damit soviel wie eine „Dienstleistung“ und in der Mathematik bedeutet es „eine von einer anderen abhängige Größe“. Egal wie man „Funktion“ auch definieren mag, grundlegend ist, daß Funktionen niemals isoliert auftreten können. Eine für sich allein dastehende Funktion wäre keine Funktion. Zum Beispiel kann man nur im Zusammenhang mit anderen Menschen oder Gegenständen „eine Rolle spielen“, d.h. eine Funktion ausfüllen. Man braucht zumindest einen Partner. Eine Funktion ist immer Teil eines *Funktionspaares*.

Der Begriff der Funktion ist untrennbar mit dem der „Bifurkation“ verbunden. Das beste Beispiel ist der Organismus: seine Organe und der Organismus als ganzes sind ontogenetisch *ausschließlich und lückenlos* aus der Bifurkation hervorgegangen (der Organismus ist nicht mehr als eine sich ständig geteilt habende Eizelle). Ähnlich ist es mit der Entwicklung der Arten bestellt, dem sogenannten „Stammbaum“. Bei manchen Organismen, z.B. Bäumen, ist die bifurkative Entwicklung sogar Struktur geworden. Nun könnte man einwenden, daß sich aus einer Stammart nicht nur zwei, sondern etwa auch drei neue Arten entwickeln können, oder daß ein Baum sich nicht nur „ver-2-gen“, sondern auch „ver-3-gen“ könnte. Wird die Sache jedoch *konkret* betrachtet, sieht man, daß es zu einem bestimmten Zeitpunkt immer nur eine Zweiteilung gibt.

Diese „objektive Logik“ der Natur („Ur-Teilen“) kommt auch im Subjekt zum Ausdruck: im „Ur-Teilen“. Das hängt letztendlich mit unserer bioenergetischen, bzw. emotionalen Struktur zusammen: unsere biologische Energie fühlt sich entweder zu etwas hingezogen (Lust) oder von etwas abgestoßen (Angst) (Reich 1937). Auch die Sinnesorgane funktionieren so, man denke etwa an die Kontrastfarben (Goethes Farbenlehre). Die Sprache spiegelt auf eine unmißverständliche Art und Weise diese

„Ausdruckssprache des Lebendigen“ wider (so in dem bemerkenswerten Wort „Urteilen“). Entsprechend sind die Gesetze des Denkens geartet, z.B. lassen sich die Kategorien „Gleichheit“ und „Verschiedenheit“ *immer* auf eine Zweiheit reduzieren, ohne die diese Begriffe keinen Sinn machen („man vergleicht etwas“). Selbst wenn wir „Ja und Nein“ durch „Ja, Jein und Nein“ oder noch mehr Kategorien ersetzen würden, müßten wir doch immer zum zweiwertigen „Ent-Scheiden“ greifen, um diese „mehrwertigen“ Aussagenlogiken überhaupt sinnvoll diskutieren zu können.

Neben der Bifurkation ist „Bewegtheit“ das zweite Charakteristikum der „Funktion“, wie sie im Orgonomischen Funktionalismus verstanden wird. Nehmen wir beispielsweise ein Bücherbord: es *hat* eine Funktion, ist aber keine Funktion. Letztendlich hat es die Funktion, die orgonotische Erregung aufrechtzuerhalten. (Man denke etwa an eine Gefängniszelle ohne Bücherregal, in der der Insasse wegen mangelnder geistiger Anregung vor die Hunde geht!) Die orgonotische Erregung wiederum *ist* eine Funktion, hat aber keine Funktion: das Lebendige funktioniert einfach, d.h. es entfaltet sich spontan und weitgehend unvorhersehbar, solange die entsprechenden äußeren Umstände gegeben sind, die das Lebendige vorfindet oder sich selbst erarbeitet. Erst im *Rückbezug* auf diese „Schöpfungsfunktion“ (auf die wir im 4. Abschnitt eingehen werden) kann man dann auch „bewegungslose“ Strukturen wie das besagte Bücherbord als „Funktion“ betrachten. Man denke an die „toten“ Haare, die letztendlich auf die pulsierende Keimzelle zurückgehen. Dieser Rückbezug auf die *spontane* Entfaltung der Orgonenergie, letztendlich auf den kosmischen Orgonenergie-Ozean selbst, unterscheidet Reichs Orgonomischen Funktionalismus von ähnlichen Konzepten, etwa dem von Hans Hass (siehe dazu **Hans Hass und der energetische Funktionalismus** [www.orgonomie.net/hdomath.htm](http://www.orgonomie.net/hdomath.htm)).

## I.1.b. Funktion und Funktionsprinzip

Der Mechano-Mystizismus ist dadurch gekennzeichnet, daß er mit Wesen und Erscheinung nicht auf eine geordnete und organische Weise umgehen kann. Er kennt nur Erscheinungen, die unverbunden nebeneinander stehen (Mechanismus, Kontaktlosigkeit), die aber, da man mit dem bloßen Konstatieren von Erscheinungen keine Wissenschaft begründen kann, nach willkürlichen Modellvorstellungen in Gruppen zusammengefaßt (a, b, c, d, e, f, g, h, ....) und dann, in einer Art „Polytheismus“, mit ihrem jeweiligen abstrakten „Wesen“ (Kraft, Gesetz, Prinzip, etc.) verbunden werden (A, B, C, D, E, F, G, H, ....):

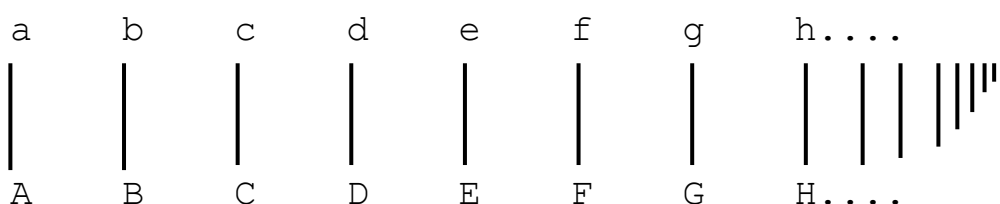


Abb. 1

Im Extremfall werden die Erscheinungen mit *einem* „Urwesen“ (Z) kurzgeschlossen (Mystizismus, verzerrter Kontakt):

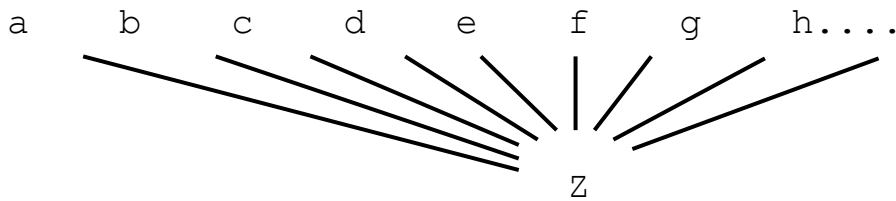


Abb. 2

Demgegenüber beschreibt der Funktionalismus die Welt so, wie sie ist: eine organische Welt, die sich nicht „spiegelt“ (Abb. 1) und in der es keine „Kurzschlüsse“ gibt (Abb. 2). Diesen *funktionellen* Umgang mit Wesen und Erscheinung kann man sich wie folgt plastisch vorstellen:

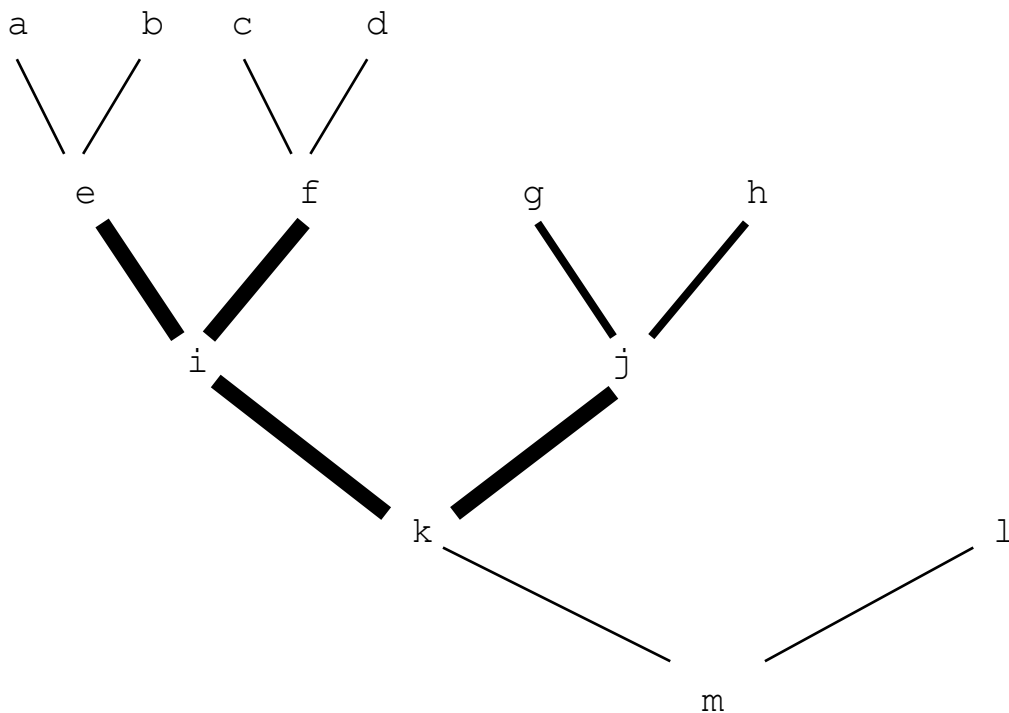


Abb. 3

Eine einzeln dastehende Gegebenheit verwandelt sich in eine Funktion, wenn sie sich mit einer anderen Gegebenheit paart: e wird durch f zu einer Funktion (und umgekehrt). i ist das eine Prinzip, das den beiden Funktionen e und f gemeinsam ist. Ohne dieses „Gemeinsame Funktionsprinzip“ (*Common Functioning Principle, CFP*), das für das Ganze steht, welches e und f umfaßt, wären e und f nur isolierte

„Tätigkeiten“, keine „Dienstleistungen“ in einem größeren Zusammenhang. Dadurch, daß sich i mit dem CFP von g und h, also mit j, paart, verwandelt sich das Funktionsprinzip i ebenfalls in eine Funktion (umgekehrt gilt das gleiche für j). i und j haben wiederum in k das ihnen gemeinsame Prinzip des Funktionierens.

Ein konkretes Beispiel in einer gängigeren Begrifflichkeit: die Emotion (i) ist das mittelbare Wesen der unmittelbaren Erscheinungen Lust (e) und Angst (f). Ihrerseits kann die Emotion isoliert als unmittelbare Erscheinung betrachtet werden. Wenn sich ihr Gegenpart, die Sensation (j), ihr zugesellt, stellt sich die Frage nach ihrer beiden mittelbarem Wesen: die Wahrnehmung (k).

## I.1.c. Die Geschichte des Orgonomischen Funktionalismus

Der funktionelle Gegenpart der Wahrnehmung (k) ist die Erregung (l). Aus der Untersuchung der Gegensätzlichkeit und gleichzeitigen Identität dieses Funktionspaares entwickelte Reich in seiner psychoanalytischen Klinik zwischen 1919 und 1923 die ersten Ansätze dessen, was er später „Orgonomischer Funktionalismus“ nennen sollte. Die ersten Früchte der sich entwickelnden neuen Denktechnik finden sich in dem Artikel „Zur Trieb-Energetik“ (Reich 1975) von 1923 (Reich 1950a, S. 6).

Das an seine ersten klinischen Erfahrungen sich anschließende Studium der von Kant und Hegel ausgehenden Ansätze zur Kritik des Materialismus half Reich, seine Gedanken zu präzisieren und mit mehr Selbstbewußtsein zu vertreten. Zum Beispiel hatte der Neukantianer Friedrich Albert Lange dargelegt, daß wir zwar nicht auf Atome, oder andere mechanische Konstrukte, verzichten können, wenn wir die Welt erklären wollen, diese jedoch, statt konkret und „materiell“ zu sein, auch nicht mehr sind als eben das: Konstrukte, also bloße Produkte unseres Geistes. Entscheidend ist nun, daß Lange in der Konsequenz nicht einem platten Idealismus verfiel, denn, schreibt Lange, „die Vermutung, daß hinter den beiden korrespondierenden Welten, der materiellen und der Empfindungswelt, ein *unbekanntes Drittes* als ihre gemeinsame Ursache läge, würde tiefer führen, als die einfache Identifizierung derselben“ (Lange 1866, S. 613).

Langes Anschauung, die die Spaltung zwischen „Seele“ und „Atom“ überwand – und gleichzeitig beibehielt, führte ihn zu einer Ahnung von der kosmischen Orgonenergie:

Wiederholt haben wir gesehen, wie schwierig, ja unmöglich es für den Materialismus, sofern er Atome annimmt, bleiben muß, von dem *Ort* der Empfindungen und überhaupt der bewußten Vorgänge Rechenschaft zu geben. Sind sie in der *Verbindung* der Atome? Dann sind sie in einem Abstraktum, d.h. objektiv nirgends. Sind sie in der Bewegung? Das wäre dasselbe. Man kann nur das bewegte Atom selbst als Sitz der Empfindung annehmen. Wie setzt sich nun Empfindung zusammen zu einem Bewußtsein? Wo ist letzteres? In einem einzelnen Atom oder wieder in Abstraktionen, oder



gar im leeren Raum, der dann eben nicht leer wäre, sondern mit einer eigentlichen immateriellen Substanz erfüllt? (Lange 1866, S. 407)

Der Einfluß des Dialektischen Materialismus auf Reich ist zu genüge dokumentiert. Tatsächlich war es Lenin, der von allen Denkern dem Organomischen Funktionalismus am nächsten kam, als er in seinen **Philosophischen Heften** im Anschluß an Engels und im Rückgriff auf Hegel die Dialektik als „Lehre von der Einheit der Gegensätze“ definierte und das wie folgt präziserte: „Spaltung des Einheitlichen und Erkenntnis seiner widersprechenden Bestandteile (...) ist das Wesen (...) der Dialektik.“ Wobei er die „Identität der Gegensätze“ als „Anerkennung (Aufdeckung) widersprechender, einander ausschließender, gegensätzlicher Tendenzen in allen Erscheinungen und Vorgängen der Natur“ interpretierte (Röd 1986, S. 241-243). Das klingt wie eine Beschreibung von Abb. 3!

Es ließe sich aber auch der dezidiert „undialektische“ Denker Henri Bergson zitieren, der den frühen Reich lange vor dessen Auseinandersetzung mit dem Dialektischen Materialismus entscheidend geprägt hat:<sup>1</sup>

Die Begriffe treten (...) für gewöhnlich paarweise auf und stellen zwei Gegensätze dar. Es gibt kaum eine konkrete Wirklichkeit, die sich nicht von zwei entgegengesetzten Gesichtspunkten aus betrachten ließe, und die sich nicht infolgedessen zwei gegensätzlichen Begriffen unterordnen ließe. Daher dann eine Thesis und eine Antithesis, die man nun vergeblich logisch zu versöhnen suchen wird aus dem sehr einfachen Grunde, weil man mit Begriffen oder Gesichtspunkten niemals einen Gegenstand in seiner Ganzheit erfassen kann. Aber von dem durch Intuition erfaßten Gegenstande gelangt man in den meisten Fällen mühelos zu den beiden einander entgegengesetzten Begriffen, und da man dadurch die Thesis und Antithesis aus der Wirklichkeit hervorgehen sieht, erfaßt man gleichzeitig, wie diese Thesis und Antithesis einander entgegengesetzt sind, und wie sie sich versöhnen. (Bergson 1934, S. 199)

## I.2. Funktionsgleichungen

### I.2.a. Homogene Funktionen

Es kann nur vier Arten geben, wie zwei gleichartige („homogene“) Funktionen miteinander verknüpft sind, was man sich (a.) „logisch“ anhand von zwei vertikalen Pfeilen, sowie (b.) anhand von Wirkungszusammenhängen und (c.) „dialektischen“ Zusammenhängen vergegenwärtigen kann:

---

<sup>1</sup> Mit „Nietzsche und dem Organomischen Funktionalismus“ beschäftige ich mich in <http://www.orgonomie.net/hdonietzsche.htm>.

1. die beiden Funktionen verhalten sich zueinander „neutral“;
  - a. die Pfeile heben sich gegenseitig auf, so daß keine Pfeilrichtung übrigbleibt;
  - b. Parallelität, Variation;
  - c. Position I – Position II.

Orgonometrisch: einfache *Variation* des gleichen Grundthemas, wie sie z.B. in der Zellteilung, der Knospung, der Verzweigung, etc. auftritt:



Es folgen Funktionsgleichungen „mit Pfeilspitzen“, die auf einen „Gegensatz“ hinweisen:<sup>2</sup>

2. die beiden Funktionen ergänzen einander und ziehen sich deshalb an;
  - a. die Pfeile sind aufeinander gerichtet;
  - b. Attraktion, Neutralisierung;
  - c. Position – ergänzende Position.

Orgonometrisch: einfacher *Gegensatz*: magnetischer Nordpol und magnetischer Südpol, Gehirn und Hand, Oberkörper und Unterkörper, etc.:



3. die beiden Funktionen schließen einander aus und stoßen sich ab;
  - a. die Pfeile zeigen voneinander weg;
  - b. Repulsion, Polarisierung;
  - c. Position – Gegenposition.

Orgonometrisch: *antagonistischer* Gegensatz: Lust und Angst, Trinkwasserleitungen und Abwasserleitungen, genitale Gesellschaften und Saharasia, Oberkörper und Unterkörper (beim gepanzerten Menschen), etc.:

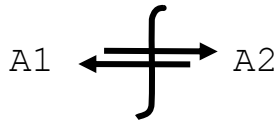


4. zwischen den beiden Funktionen kommt es zu einem ständigen Wechsel, einem Hin und Her;
  - a. die beiden (vertikal etwas verschobenen Pfeile) weisen in zwei verschiedene Richtungen;
  - b. Wechsel von Attraktion und Repulsion;

<sup>2</sup> Offenbar hat Reich nach Gl. 1 zunächst Gl. 3 definiert, die er anfangs nicht von Gl. 2 und Gl. 4 unterschied.

c. Position – Gegenposition – Position – Gegenposition – Position,  
Gegenposition – Position....

Orgonometrisch: *alternierender* Gegensatz, der in allen pulsatilen Vorgängen auftritt  
(der Wechsel von Expansion und Kontraktion):



Gl. 4

Damit haben wir bereits einen Großteil des Funktionierens im Universum abgedeckt:  
die einfache Variation eines Grundmotivs steht z.B. für *Struktur*, Anziehung und  
Abstoßung stehen z.B. für *Kräfte* und das Hin und Her für alle *Kreisprozesse*  
(sozusagen Struktur und Dynamik in einem).

## I.2.b. Heterogene Funktionen

Betrachten wir die vier homogenen Funktionsgleichungen nacheinander, wird  
deutlich, wie sich eine logisch aus der anderen entwickelt: Die beiden Bestandteile  
jedes Funktionspaares können als bloße Varianten ihres CFP betrachtet werden (Gl.  
1). Schaut man genauer hin, können sich die Funktionen als Gegensatz erweisen,  
dessen Teile sich, was naheliegt, wechselseitig ergänzen (Gl. 2), weshalb Reich von  
einem „einfachen Gegensatz“ spricht. (Wie wir im 4. Abschnitt sehen werden,  
gründet im Übergang von der einfachen Variation auf den einfachen Gegensatz die  
Existenz der Welt!) Der Gegensatz könnte aber auch komplexerer Natur sein und die  
beiden Funktionen sich gegenseitig ausschließen (Gl. 3). Werden diese  
*antagonistischen* Funktionen genauer betrachtet, könnte sich herausstellen, daß  
Position und Gegenposition einander abwechseln (Gl. 4). Ist aber erst einmal  
Dynamik im Spiel, könnte man auch einen der beiden Pfeile streichen, womit das  
Gleichgewicht der *homogenen* Funktionsgleichungen gesprengt wäre:

Ist es möglich, die beiden Richtungen eines alternierenden Gegensatzes, d.h. die  
beiden Komponenten einer Pulsation, voneinander zu trennen, weil einer der beiden  
Zustände mehr oder weniger stabil ist, haben wir zwei „*heterogene Funktionen*“ vor  
uns. Offensichtlich gibt es hier fließende Übergänge, d.h. man findet heterogene  
Paarungen, die nur schwer von „alternierenden Paarungen“ zu unterscheiden sind  
(etwa Veränderungen des Aggregatzustandes), also im Prinzip reversibel sind, – und  
solche, die nichts mit Pulsation zu tun haben und grundsätzlich irreversibel sind. Man  
denke z.B. an die unerbittlich ablaufende „Lebensuhr“ eines einzelnen Menschen: es  
gibt kein zurück. Andererseits: aus Sicht der Generationenfolge ist das einzelne  
Leben nur Teil eines ewigen Auf und Ab (Pulsation). Generell gilt: *heterogene*  
Funktionen stehen für Veränderung und Entwicklung, für eine Änderung der „Art“,  
während *homogene* Funktionen bereits gleichartig sind, so daß eine Transformation  
keinen Sinn macht.

Weil Entwicklung stattfindet und die Transformation nur gerichtet denkbar ist, kann der Pfeil in *heterogenen* Gleichungen ausschließlich nach rechts (entsprechend der Schreibrichtung „von links nach rechts“) weisen. Zusätzlich wird die Heterogenität durch unterschiedliche Buchstaben hervorgehoben:

$$x \xrightarrow{f} y$$

Gl. 5

Derartige heterogene Funktionen findet man in jeder Entwicklung, etwa in der vom Ei zum Huhn und z.B. bei chemischen Umwandlungen, wie der von Eisen zu Eisenoxyd (Rost). Oder wenn wir an die Erläuterungen zu Abb. 3 denken: während Lust (e) und Angst (f) homogene (genauer gesagt antagonistische) Gegensätze sind, bilden die tieferliegenden Funktionen Emotion (i) und Sensation (j) einen heterogenen Gegensatz. Emotionen können sich in Sensationen umwandeln (mechanistischer Intellektualismus) und umgekehrt Sensationen in Emotionen (mystische „Hingabe“). Besonders plastisch werden diese Transformationen im Roten Faschismus („Ché!“) und im Schwarzen Faschismus („Hitler!“). Ähnliches gilt für einen denkbaren Gegenpart von Lust und Angst: Kitzel (g) und Schmerz (h). Daß sie als heterogene Funktionen ineinander übergehen können, ist die Grundlage jeder sexuellen Perversion.

Wie bereits erwähnt, gesellt sich zur Wahrnehmung (k) als Gegenpart die Erregung (l). Hier haben wir es zwar ebenfalls mit einem heterogenen Gegensatz zu tun, aber gleichzeitig definiert die Beziehung zwischen diesen beiden Funktionen den Kontakt des Organismus mit der Umgebung und mit sich selbst. Störungen des Kontakts werden dadurch definiert, ob Erregung zu Wahrnehmung oder Wahrnehmung zu Erregung führt. (Mehr dazu im 4. Abschnitt.)

## I.2.c. Die Rolle des CFP

Funktionsgleichungen drücken weder einen kausalen Zusammenhang, noch eine strukturelle Korrelation aus, sondern eine *Beziehung*. Und „Beziehung“ ist durch „Identität“ definiert. Dazu muß man sich nur die Frage stellen, was ein funktionelles Paar bestimmt: warum wird (bewußt anthropomorph formuliert) gerade dieser Partner gewählt und nicht jener?

Nehmen wir wieder das Beispiel der Emotionen, mit denen wir Abb. 3 illustriert haben, und führen sie zunächst nach oben hin fort: Um die Emotionen „Lust“ (e) und „Angst“ (f) im Detail beschreiben zu können, kann man sie ihrerseits als Funktionsprinzipien (CFPs) betrachten, die sich jeweils in zwei unterschiedliche Varianten aufteilen. Bei Lust bestände dieses funktionelle Paar einerseits aus *Hingabe* (a) und andererseits aus *Aktivität* (b, „man wirft den Kopf zurück und stößt das Becken nach vorn“), bei Angst aus *Rückzug* (c) und aus *Abwehr* (d, „der Igel rollt sich zusammen und spreizt seine Stacheln“). Einzelnen betrachtet haben diese vier Varianten wenig mit Lust und Angst zu tun und könnten ebensogut mit anderen

Varianten funktionelle Paare bilden: Hingabe könnte ebenso gut ein Element der Emotion „Sehnsucht“ und Rückzug ein Element der „Trauer“ sein – zwei Emotionen, denen jedes aktive und aggressive Moment abgeht.

Funktionen gehen spezifische Beziehungen ein (Gl. 1 bis Gl. 5), weil sie durch eine tieferliegende dritte Funktion ihre *Identität* erhalten. In unserem Beispiel gehören Hingabe und Aktivität (a und b), Rückzug und Abwehr (c und d) jeweils nur deshalb zusammen, „haben eine Beziehung“, weil sie Varianten des Funktionsprinzips Lust (e) bzw. des Funktionsprinzips Angst (f) sind. Erst diese grundlegenden Funktionsprinzipien geben den oberflächlicheren Funktionsvarianten ihre Bedeutung.

Meist ist dieser identitätsstiftende „dritte Faktor“ (das CFP) dermaßen selbstverständlich, daß man ihn übersieht und seine Bedeutung selbst dann nicht erkennt, wenn ausdrücklich darauf hingewiesen wird: Tochterzellen sind durch ihre Mutterzelle „Geschwister“ (Gl. 1); Mann und Frau fühlen sich zueinander hingezogen, weil sie Menschen sind (Gl. 2); Lust und Angst können erst dadurch Gegensätze sein, weil sie etwas gemeinsam haben, d.h. Emotionen sind (Gl. 3); Kontraktion verwandelt sich in Expansion, weil sie ein Teil der Pulsation ist (Gl. 4).

Bei homogenen Gleichungen sind die beiden voneinander getrennten Funktionen also nur durch die zugrundeliegende Kontinuität miteinander verbunden. Heterogene Gleichungen (Gl. 5) vermitteln zwar den Eindruck, daß die Kontinuität bereits in der Transformation von der einen Funktion in die andere enthalten ist, so daß es wie ein perfektes Beispiel für Kausalität aussieht, doch auch hier beruht die Kontinuität auf dem zugrundeliegenden Funktionsprinzip. Man nehme etwa die Umwandlung von aufgenommener Nahrung (Materie) in Energie: ohne den lebendigen (von der pulsierenden Orgonenergie belebten) Organismus wäre diese Transformation nicht denkbar. Auch im Reagenzglas muß vorher durch Mischung der Ingredienzen, durch Katalysatoren, Wärmezufuhr, etc. „künstlich“ ein energetisches Gefälle errichtet werden, damit die biochemischen Prozesse ablaufen. Ohne orgonotische Pulsation keine Transformation, die nichts anderes ist als Expansion (wenn sich Materie in Energie oder etwa Schmerz in Kitzel umwandelt) bzw. Kontraktion (wenn aus Energie Materie und aus Kitzel Schmerz wird).<sup>3</sup>

Wie die tieferliegenden Funktionsprinzipien (CFPs) ihre oberflächlicheren Funktionsvarianten beeinflussen, wird besonders plastisch, wenn man die Übergänge zwischen heterogenen Funktionen, etwa zwischen seelischer Gesundheit und seelischer Krankheit (bzw. umgekehrt), mit Hilfe von *homogenen* Gleichungen in einzelne Abschnitte unterteilt (Konia 1996):

In der Gesundheit sind Abwehr und Trieb bloße Varianten, d.h. daß der Gesunde, wenn es die Umstände verlangen, in der Lage ist, einen Trieb abzuwehren, während er sich bei einer Veränderung dieser Umstände hemmungslos gehenlassen kann:

---

<sup>3</sup> Natürlich wandelt sich im Organismus nicht Masse in Energie um, sondern potentielle Energie, die Energie der chemischen *Bindungen*, in freie kinetische Energie. Im 5. Abschnitt kommen wir darauf zurück. Dort wird auch die Abhängigkeit heterogener Funktionsvariationen von ihrem CFP weiter herausgearbeitet werden.

$$\text{Abwehr} \quad \text{f} \quad \text{Trieb} \quad \text{Gl. 6}$$

Beim gehemmten neurotischen Charakter, also dem „Normalen“, halten sich Abwehr und Trieb gegenseitig in Schach, es kommt zu einem „neurotischen Gleichgewicht“ mit einem entsprechend stereotypen, „situationsunabhängigen“ Verhalten:

$$\text{Abwehr} \quad \longrightarrow \text{f} \longleftarrow \text{Trieb} \quad \text{Gl. 7}$$

Eine neurotische Symptomatik entsteht, wenn sich die beiden Funktionen antagonistisch gegenüberstehen und entsprechend die eine oder die andere die Oberhand gewinnt. Der Betreffende „entwickelt Symptome“ und wir haben dergestalt den typischen „Neurotiker“ vor uns:

$$\text{Abwehr} \quad \longleftrightarrow \text{f} \longrightarrow \text{Trieb} \quad \text{Gl. 8}$$

Beim Zusammenbruch der Panzerung kommt es, – so als handelte es sich um eine Karikatur der gesunden organismischen Pulsation –, zu einem ständigen Hin und Her, sowohl im Verhalten als auch in den physiologischen Reaktionen. Beim triebhaften Charakter ist das ein Dauerzustand:

$$\text{Abwehr} \quad \longleftrightarrow \text{f} \longrightarrow \text{Trieb} \quad \text{Gl. 9}$$

Anhand der Gleichungen Gl. 6 bis Gl. 9 sieht man, daß, wenn sich im Verlauf des Lebens oder einer Therapie das CFP verändert, gleichzeitig auch die *Art* der Beziehung zwischen den Funktionspaaren ändert. Die Art der Paarbeziehung kann bei Änderung des CFP aber auch gleich bleiben, während die *Partner* wechseln. Das ist beispielsweise bei den Emotionen der Fall:

<b>CFP:</b>	<b>1. Funktion:</b>	<b>2. Funktion:</b>	
Wut	Angriff	Abwehr	
Angst	Rückzug	Abwehr	
Trauer	Rückzug	Passivität	Abb. 4
Sehnsucht	Hingabe	Passivität	
Lust	Hingabe	Aktivität	

Diese Abfolge ist deshalb naheliegend, weil sich hier jeweils immer nur eine der beiden Funktionen ändert. Die *Art* der Funktionsbeziehung, einfacher Gegensatz (Gl. 2), bleibt gleich. Die *1. Funktion* beschreibt das Verhalten des Oberkörpers: in der Wut ein herausfordernd aufgerichteter Kopf und eine geschwollene Brust, in der daran anschließenden Kontraktion (Angst und Trauer) sinkt der Oberkörper in sich zusammen, man „duckt“ sich bzw. läßt den Kopf hängen, in der Expansion (Sehnsucht und Lust) gibt man sich mit weit aufgerissenen Armen und nach hinten fallendem Kopf hin. Die *2. Funktion* beschreibt den Unterkörper: im Lebenskampf (Wut und Angst) werden die Genitalien eingezogen und geschützt, in der Trauer und in der Sehnsucht „verharrt“ das Becken, während es in der Lust „geil“ nach vorne stößt.

In der Therapie könnte beim Abtragen der Panzerung beispielsweise in obiger Reihenfolge eine Emotion nach der anderen auftauchen: eine zur Schau getragene Wut (Expansion) überspielt nur die Angst (Kontraktion), diese geht in Trauer um ein verpfushtes Leben über, diese in Sehnsucht (erneute Expansion) nach einem neuen Leben und diese schließlich, nachdem sich der Patient hat fallen lassen, in die Lust an der neu gewonnen Freiheit.

Prozesse, wie die in Gl. 6 bis Gl. 9 und in Abb. 4 beschriebenen, lassen sich mit folgender heterogener Gleichung beschreiben:

$$x \xrightarrow{f} y \xrightarrow{f} z \xrightarrow{f} a \xrightarrow{f} \text{etc.} \quad \text{Gl. 10}$$

Man denke auch an chemische Umwandlungen mit ihren verschiedenen Zwischenprodukten (z.B. beim Raffinieren von Erdöl zu Benzin). Derartige Reihungen von heterogenen Gleichungen verweisen zurück auf die alternierenden Gegensätze (siehe die Erläuterungen zu Gl. 4) und sind möglich, weil Prozesse deshalb Prozesse sind, d.h. eine „Identität“ haben, weil ihnen ein CFP zugrundeliegt. Wir kommen auf solche Reihungen von Funktionsgleichungen im 3. und 5. Abschnitt zurück. Insbesondere im 5. Abschnitt wird es nochmals um die alles bestimmende Rolle des CFP gehen.

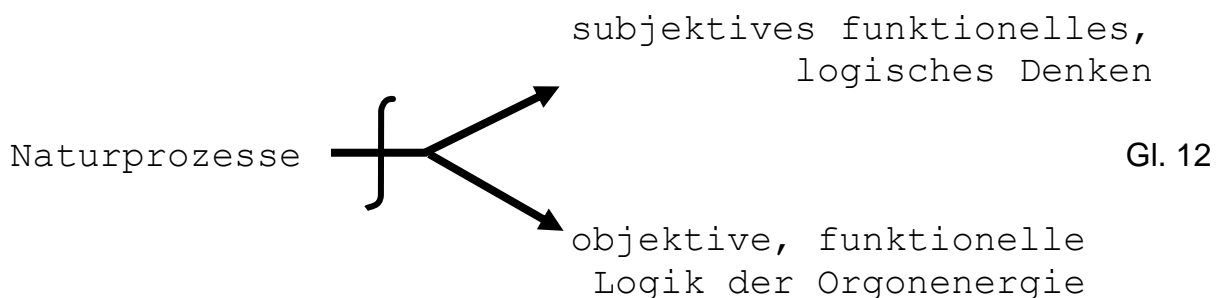
## I.3. Entwicklungsgleichungen

### I.3.a. Entwicklung

Ich weiß nicht, ob Reich bei „ $\int$ “ auch an das Zeichen für „Integration“ (vgl. Reich 1950d, S. 168), wie es in der Infinitesimalrechnung verwendet wird, d.h. das auf Leibniz zurückgehende Integralzeichen, das „lange s“ für „Summe“, gedacht hat. Dort symbolisiert es das Schließen von den Teilen auf das Ganze (lateinisch *integer*). Sicher ist, daß es in Funktionsgleichungen für „funktionell“ steht (Meyerowitz 1994) und auf das zugrundeliegende CFP verweist, von der die beiden miteinander in Bezug gesetzten Funktionen nur Varianten sind. Wird als dritter Faktor das CFP ausdrücklich genannt, erweitert sich die Dichotomie zur Trichotomie und die Funktionsgleichung (hier Gl. 1 bis Gl. 4, das gleiche würde natürlich auch für Gl. 5 gelten) verwandelt sich in eine *Entwicklungsgleichung*:



Wie bereits angeschnitten, sind die subjektive Logik in uns und die objektive Logik der Natur identisch (wenn man von den „trichotomischen“ Fallstricken des Denkens absieht, auf die wir im 4. Abschnitt eingehen). Diese funktionelle Identität brachte Reich in folgender Gleichung zum Ausdruck (Reich 1951a):

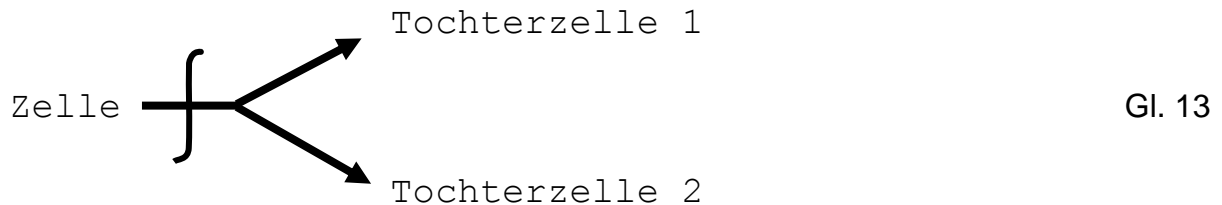


Entsprechend dieses Parallelismus von Denken und Sein kann man organometrische Gleichungen in jedem „denkbaren“ Bereich anwenden.

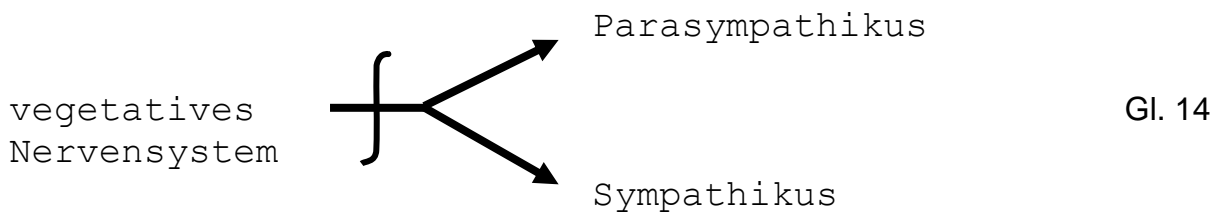
Als Beispiel nehme man die verschiedenen Funktionsebenen des Körpers vom Zellwachstum, über Anatomie und Physiologie bis zu den Empfindungen. Im einzelnen stellen sich die unterschiedlichen Arten von Entwicklungsgleichungen wie folgt dar:



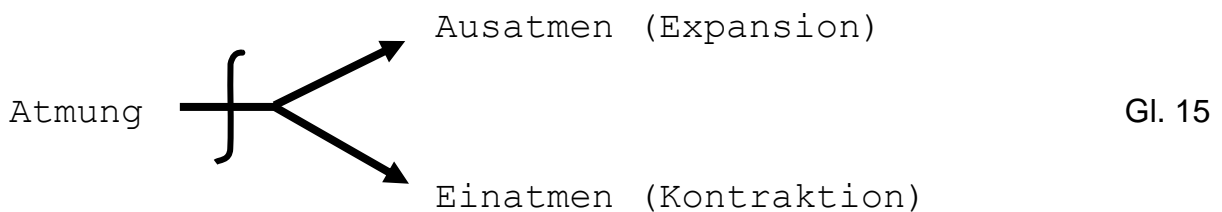
Entwicklungsgleichungen, die einen Bereich beschreiben, in dem sich das primordiale Funktionieren der masselosen kosmischen Orgonenergie nahtlos fortsetzt, was man daran sieht, daß die Funktionen nicht oder nur schwer zu unterscheiden sind. Man denke an Elementarteilchen oder an lebende Zellen:



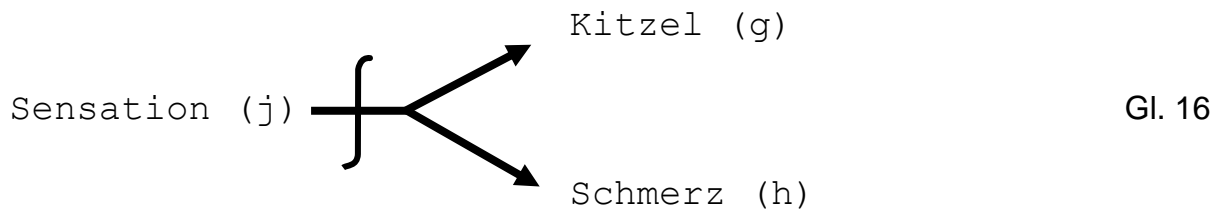
Entwicklungsgleichungen, die einen Bereich beschreiben, in dem primordiale Prozesse Struktur werden. Hier wiederholt sich, wie etwa beim Baum, auf allen Größenebenen die grundlegende bifurkative Struktur, die neuerdings mit Hilfe der „fraktalen Geometrie“ beschrieben wird. Man denke etwa an das Nervensystem:



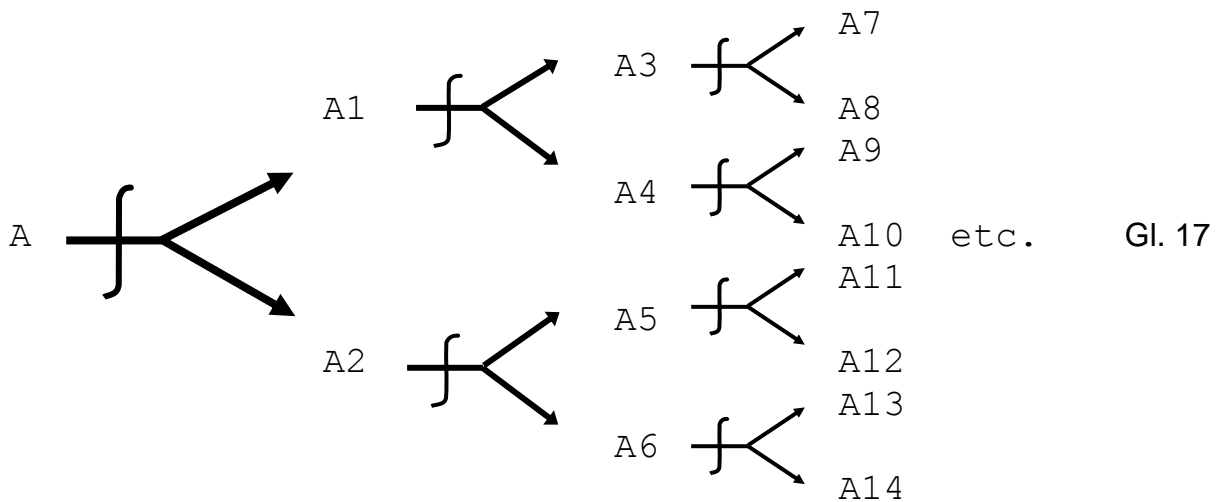
Entwicklungsgleichungen, die die Bestandteile des einheitlichen Funktionierens beschreiben. Erinnerung sei an Funktionsschemata, etwa von Kreisläufen in einem Kraftwerk, oder an folgendes Beispiel:



Entwicklungsgleichungen, die das innere Erleben beschreiben. Anlässlich von Abb. 3 haben wir bereits den funktionellen Zusammenhang diskutiert. Greifen wir von dort ein Element heraus (j, g und h), stellt es sich organometrisch wie folgt dar:

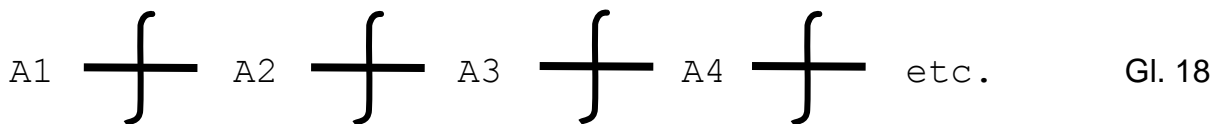


Entwicklungsgleichungen lassen sich nach folgendem Muster (jedenfalls potentiell) unendlich fortführen (vgl. Gl. 11):



Sind alle Konstituenten qualitativ mehr oder weniger gleichartig, verkörpert Gl. 17 eine Entfaltung, die vollständig mathematisch erfaßbar ist. Beispiele finden sich in der Vermehrung des Lebendigen (die Ausbreitung von „Lebenseinheiten“, Gl. 13), in den primordialen Funktionen der kosmischen Orgonenergie (die Ausbreitung von „Orgonenergie-Einheiten“) und, wenn man sich auf die bloße *Struktur* konzentriert, etwa beim „fraktal“ verästelten Nervensystem (Gl. 14).

In derartigen Fällen könnte man sogar folgende Gleichung formulieren:

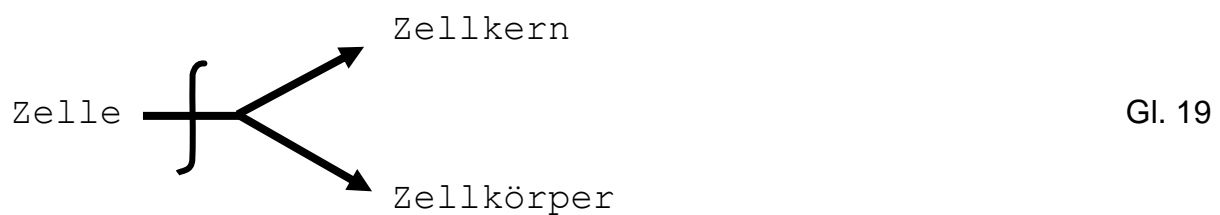


Das CFP ist hier sozusagen ein „reihenbildendes Prinzip“ für eine arithmetische oder geometrische Abfolge der natürlichen Zahlen:



## I.3.b. Erkenntnis

Eine zweite Gruppe von Gleichungen enden sehr bald. Diese Gleichungen, zu denen auch Gl. 15 und Gl. 16 gehören, sind entweder *prinzipiell* nicht fortzuführen, was besonders an den „vollständigen Entwicklungsgleichungen“ evident wird (mehr dazu im 5. Abschnitt), oder aus dem *praktischen* Grund, daß es keine sinnvoll zu formulierenden Funktionen mehr gibt, mit deren Hilfe man ein Ganzes differenzieren könnte. Zum Beispiel kann vom CFP „Zelle“ sowohl eine einfache Entwicklungsgleichung wie Gl. 13 ausgehen, die potentiell unendlich ist, aber auch eine „urteilende“ Gleichung, wie die folgende:



(Man denke z.B. daran, daß sich bei einer Zellteilung zunächst der Kern spaltet, erst dann der Zellkörper als ganzes.) Eine solche Gleichung fortführen zu wollen, würde nach wenigen Stufen in einer reinen Denksportaufgabe münden. Außerdem würde es mit einer weiteren Auffächerung nach rechts hin immer fragwürdiger, ob auch noch so übereinstimmende Beobachter dieselbe Gleichung formulierten. Letztendlich würde alles in haltloser Willkür enden.

An sich können ausschließlich Genitale Charaktere „urteilende“ organometrische Gleichungen formulieren (– eine Forderung, die bis auf weiteres leider illusorisch bleiben muß), denn derartige Gleichungen stellen das Setzen von Beziehungen, d.h. das „Ur-Teilen“, dar, wobei mathematisch nicht erfaßbare Erfahrungsmomente hineinspielen. Entsprechend scheinen sie in ihrer Struktur durchweg einem „psychosomatischen“ Grundmuster zu folgen. Dazu müssen wir etwas weiter ausholen:

Betrachtet man alle bisher formulierten Entwicklungsgleichungen, stellt sich die Frage, was eigentlich die Lage der beiden vom jeweiligen CFP rechts stehenden Funktionsvarianten bestimmt. Ist es gleichgültig, ob die eine oben oder unten steht? Im Prinzip ja (etwa bei Gl. 13), doch sollte man, so weit es irgend möglich ist, organometrische Gleichungen nach dem Muster der ersten Entwicklungsgleichung, die jemals formuliert wurde, gestalten.

Reichs „bio-elektrischen Experimenten“ von 1935 lag das folgende Diagramm zugrunde:

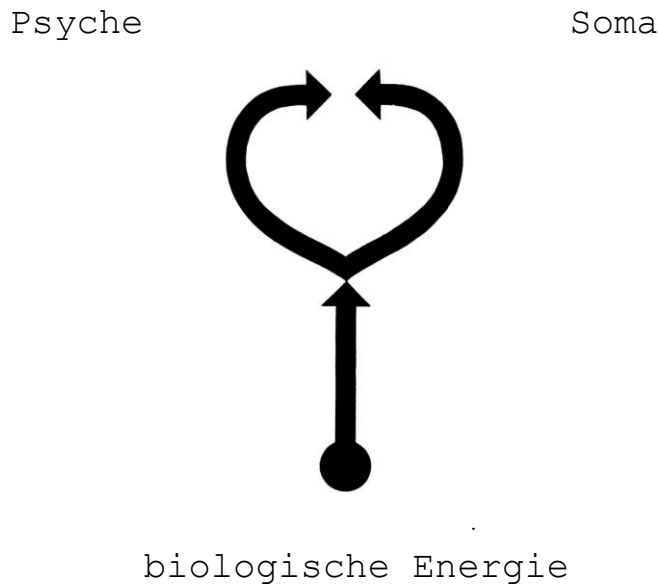
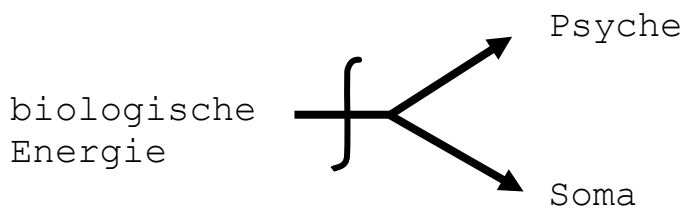


Abb. 7

Da diese schematische Formulierung des Organomischen Funktionalismus zu sperrig ist, drückte Reich das gleiche Anfang der 1940er Jahre wie folgt aus (siehe auch Gl. 12 und Gl. 19):



Gl. 20

Wenn man davon ausgeht, daß die Psyche für die Gesamtfunktion des Organismus steht, das Soma für die Teilfunktionen, wird deutlich, nach welcher Logik die Entwicklungsgleichungen (soweit es irgendwie paßt) in dieser Arbeit niedergeschrieben werden: frei nach Reichs Aufstellungen (z.B. Reich 1937, S. 41 und S. 53) stehen

Psyche, Energie, Expansion, Welle, Mystizismus, Qualität, etc.,

gegen

Soma, Masse, Kontraktion, Impuls, Mechanismus, Quantität, etc.

Die Funktionsgleichungen werden entsprechend dem oberen Teil von Abb. 7 formuliert. Bei heterogenen Funktionsgleichungen funktioniert das natürlich nicht, wodurch ihre Sonderrolle erneut deutlich wird. (Ohne unser „rigides“ Ordnungsschema wären wir auf dieses Unterscheidungskriterium zwischen homogenen und heterogenen Funktionsvarianten gar nicht gestoßen!)

Scheinbar gibt es Gleichungen, die sich nicht in das Grundmuster Gl. 20 einfügen wollen, obwohl sie etwas anderes darstellen als die bloße Entfaltung der Orgonenergie. Man nehme etwa folgendes Beispiel:



Aber selbst diese Gleichung könnte man „irgendwie“ der Grundgleichung Gl. 20 zuordnen, wenn man folgende Gleichsetzungen vornimmt: „Psyche = aktiv = Füchse“ und „Soma = passiv = Kaninchen“. Ich neige zu der Auffassung, daß Gleichungen, die sich vollständig gegen derartige Gleichsetzungen sperren, gar keine richtigen organometrischen Gleichungen sind (natürlich sofern sie nicht zur ersten Art der Entwicklungsgleichungen gehören). Im Kapitel V werden wir versuchen, dieses Schema tiefer in der Orgonenergie zu verankern und damit breiter anwendbar zu machen.

Die beiden wichtigsten Gründe für die Ordnung der Funktionen nach dem Schema von Abb. 7 und Gl. 20 sind:

1. kann man aufgrund dieses Ordnungsprinzips verschiedene Gleichungen untereinander leichter vergleichen und so übergreifende Ordnungsmuster erkennen; und
2. bietet das besagte Schema die Möglichkeit, uns als „energo-psycho-somatische“ Wesen in den Gleichungen wiederzufinden und uns mit ihnen zu „identifizieren“: *Kontakt*. Organometrie ist keine „voraussetzungslose“ Logik oder formale Mathematik, sondern Ausdruck der kosmischen Orgonenergie. Erst damit macht die Organometrie als „Urteilen“ überhaupt Sinn: wir erkennen uns selbst in der Natur wieder, was gleichbedeutend damit ist, daß sich die Orgonenergie ihrer selbst bewußt wird (vgl. Gl. 12). Nichts anderes ist „Bewußt-Sein“ (vgl. den 1. Abschnitt).

### I.3.c. CFP und Begriff

Wie Reich im letzten Kapitel von **Die kosmische Überlagerung** dargelegt hat, steckt in diesem Bewußtwerdungsprozeß die Gefahr, sich hoffnungslos zu verrennen. Entsprechend vorsichtig muß mit organometrischen Gleichungen umgegangen werden. Will man also seine Konzepte ordnen, sollte man das tunlichst nicht als Entwicklungsgleichung tun, sondern nur als bloße schematische Aufstellung. Trotzdem kann ein solches Schema wie eine organometrische Gleichung aussehen:

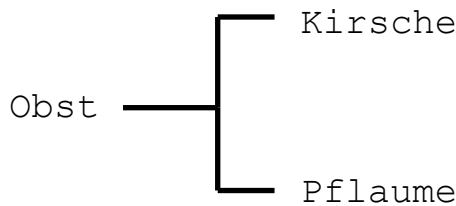


Abb. 8

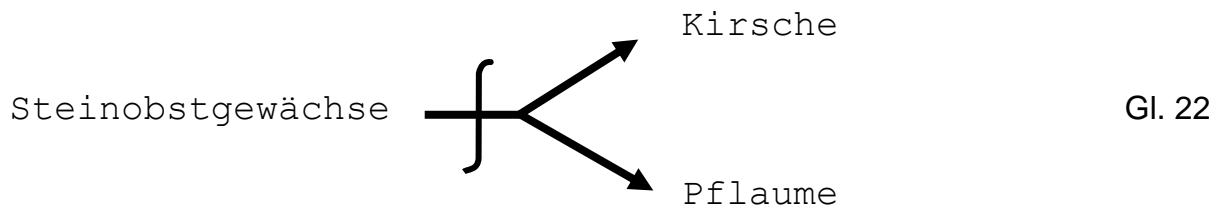
Manchmal ist eine derartige Aufstellung sogar direkt in eine organometrische Gleichung übertragbar. Aus Abb. 8 läßt sich jedoch keine Entwicklungsgleichung machen, da Entwicklungsgleichungen ausschließlich von Funktionsprinzipien ausgehen dürfen, die, wie im 1. Abschnitt ausgeführt, Funktionen äquivalent sind, nie von bloßen Konzepten oder Begriffen (wie etwa „Obst“).

Engels referiert Hegels **Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften**: „wir können wohl Kirschen und Pflaumen essen, aber kein *Obst*, weil noch niemand *Obst* als solches gegessen hat“ (Engels 1925, S. 503). Wir können zwar von Kirschen und Pflaumen auf den Begriff „Obst“ kommen, aber dies ist ein pures Abstraktum, nicht das ihnen zugrundeliegende Gemeinsame *Funktionsprinzip*. Das CFP ist niemals etwas austauschbares, nie etwas „als solches“, also ungreifbar, sondern immer konkret.

Um sich den Unterschied zwischen greifbaren Funktionen und bloßen Konzepten der Gedankenwelt zu verdeutlichen, kann man eine „Menge“ bilden: Eine Menge von drei Stühlen ist kein Stuhl, also hat man es mit konkreten Funktionen zu tun. Die Menge von drei Zahlen jedoch ist wieder eine Zahl: es handelt sich um bloße Konzepte. Eine Menge von fünf Geschwisterpaaren ist kein Geschwisterpaar, aber eine Menge von fünf Gruppen ist wieder nur eine Gruppe. Ein Gramm Salz plus ein Gramm Salz sind zwei Gramm Salz. Jedoch: eine Salzmenge plus eine Salzmenge macht wiederum nur eine Salzmenge. Man könnte auch sagen, daß bei „1 g Salz + 1 g Salz = 2 g Salz“ quasi eine *funktionelle* Transformation nach dem Muster von Gl. 5 stattfindet:  $1 + 1 \rightarrow 2$ , bei „1 Salzmenge + 1 Salzmenge = 1 Salzmenge“ jedoch nicht. (Dieser Punkt wird im 5. Abschnitt bedeutsam werden!)

Was wäre dann das CFP von „Kirsche und Pflaume“? Zunächst ist hervorzuheben, daß es keinen Sinn macht, beliebige Elemente aus der Umwelt herauszugreifen und nach deren CFP zu suchen. Etwa nach dem Muster: „Was ist das CFP eines Teppichs und einer Wolke?“ Abgesehen davon, daß die Orgonenergie das CFP von allem ist (eine inhaltsleere – und imgrunde *mystische* Aussage, vgl. Abb. 2!), gibt es in diesem Fall kein *spezifisches* CFP.

„Kirsche und Pflaume“ ist eine nicht gar so abwegige Zusammenstellung, denn es könnte durchaus ein Gärtner in einem konkreten Zusammenhang vor die Frage gestellt sein, was deren CFP ist. Um dieses CFP zu ergründen, müßte er sich mit Botanik beschäftigen, bzw. dem Stammbaum der Pflanzen, und würde dann vielleicht zu folgender, wohl noch immer provisorischen, aber vom Prinzip her doch sinnvollen organometrischen Gleichung gelangen:



Kirschen und Pflaumen haben sich nicht aus „Obst“ entwickelt, sondern aus einer Unterklasse der Rosengewächse. Sie, die wohldefinierten „Steinobstgewächse“, sind das Gemeinsame Funktionsprinzip von Kirsche und Pflaume. In Anlehnung an Schelling haben wir es beim Unterschied zwischen Abb. 8 und Gl. 22 mit der Differenz zwischen einer diskursiven Betrachtung zu tun, in der es um „Begriffsentwicklung“ geht, und einer „historischen“ Betrachtung, die von der Wirklichkeit als solcher handelt (Röd 1986, S. 116). Hegel fordert dazu auf, der „Selbstbewegung des Begriffs“ zu folgen, – die Orgonometrie folgt der „Selbstbewegung der Funktion“!

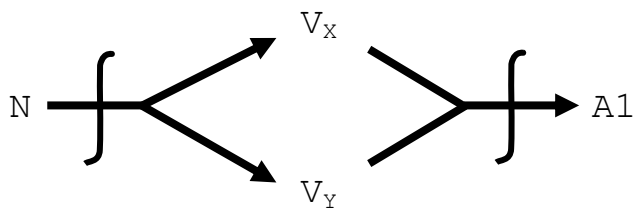
Wenn Gl. 22 überhaupt eine orgonometrische Gleichung ist, dann sicherlich keine „urteilende“ Entwicklungsgleichung wie Gl. 21, sondern eine Entwicklungsgleichung der ersten Art, d.h. eine, die unmittelbar die Entfaltung der Orgonenergie widerspiegelt. Das wird auch dadurch nahegelegt, daß „Kirsche und Pflaume“ eine einfache *Variation* darstellen (Gl. 1), während wir es etwa bei „Fuchspopulation und Kaninchenpopulation“ (Gl. 21) mit einem einfachen (sich gegenseitig anziehenden, d.h. hier voneinander abhängigen) *Gegensatzpaar* (Gl. 2) zu tun haben.

## I.4. Schöpfungsgleichungen

### I.4.a. Liebe, Arbeit und Wissen

Die Schöpfungsgleichung beschreibt den Übergang vom primordialen Bereich (Orgonenergie) in den sekundären Bereich (Materie). (Den Weg „zurück“ haben wir im 3. Abschnitt angeschnitten.) Wie dieser Übergang im einzelnen aussieht, hat Reich in **Die kosmische Überlagerung** (Reich 1951a) anhand der Genitalen Umarmung, der Formation von Wirbelstürmen in der Atmosphäre und von Galaxien im Kosmos und schließlich der Genese von Atomen aus der atmosphärischen Orgonenergie beschrieben. Orgonometrisch:





Gl. 23

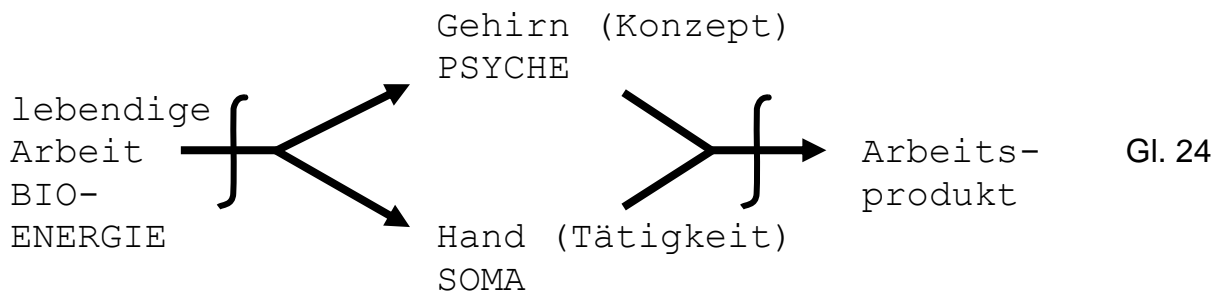
Aus der kosmischen Orgonenergie (dem CFP N, das allumfassende Naturgesetz, sozusagen das „Urprinzip“) gehen einfache homogene Varianten (V), etwa zwei Orgonenergie-Ströme (x und y) hervor, die sich, anders als bei einfachen Entwicklungsgleichungen, spontan, *d.h. ohne Veränderung des CFP N*, in einfache Gegensätze umwandeln und sich dergestalt anziehen und überlagern. Als Resultat der Überlagerung wird eine vollkommen neuartige Funktion erschaffen (A1), die am Anfang neuer Entwicklungsprozesse steht. Mit Gl. 23 können wir auch eine Lücke in den bisherigen Ausführungen schließen, denn die Eizelle (A1), aus der der Organismus durch Bifurkation hervorgegangen ist, war vorher eine unbefruchtete Eizelle (y), die durch eine Samenzelle (x) befruchtet werden mußte.

Da das allumfassende Naturgesetz N selbstredend die gesamte Natur durchdringt, ist Gl. 23 in den verschiedensten Bereichen anwendbar. Genauer gesagt überall dort, wo neues entsteht, sich „Schöpfung“ ereignet. Wollen wir z.B. die Genese der Arbeitsprodukte des Menschen beschreiben, kommen wir ohne Schöpfungsgleichung nicht aus. Aber betrachten wir zunächst folgende Ausführungen Engels‘:

Auch der Mensch entsteht durch Differenzierung. Nicht nur individuell, aus einer einzigen Eizelle bis zum kompliziertesten Organismus differenziert, den die Natur hervorbringt – nein, auch historisch. Als nach jahrtausendelangem Ringen die Differenzierung der Hand vom Fuß, der aufrechte Gang, endlich festgestellt, da war der Mensch vom Affen geschieden, da war der Grund gelegt zur Entwicklung der artikulierten Sprache und zu der gewaltigen Ausbildung des Gehirns, die seitdem die Kluft zwischen Menschen und Affen unübersteiglich gemacht hat. Die Spezialisierung der Hand – das bedeutet das *Werkzeug*, und das Werkzeug bedeutet die spezifisch menschliche Tätigkeit, die umgestaltende Rückwirkung des Menschen auf die Natur, die Produktion. Auch Tiere im engeren Sinne haben Werkzeuge, aber nur als Glieder ihres Leibes – die Ameise, die Biene, der Biber; auch Tiere produzieren, aber ihre produktive Einwirkung auf die umgebende Natur ist dieser gegenüber gleich Null. Nur der Mensch hat es fertiggebracht, der Natur seinen Stempel aufzudrücken, indem er nicht nur Pflanzen und Tiere versetzte, sondern auch den Aspekt, das Klima seines Wohnorts, ja die Pflanzen und Tiere selbst so veränderte, daß die Folgen seiner Tätigkeit nur mit dem allgemeinen Absterben des Erdballs verschwinden können. Und das hat er fertiggebracht zunächst und wesentlich vermittelt der *Hand*. Selbst die Dampfmaschine, bis jetzt sein mächtigstes Werkzeug zur Umgestaltung der Natur, beruht, weil Werkzeug, in letzter Instanz auf der Hand. Aber mit der Hand entwickelte sich Schritt für Schritt der Kopf, kam das Bewußtsein zuerst der Bedingungen einzelner praktischer Nutzeffekte, und später, bei den begünstigteren Völkern, daraus hervorgehend die Einsicht in die sie bedingenden Naturgesetze. Und mit der rasch wachsenden Kenntnis der

Naturgesetze wuchsen die Mittel der Rückwirkung auf die Natur; die Hand allein hätte die Dampfmaschine nie fertiggebracht, hätte das Gehirn des Menschen sich nicht mit und neben ihr und teilweise durch sie korrelativ entwickelt. (Engels 1925, S. 322f)

Das führt uns im Rückgriff auf unsere „Grundgleichung“ Gl. 20, und eine entsprechende Gleichung bei Jacob Meyerowitz (Meyerowitz 1994, S. 147), zu folgender Schöpfungsgleichung:



Frei nach Marx (Marx 1867, S. 148f) beschreibt Gl. 24 die Wertschöpfung und damit die Grundlage unseres gesellschaftlichen Lebens.<sup>4</sup>

Was schließlich den Bereich des Wissens, die „Wissen-Schaft“, anbetrifft: sie ist eine Funktion des organotischen Kontaktes, der, wie im 2. Abschnitt bereits angedeutet, mit folgender Schöpfungsgleichung beschrieben wird:



Diese Gleichung fällt aus dem Rahmen der Schöpfungsgleichung Gl. 23, weil „Wahrnehmung“ und „Erregung“ keine homogenen Funktionen sind, die sich überlagern könnten und außerdem ist „Kontakt“ keine greifbare Funktion, sondern ein *Konzept*, das durch das Zusammenspiel der beiden Funktionen definiert ist. Tatsächlich kommt es beim Kontakt von Erregung und Wahrnehmung zu einer Anregung der organotischen Strömung. Im folgenden wird deutlich werden, warum hier auf die Nennung des CFP verzichtet werden mußte. (Das CFP N einer entsprechenden *vollwertigen* Schöpfungsgleichung wäre „organotische Strömung“ gewesen, entsprechend dem „m“ in Abb. 3.)

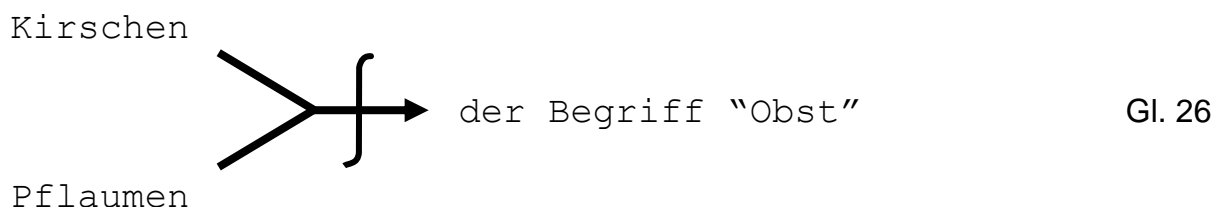
<sup>4</sup> Eine kritische Auseinandersetzung mit dem Marxismus findet sich in den beiden Aufsätzen **Hans Hass und der energetische Funktionalismus** [www.orgonomie.net/hdomath.htm](http://www.orgonomie.net/hdomath.htm) und **Ökonomie und Sexualökonomie** [www.orgonomie.net/hdoekonom.htm](http://www.orgonomie.net/hdoekonom.htm).

## I.4.b. Gedankengleichungen

Die Orgonometrie hat sich bei Reich langsam entwickelt und sie macht bis heute konstant Fortschritte (Meyerowitz 1994). Es ist unvermeidlich, daß ein solcher Arbeitsprozeß einige Ungereimtheiten hinterläßt. Zum Beispiel gibt es, wie im 2. Abschnitt bereits angeschnitten, in älteren Texten Reichs, die er vor seinem einführenden Aufsatz in die Orgonometrie geschrieben hatte (Reich 1950d), Funktionsgleichungen, die wie ein antagonistischer Gegensatz (Gl. 3) aussehen, aber eindeutig einen alternierenden Gegensatz (Gl. 4) kennzeichnen sollen. Ähnliche Probleme finden sich bei Entwicklungsgleichungen, die Reich manchmal „falsch herum“ (d.h.  $\succ$  statt  $\prec$ ) niedergeschrieben hat, was unmittelbar seine Suche nach dem CFP wiedergibt. Damit sehen diese Gleichungen wie Gl. 25 aus, also wie etwas, was ich als „Gedankengleichung“ bezeichne. Jacob Meyerowitz hat diese Ungereimtheit aus der Orgonometrie beseitigt (Meyerowitz 1994). Nur unter dieser Voraussetzung ist das folgende nachvollziehbar:

Im 3. Abschnitt haben wir bereits den rationalen Kern des „mechanistischen“ Aspekts des Denkens abgehandelt: das „Urteilen“ im Sinne von „Differenzierung eines Ganzen“  $\prec$ . Der „mystische“ Aspekt ist das Denken als „Begreifen“, d.h. differente Dinge „auf einen Begriff bringen“  $\succ$ .<sup>5</sup> Dieses Bilden von Begriffen, ohne das „Wissens-Schaft“ nicht möglich wäre (vgl. den 1. Abschnitt), können wir erst jetzt adäquat abhandeln, nachdem wir die Schöpfungsgleichung eingeführt haben. Denn „Gedankengleichungen“ (korrekter wäre „Gedanken-Schöpfungsgleichungen“), die das Bilden von Begriffen und damit nicht die Entfaltung der Natur, sondern das autonome, von der Natur losgelöste, sozusagen „in der Luft hängende“, Funktionieren der Gedankenwelt beschreiben („Dialektik“), gleichen dem zweiten Teil der Schöpfungsgleichung. Das nach rechts weisende Dreieck  $\succ$ , welches in der Schöpfungsgleichung auf das „Resultat“ einer Überlagerung verweist, legt nahe, daß die „Resultate“ von Gedankenoperationen, die Begriffe, nicht nur im übertragenen Sinne, sondern *buchstäblich* Schöpfungen unserer Phantasie sind (– was gleichzeitig die „rationale“ Grundlage jedes Mystizismus ist).

Eine derartige „Gedankengleichung“ könnten wir beispielsweise aus Abb. 8 ableiten:



Mit dem problematischen Verhältnis von Entwicklungsgleichung (Gl. 22) und „Gedankengleichung“ (Gl. 26) sind wir beim wohl größten technischen Problem der

<sup>5</sup> Diese beiden Arten des Denkens werde ich in Kapitel II mit dem Zergliedern und dem Zusammenfassen in Zusammenhang bringen.

Orgonometrie angelangt. Die Schwierigkeit wird allein schon am Begriff „CFP“ deutlich: „Prinzip“  *klingt*  nicht von ungefähr nach „Konzept“ oder „bloßer Begriff“, –  *bedeutet*  aber das genaue Gegenteil, nämlich „Ausgangspunkt“. Entsprechend kann es mit einem nach rechts offenen Dreieck  $\triangleleft$  symbolisiert werden und wird doch leicht mit dem „Resultat“ des Denkprozesses, also einer Art „Abschluß“  $\triangleright$ , verwechselt. Dem ist so, weil die gedankliche Erschließung des CFP (etwa das CFP einer der Funktionsgleichungen aus dem 2. Abschnitt) die Bewegung Abb. 9 vollzieht, – um die  *funktionelle*  Entwicklung Abb. 10 zu rekonstruieren:

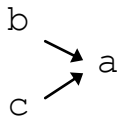


Abb. 9

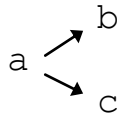


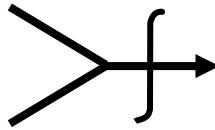
Abb. 10

Wir denken sozusagen gegen die Natur an.

Hinzu kommt, daß man nach dem Muster von Abb. 9 jeweils einen von  *vielen*  „denkbaren“ Begriffen  *bildet* , während das (jeweils)  *eine und einzige*  CFP bereits existiert und dementsprechend gesucht und  *entdeckt*  werden muß. Das Problem ist nun aber, daß wir in einem „Sprachraum“ leben, in dem wir extrem selten neue Begriffe  *bilden* , sondern fast immer nach dem bereits vorhandenen passenden Begriff  *suchen* . Entsprechend erahnen und „erfühlen“ wir das CFP – und suchen dann nach dem passenden  *Begriff* , um das CFP innerhalb des „Sprachraums“ formulieren zu können. Als wenn das nicht schon verwirrend genug ist, spiegeln, wie im 1. Abschnitt erwähnt, viele alltägliche Begriffe die  *funktionelle*  „Ausdruckssprache des Lebendigen“ geradezu perfekt wider, so daß wir gleich in mehrfacher Hinsicht ständig Gefahr laufen CFPs und Begriffe durcheinanderzubringen. Selbst die relativ ungepanzerten Mitglieder ursprünglicher Gesellschaften stolpern über diese Fallstricke des Denkens: die Animisten (Reich 1949a).

Mit diesen technischen Schwierigkeiten hängt zusammen, daß es nur allzu verlockend ist, „Gedankengleichungen“ mit entsprechenden Entwicklungsgleichungen zu einer Schöpfungsgleichung zu komplettieren. Nehmen wir folgendes Beispiel:

Fuchspopulation

Ökologisches  
Gleichgewicht

Gl. 27

Kaninchen-  
Population

Es ist naheliegend Gl. 27 zu erweitern, indem man ihr Gl. 21 sozusagen „vorschaltet“. Doch Fuchspopulationen und Kaninchenpopulationen gehen nicht als primäre Varianten aus einer „Waldwiese“ hervor, „überlagern“ sich nicht (obwohl sie einfache Gegensätze sind) und setzen vor allem keine Konzepte in die Welt! Vielmehr beschreibt Gl. 27 das Zusammengehen der Gedanken („These“ und „Antithese“) eines Biologen, der so zu einem umfassenderen Konzept („Synthese“) gelangt.

Wäre die „Komplettierung“ von Gedankengleichungen durch Entwicklungsgleichungen (bzw. umgekehrt) möglich, würde das die gesamte Orgonometrie ad absurdum führen: Funktions-, Entwicklungs-, Schöpfungs- und Gedankengleichungen würden jeden Sinn verlieren, bzw. wären kaum mehr als Diagramme.

## I.5. Vollständige Gleichungen

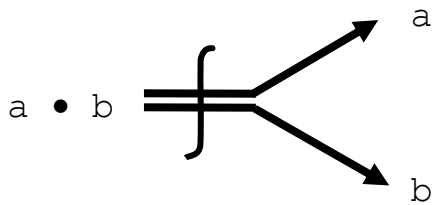
### I.5.a. Qualität und Quantität

Leider müssen wir bei den „vollständigen Gleichungen“ (Reich 1951d) noch etwas mehr abschweifen, als wir es ohnehin schon getan haben. Das will nicht zu einer „Einführung“ passen, ist aber bei vollständigen Gleichungen erst recht unvermeidlich, da hier mehr berücksichtigt werden muß, als bei den bisher diskutierten denkbar simplen „unvollständigen Gleichungen“. Ohnehin ist es unmöglich, eine rein formale „Einführung in die Orgonometrie“ zu schreiben, denn Orgonometrie ist konkret – oder gar nicht.

Der Hauptunterschied zwischen mathematischen und orgonometrischen Gleichungen liegt darin, daß sich die ersteren stets sauber nach Null hin auflösen lassen:  $a \cdot b - a \cdot b = 0$ . Das ist so, weil von allen unverwechselbaren Qualitäten abgesehen wird und die Funktionen auf ihre austauschbaren, d.h. rein quantitativen Eigenschaften reduziert werden. Wegen dieser Nivellierung sind mathematische Gleichungen im Grunde Tautologien nach dem Muster

$a \bullet b = a \bullet b$ . Sie gewinnen erst dann Bedeutung, wenn *im Nachhinein* die qualitativen Unterschiede wieder hinzugefügt werden.<sup>6</sup>

Durch dieses Vorgehen gewinnt die rein quantitative Betrachtung Priorität, während es gerade umgekehrt sein sollte. Der funktionelle Vorrang des Qualitativen wird in jeder schöpferischen Arbeit, insbesondere im Ingenieurwesen, sofort evident: wenn man keinen „Plan“ oder, wie man so schön sagt, keine „Peilung“ hat (wobei „Richtungssinn“, wie wir gleich sehen werden, wörtlich zu nehmen ist) und statt dessen rein mechanisch arbeitet, kann nichts Vernünftiges dabei herauskommen (vgl. Gl. 24). Die Orgonometrie versucht diese Fallstricke der Mathematik zu umgehen, indem sie von Anfang an mathematische Gleichungen in *vollständige* Entwicklungsgleichungen auflöst. Sie heißen „vollständig“, weil anders als in gewöhnlichen orgonometrischen Gleichungen nicht nur die qualitativen, sondern auch die *quantitativen* (mathematischen) Aspekte berücksichtigt werden:



Gl. 28

Diese Art von Gleichungen werden vor allem im Bereich der Physik angewendet, wobei wir im Anschluß an Reich mit dem „Dimensionsprodukt“ im „Dimensionssystem Lmt“ (L Länge, m Masse, t Zeit) operieren, was im Kapitel IV eingehender erläutert werden wird. Bereits in der Schulphysik dient das Dimensionsprodukt dazu, die physikalischen Größen *qualitativ* zu beschreiben. Doch dabei gehen Aspekte des physikalischen Charakters der betreffenden Größe verloren, weshalb wir hier eine Mischung aus Dimensionsprodukt und den gängigen physikalischen Gleichungen verwenden, was in der Schulphysik nicht üblich ist.

Setzen wir in Gl. 28 mechanisch die allgemeine Formel für Energie ein, wie sie z.B. im berühmten „ $E = m \bullet c^2$ “ zum Ausdruck kommt, ergibt das kaum mehr als höheren Unsinn (E steht für Energie, m Masse, c Lichtgeschwindigkeit, v allgemein für Geschwindigkeit):

<sup>6</sup> Mathematische Gleichungen sind dann korrekt, wenn das wieder herauskommt, was man vorher hineingesteckt hat, während orgonometrische Gleichungen ganz im Gegenteil nur dann richtig sind, wenn sie zu grundsätzlich neuen, unerwarteten Ergebnissen führen.

Gl. 29

Entsprechend möchte ich mit dem Zeichen „||“, zu dem mich ein Aufsatz aus Reichs **Orgone Energy Bulletin** inspiriert hat (Kelley 1952), andeuten, daß diese Gleichung nicht nur provisorisch ist, sondern (anders als etwa die provisorische Gleichung Gl. 22) *auf keinen Fall* mit einer vollwertigen organometrischen Gleichung verwechselt werden darf. (Ohne dieses Zeichen könnte das rasche Überfliegen einer organometrischen Abhandlung recht verwirrend und desorientierend sein! Natürlich ist das Zeichen bei *allen* organometrischen Gleichungen, nicht nur bei vollständigen, anwendbar.)

Die „aufgespaltene“, organometrische Darstellungsweise mathematischer Gleichungen erlaubt es, ihren *funktionellen* Inhalt zu entschlüsseln. In unserem Beispiel wäre dies:

Gl. 30

Hier wird dem Impuls  $p$  ( $m \cdot v = p$ ) eine bestimmte Geschwindigkeit  $v$  zugeordnet. Aus schulphysikalischer Sicht mag diese Aufstellung nicht viel Sinn machen, aber sie hat, wie wir im folgenden sehen werden, gleich einen doppelten *organophysikalischen* Sinn.

## I.5.b. Bewegungsenergie und Lageenergie

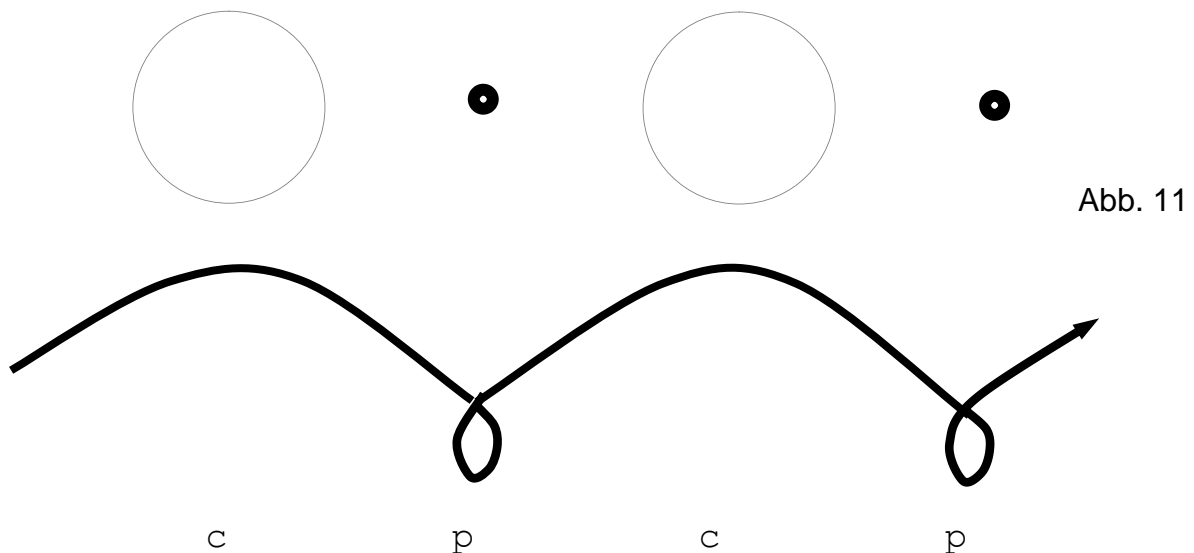
Es gibt verwirrend viele Energiearten, und es ließen sich beliebig viele weitere definieren, die sich jedoch (wenn wir von der erwähnten Energie der Ruhemasse  $E = m \cdot c^2$  absehen – siehe dazu **Hans Hass und der energetische Funktionalismus** [www.orgonomie.net/hdomath.htm](http://www.orgonomie.net/hdomath.htm)) auf nur zwei reduzieren lassen: kinetische Energie (Bewegungsenergie) und potentielle Energie (Lageenergie). Sie machen jeweils die Hälfte der Gesamtenergie eines Systems aus. Abgesehen davon, daß man den Ausdruck  $m \cdot v^2$  durch 2 teilen müßte, wird die Bewegungsenergie durch Gl. 30 beschrieben.

Mittels der vollständigen organometrischen Gleichung Gl. 31, die, wie im Kapitel IV erläutert werden wird, die Umwandlung der Dimension Masse  $m$  in die Dimension Länge  $L$  beschreibt, läßt sich das auf die *massefreie* kosmische Orgonenergie übertragen:

$$m \equiv L \quad \text{Gl. 31}$$

$$L \cdot c^2 \equiv \begin{matrix} \nearrow c \\ \searrow L \cdot c \end{matrix} \quad \text{Gl. 32}$$

Hinter der mechanischen Energie steht letztendlich die organotische Kreiselwelle (KRW), d.h. die Bewegung ( $c$ , für Bewegung im primordialen Bereich) von organotischen Pulsen ( $p = L \cdot c$ ) (Reich 1951d, S. 70; Reich 1957b). Hier in Vorderansicht (oben, Wechsel von Expansion und Kontraktion) und Seitenansicht (unten, Wechsel von Welle und Schleife):



Das bedeutet, daß sich die kosmische Energie, und damit alle Formen von Energie, mittels der homogenen Gleichung Gl. 33 beschreiben läßt:



$$c \leftarrow \begin{array}{c} \text{f} \\ \text{=} \\ \text{=} \\ \text{=} \end{array} \rightarrow p$$

Gl. 33

Die organometrische Beschreibung der *potentiellen Energie* (wobei wir vom einfachsten Fall, nämlich einem konstanten Kraftfeld, ausgehen und wieder vom Faktor 2 absehen) ähnelt zunächst Gl. 30, in der die kinetische Energie beschrieben wird (m Masse, g Beschleunigung in einem Kraftfeld, L Distanz):

$$m \cdot g \cdot L \begin{array}{c} \text{f} \\ \text{=} \\ \text{=} \\ \text{=} \end{array} \begin{array}{l} \nearrow v \\ \searrow m \cdot v \end{array}$$

Gl. 34

Um den *funktionellen* Unterschied zwischen den beiden Energiearten festmachen zu können, müssen wir die Größen  $v$  und  $m \cdot v = p$  vollständig in ihre dimensional Bestandteile auflösen und gelangen dann, wie im Kapitel IV erläutert werden wird, von der Geschwindigkeit  $v$  zur Spannung  $U$  und vom Impuls  $p$  zur Ladung  $Q$ :

$$v \begin{array}{c} \text{f} \\ \text{=} \\ \text{=} \\ \text{=} \end{array} L/t \begin{array}{c} \text{f} \\ \text{=} \\ \text{=} \\ \text{=} \end{array} U$$

Gl. 35

$$p \begin{array}{c} \text{f} \\ \text{=} \\ \text{=} \\ \text{=} \end{array} L^2/t \begin{array}{c} \text{f} \\ \text{=} \\ \text{=} \\ \text{=} \end{array} Q$$

Gl. 36

Das führt schließlich zur folgenden unvollständigen Entwicklungsgleichung:

$$\begin{array}{l} \text{potentielle} \\ \text{Energie} \end{array} \begin{array}{c} \text{f} \\ \text{=} \\ \text{=} \\ \text{=} \end{array} \begin{array}{l} \nearrow \text{ein Spannungsfeld, ....} \\ \searrow \text{....das von einer Ladung} \\ \quad \text{aufgebaut wird} \end{array}$$

Gl. 37

*Kinetische* Energie ist also letztendlich die Bewegung von organotischen Impulsen (Abb. 11), *potentielle* Energie die organotische Spannung, die von organotischen Ladungen aufgebaut wird (Gl. 37).

In der *Schulphysik* wird die kinetische Energie als Bewegung von Körpern (*Massen*) definiert. Daß dies aus funktioneller Sicht nicht viel Sinn macht, wird ersichtlich, wenn man etwa einen Apfel im (letztendlich organotischen) Schwerfeld der Erde hochhebt und dergestalt die Spannung zwischen den beiden organotisch geladenen Körpern Apfel und Erde vergrößert, d.h. dem Apfel potentielle Energie verleiht. Läßt man den Apfel wieder los, verwandelt sich seine Ladung  $Q$  in ihre funktionelle Entsprechung Impuls  $p$  (Gl. 40), wobei sich die zwischen den beiden Körpern Apfel und Erde bestehende Spannung  $U$  in ihre funktionelle Entsprechung Bewegung  $v$  umwandelt (Gl. 39): kinetische Energie ist die Bewegung von Ladungen  $Q =$  Impulsen  $p$ .

Hinter der nichtssagenden Transformation Gl. 38, die den Übergang von potentieller Energie in kinetische Energie beschreibt, verbergen sich demnach die bedeutungsvollen Transformationen Gl. 39 und Gl. 40:

$$\text{Lageenergie} \quad \overset{\int}{\rightarrow} \quad \text{Bewegungsenergie} \quad \text{Gl. 38}$$

$$U \quad \overset{\int}{\rightarrow} \quad v \quad \text{Gl. 39}$$

$$Q \quad \overset{\int}{\rightarrow} \quad p \quad \text{Gl. 40}$$

Die beiden Gleichungen Gl. 39 und Gl. 40 gemahnen an Friedrich Kraus' „Näsetheorie des Lebens“, die am Anfang von Reichs Weg in die Biophysik stand (Reich 1937). Gleichzeitig reihen sie Reichs ersten Ansatz in einen größeren Rahmen ein, denn auf Gl. 38, das Speichern und Freiwerden von Energie (Bewegung), beruht auch aus rein schulphysikalischer Sicht unsere Existenz sowohl als Naturwesen als auch als zivilisierte Menschen in einer technologischen Umwelt.

Gl. 38 beinhaltet noch mehr: sie umfaßt den kompletten Bereich der *sekundären* Energie, deren primordialen Kern wir mit Abb. 11 und Gl. 37, Gl. 39 und Gl. 40 freigelegt haben, d.h. das CFP von kinetischer und potentieller Energie ist die *primäre* Energie. Es ist, wie bereits im 2. Abschnitt angedeutet, die pulsierende Organenergie (Gl. 33), die den ständigen Wechsel von kinetischer und potentieller Energie antreibt. Demnach gibt es weder eine Unzahl von Energien noch derer zwei oder drei, sondern nur *eine* Energie (die kosmische Organenergie), die sich potentiell unendlich differenziert.

## I.5.c. Die Rolle des CFP in vollständigen Gleichungen

Die vollständige Funktionsgleichung Gl. 41 gesellt sich zu den homogenen (Gl. 1 bis Gl. 4) und heterogenen (Gl. 5) Funktionsgleichungen:

$$x \equiv y \quad \text{Gl. 41}$$

Nicht etwa trotz, sondern wegen des quantitativen (mathematischen) Aspekts entspricht Gl. 41 weitgehend Gl. 1. Das wird, *eingedenk Gl. 18*, durch die ungewöhnlichen Gleichungen Gl. 35 und Gl. 36 unterstrichen, die allgemein formuliert folgende Gestalt haben:

$$x \equiv y \equiv z \quad \text{Gl. 42}$$

Da Quantitäten stets nur einfache Varianten des CFP sein können, ließe sich diese Gleichung mit a, b, c, etc. „unendlich“ fortführen (vgl. Gl. 18 sowie Abb. 5, Abb. 6 und die daran anknüpfenden Erläuterungen).

Man könnte einwenden, daß hier das Integrationszeichen fehl am Platz sei, da es doch für die *geordnete* „binäre“ Abfolge der Funktionen, wie sie in Abb. 3 dargestellt ist, stehe. Diese dichotomische Ordnung unterscheide den Funktionalismus vom Mechano-Mystizismus, der alles voneinander trennt (Abb. 1) bzw. alles mit jedem kurzschließt (Abb. 2). Aber genau hier, in Gleichungen wie Gl. 18 und Gl. 42, ist die rationale (*funktionelle*) Seite des Mechano-Mystizismus zu suchen: in den „reihenbildenen“ Eigenschaften von CFPs, die *manchen* einfachen Varianten und *allen* vollständigen Funktionsgleichungen zugrundeliegen.

Weitaus wichtiger ist jedoch, daß alle vollständigen Funktionsgleichungen Prozesse beschreiben und Prozesse können ebenfalls, wie in Gl. 10, mit vielen hintereinander geschalteten Integrationszeichen beschrieben werden, weil sie von *einem* CFP bestimmt werden. Vollständige Funktionsgleichungen haben also nicht nur den Charakter *homogener* Gleichungen (einfache Varianten), sondern vor allem die Eigenschaften *heterogener* Gleichungen – deshalb auch die unterschiedlichen Buchstaben in Gl. 41 und Gl. 42, entsprechend Gl. 5. Das bedeutet, daß vollständige Funktionsgleichungen, anders als die ihnen entsprechenden mathematischen („tautologischen“) Gleichungen, in eine bestimmte Richtung weisen. Aus diesem Grund ist es nicht möglich, wie in der Mathematik üblich, eine Gleichung wie Gl. 31 einfach umzukehren (genauso wenig wie man Gl. 5 einfach anders herum schreiben könnte!):

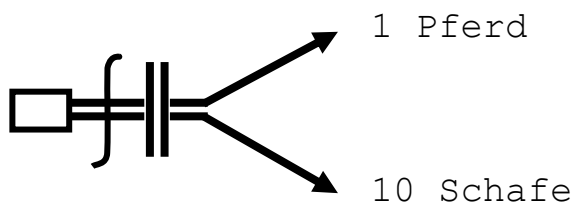
$$L \equiv m \quad \text{Gl. 43}$$

Diese Gleichung ist in bestimmten Zusammenhängen zwar korrekt, bedeutet aber etwas vollkommen anderes als Gl. 31! Gl. 31 beschreibt den Übergang vom materiellen in den energetischen (masselosen) Bereich (Expansion), Gl. 43 das genaue Gegenteil (Kontraktion). Entsprechend beschreibt Gl. 35 (Kontraktion) das Gegenteil von Gl. 39 (Expansion). Das gleiche gilt für Gl. 36 und Gl. 40.

Die Behauptung, daß *vollständige* Funktionsgleichungen grundsätzlich nicht nur einen homogenen, sondern *vor allem* einen heterogenen Charakter haben, wird unmittelbar einsichtig, wenn man ein Beispiel aus dem Tauschhandel nimmt. Sagen wir, der eine der Tauschpartner erhält 1 Pferd für 10 Schafe, sein Gegenüber entsprechend umgekehrt. 1 Pferd ist hier gleich 10 Schafen, was *formal* identisch ist mit 10 Schafen, die gleich 1 Pferd sind, doch *funktionell*, d.h. für die „Wirklichkeit“ jeweils des Gebers und des Nehmers sind das zwei vollkommen unterschiedliche „Transaktionen“ (die Transformation zwischen heterogenen Funktionen).

Bei diesem Beispiel haben wir es sowohl mit einer *homogenen* Variation zu tun (abstrakt sind 1 Pferd und 10 Schafe, sagen wir mal, jeweils 2000 EUR wert), die perfekt durch das Gleichheitszeichen der üblichen Mathematik ausgedrückt wird, und gleichzeitig auch mit einer *heterogenen* Umwandlung von 1 Pferd in 10 Schafe bzw. umgekehrt – eine Umwandlung, die den ganzen Vorgang erst *motiviert*!

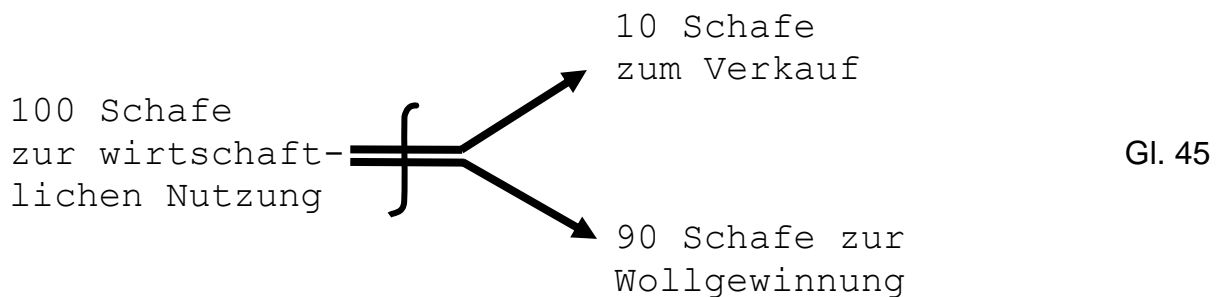
Dieser Doppelcharakter des Vorgangs wird durch die vollständige Funktionsgleichung (Gleichheitszeichen *plus* Integrationszeichen) ausgedrückt und sofort offensichtlich, wenn wir versuchen, die vollständigen Funktionsgleichungen zu einer *vollständigen* Entwicklungsgleichung zu erweitern (vgl. Reich 1950d, S. 165):



(Das Zeichen „ $\square$ “ steht für eine unbekannte Funktion oder ein unbekanntes CFP [Meyerowitz 1994, S. 203].) Die 2000 EUR, die das 1 Pferd bzw. die 10 Schafe jeweils wert sind, sind nicht das CFP von Gl. 44, sondern der dritte Teil einer vollständigen Funktionsgleichung. Da nur 2000 EUR fließen (bzw. fließen würden, hätten wir es nicht mit Tauschhandel zu tun), wäre es auch sinnlos, als CFP 4000 EUR einzusetzen. Ohnehin ist das wirkliche CFP das, was die Heterogenität, d.h. die *Motivation* des Tauschvorgangs bestimmt: der (hier weiter zu spezifizierende) „gesellschaftliche Bedarf“, der auf die biologische Triebstruktur zurückgeht und daher zur Verzweigung der Ökonomen nicht quantitativ erfaßbar oder gar „planbar“ ist – und deshalb unter keinen Umständen das CFP einer *vollständigen* Entwicklungsgleichung sein kann.

Im 2. Abschnitt haben wir gesehen, daß ein *heterogener* Gegensatz (Gl. 5) stets mit Pulsation verbunden ist, die die Transformation sozusagen antreibt. Pulsation wird aber mittels einer *homogenen* Gleichung (Gl. 4) beschrieben, wie im 5. Abschnitt am Beispiel von Bewegungsenergie und Lageenergie exemplifiziert wurde (Gl. 33). Aus diesem Grund kann dieses „*veränderliche*“ CFP in *vollständigen* organometrischen Gleichungen nur impliziert, aber nicht ausdrücklich genannt werden. Es sind also in diesem Fall grundsätzlich nur vollständige *Funktionsgleichungen* möglich.

Betrachten wir im Vergleich eine *korrekte* vollständige Entwicklungsgleichung:



Durch die quantitativen Vorgaben ist das CFP hier statischer Natur, d.h. es geht um eine (im Rahmen der jeweiligen organometrischen Betrachtung) *unveränderliche* Größe, die in ihre funktionellen Komponenten zerlegt wird. Zwischen diesen notwendigerweise ebenfalls unveränderlichen Komponenten kann keine Transformation stattfinden. Deshalb können sie nicht in eine vollständige Funktionsgleichung überführt werden, sondern nur in eine *unvollständige* homogene Funktionsgleichung (hier antagonistischer Gegensatz, Gl. 3). Hinzu kommen die Gesetze der Mathematik: in Gl. 45 wären 10 Schafe zur Gewinnung von Wolle, oder eine andere quantitative Äquivalenz zwischen den beiden Funktionsvarianten, ein reiner Zufall.

Zusammengefaßt kann man sagen: vollständige Funktionsgleichungen führen zu unvollständigen Entwicklungsgleichungen und vollständige Entwicklungsgleichungen führen zu unvollständigen Funktionsgleichungen.

## I.5.d. Die vier Grundrechenarten

Ein weiteres Problem bei der Verknüpfung der beiden Funktionsvariationen einer vollständigen Entwicklungsgleichung liegt darin, daß die Mechanik der vier Grundrechenarten den Unterschied zwischen dem Funktionsbereich des CFP und dem der beiden Funktionsvariationen durcheinanderbringt. Man betrachte etwa die beiden folgenden mathematischen Gleichungen (vgl. Gl. 45):

$$100 = 90 + 10$$

CFP	Funktion 1	Funktion 2
Summe	Summand 1	Summand 2

Abb. 12

$$90 = 100 - 10$$

Funktion 1	CFP	Funktion 2
Differenz	Minuend	Subtrahend

Abb. 13

Zwar läßt sich Gl. 45 umstandslos in eine Plusrechnung überführen, aber bei der komplementären Minusrechnung würden die funktionellen Komponenten der Gl. 45 heillos durcheinander geraten. Umgekehrt, bei der Umgestaltung einer Minus- zu einer Plusrechnung, würde natürlich das gleiche geschehen.

Bei der Plusrechnung (Abb. 12) sind die beiden Summanden austauschbar (sie bewegen sich auf derselben funktionellen Ebene), außerdem sind sie jeweils kleiner als die Summe. Bei der Minusrechnung sind die beiden funktionellen Ebenen (das CFP hier, die beiden Funktionsvariationen dort) ineinander verschränkt (Abb. 13): Minuend und Subtrahend sind nicht austauschbar, der Minuend ist (solange wir im Plusbereich bleiben) in jedem Fall größer als der Subtrahend und sogar größer als die Differenz. Entsprechendes gilt für die Punktrechnung und das Verhältnis von Multiplikation und Division.

Mit diesem Dilemma werden wir uns im Kapitel VII näher beschäftigen und dabei auf Abb. 3 zurückgreifen.

# II. Orgonomischer Funktionalismus

Orgonomie ist die Wissenschaft von der Lebensenergie und umfaßt deshalb sämtliche Bereiche der Natur von der Physik bis zur Psychologie. Orgonometrische Gleichungen können unterschiedlichste Bereiche auf unterschiedlichen Größenebenen fast identisch beschreiben, da sie alle von der gleichen Orgonenergie durchströmt und bestimmt werden. Das wird am Beispiel des orgonotischen Kontakts durchexerziert, wobei auch die Astronomie, die Soziologie, die Meteorologie und die Elementarteilchenphysik durchleuchtet werden.

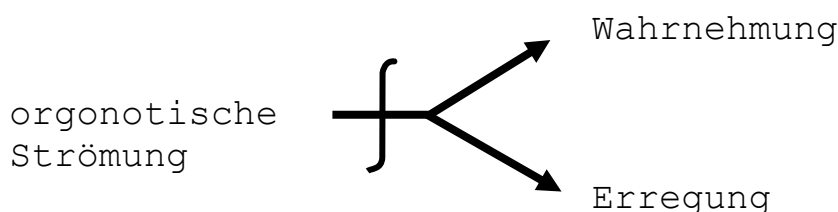
## II.1. Die orgonotische Strömung

### II.1.a. Orgonotischer Kontakt

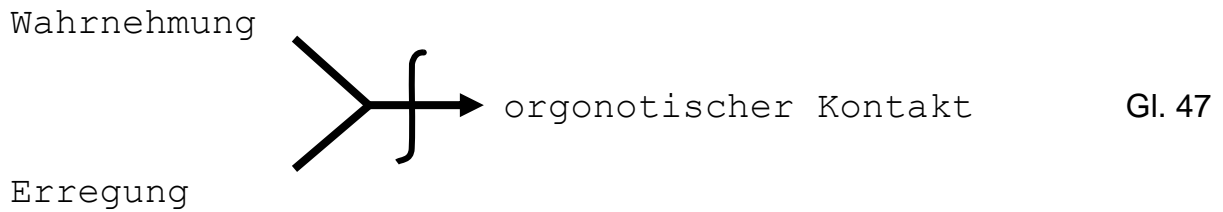
In der orgonomischen Forschung hat die Qualität stets Vorrang vor der Quantität. Quantitative Forschung kann (bzw. könnte) mit Robotern betrieben werden. Dies sogar besser als mit Menschen, da man vollständig auf Doppelblindexperimente verzichten könnte, die dazu dienen, den „subjektiven Faktor“ weitgehend auszuschließen. Genau dieser „subjektive Faktor“ ist jedoch der Ausgangspunkt der orgonomischen Forschung. Wie sollte das auch anders sein? Am Anfang *jeder* Forschung stehen Beobachtungen, Postulate, Hypothesen, die zu neuen Beobachtungen führen, Experimente und schließlich Theorien, welche jeweils vom Subjekt gemacht, aufgestellt, geplant und durchgeführt werden.

Wie sichert die Orgonomie dann die Objektivität des Forschungsprozesses? Durch Orgontherapie wird das Forschungsinstrument Mensch kalibriert!

Am Anfang der orgonomischen Forschung stehen Erregung und Wahrnehmung. Ihr Ursprung verweist auf das *Ziel* der orgonomischen Forschung und ihr Zusammenwirken verweist auf das *Mittel* dieser Forschung (vgl. Gl. 47 mit Gl. 25).

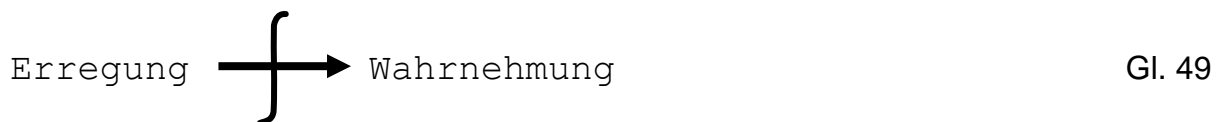


Gl. 46



Oder mit anderen Worten: der orgonotische Kontakt sorgt dafür, daß die orgonotische Strömung und damit die Orgonenergie selbst in ihren diversen Varianten korrekt erfaßt wird. Die Art des Zusammenwirkens der beiden Varianten von Gl. 47 bestimmt den orgonotischen Kontakt und damit die Art der Forschung.

Wahrnehmung und Erregung sind heterogene Funktionen, die ineinander übergehen können:



Gl. 48 entspricht der Welt des Neurotikers (des „Nervösen“), bei dem Wahrnehmungen in, wie man so schön sagt, „Nervenspannung“ übergehen, Gl. 49 der des Psychotikers, bei dem Erregungen umstandslos in (Wahn-) Vorstellungen überführt werden. In beiden Fällen geht der orgonotische Kontakt verloren und der Zugang zur orgonotischen Strömung, allgemein zur Orgonenergie, ist verbaut.

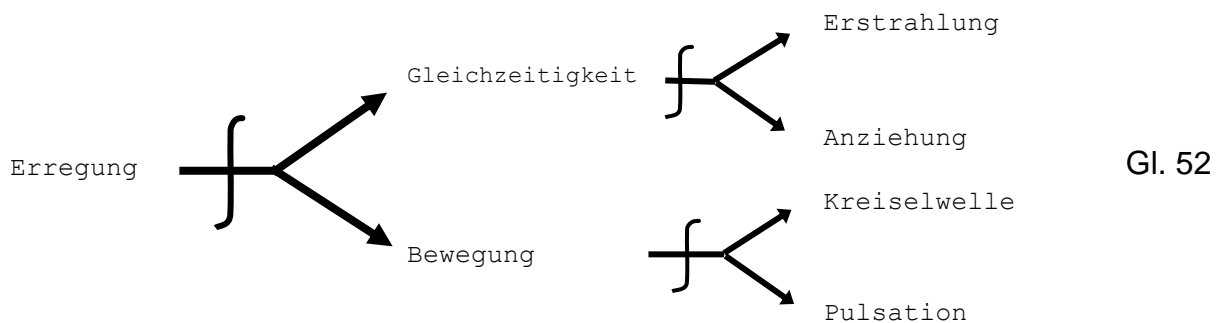
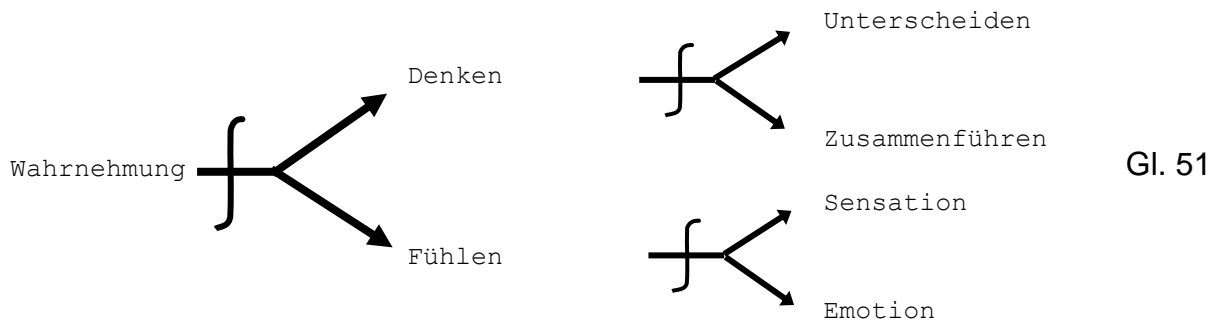
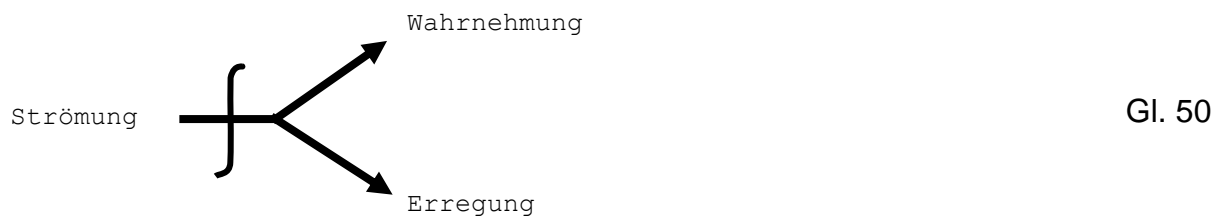
Man denke etwa an den Umgang mit Säuglingen und die Erforschung ihres Lebens. An den Universitätskliniken und psychologischen Instituten werden sie „objektiv“ erforscht, als handele es sich um tote Objekte, die man mißt. In der Esoterik herrscht der helle, subjektivistische Wahnsinn: Säuglinge werden mit Sojamilch gestillt, durch die Gegend geschleudert, gepuckt, etc. und nach anderen wirren Vorstellungen behandelt. Nur der funktionelle Wissenschaftler geht tatsächlich auf das Wesentliche, das emotionale Innenleben des Babys und dessen Bedürfnis nach emotionalem Kontakt ein.

Allgemein kann man sagen, daß in der gängigen universitären Wissenschaft Gl. 48 bestimmend ist, während Gl. 49 „alternative“ Ansätze („Spinner“) beschreibt.



## II.1.b. Die funktionelle Identität von objektiven Vorgängen und subjektivem Erleben

Die folgende Gleichung (hier aus Gründen der Platzökonomie in drei Gleichungen aufgespalten!) stammt von Charles Konia (Konia 2000b). Gl. 51 ist eine Ergänzung, die weitgehend von mir stammt. Zu Gl. 50 siehe Gl. 46. Gl. 50-52 umfaßt den gesamten Forschungsbereich der Orgonomie. Gl. 52 beschreibt das, was man in der Natur und im Labor an orgonotischen Phänomenen objektiv beobachten kann, die quantitative Seite. Gl. 51 beschreibt das subjektive Innenleben eines Organismus, die „subjektive Seite“, sozusagen die „Innenseite“ der Orgonenergie, das Qualitative.



Gl. 52 beschreibt die einzige Wissenschaft, die es für den Materialisten gibt, die Physik – und Gl. 51 beschreibt die einzige Wissenschaft, die es für den Erkenntniskritiker gibt, die Psychologie.

Vergleicht man alle sich entsprechenden Elemente dieser beiden Gleichungen nacheinander, verdeutlichen sie sich gegenseitig und ermöglichen so eine einheitliche Betrachtungsweise der Natur:

Emotion  $\int$  Pulsation Gl. 53

Die fünf Grundemotionen Lust, Angst, Wut, Sehnsucht und Trauer sind Ausdruck der Pulsation der organismischen Orgonenergie zwischen dem Solar plexus und der Peripherie des Organismus. Über die Emotionen haben wir ein unmittelbares „Gefühl“ für die Pulsation der kosmischen Orgonenergie, etwa die „Wut des Windes“, die eben kein bloßes mechanisches Phänomen ist – auch nicht, wenn man es „orgonomisch“ verbrämt.<sup>7</sup> Es ist nie nur eine mechanisch aufgefaßte orgonotische Pulsation, sondern immer auch Emotion. Umgekehrt ist die Emotion nie ein rein subjektives Phänomen, sondern wird immer von objektiver Verlagerung von orgonotischer Ladung begleitet.<sup>8</sup>

Sensation  $\int$  Kreiselwelle Gl. 54

Sensationen entsprechen der Kreisbewegung der Orgonenergie vom Steiß, den Rücken hinauf zum Hinterkopf und von dort die Vorderseite des Körpers hinab zum Genital. Am eindeutigsten tritt uns das in unserer Sexualität im allgemeinen und in der genitalen Umarmung im besonderen entgegen, die weder ein bloß geistiges Ereignis („Sex findet im Kopf statt!“), noch ein rein mechanisches ist, sondern ein *kosmisches*, wie Reich in **Die kosmische Überlagerung** (Reich 1951a) erläutert hat. Umgekehrt können wir die orgonotische Kreiselwelle (KRW) in der Natur nur dann wirklich würdigen, wenn wir sie selbst erfahren.

Zusammenführen  $\int$  Anziehung Gl. 55

Zusammenführen ist die gedankliche Bewegung von den oberflächlichen Varianten zurück zum CFP. Es ist buchstäblich ein „Zug nach unten“. Der Mechanist wird empört oder belustigt fragen, was das Zusammenfassen mit einem rein physikalischen Phänomen wie etwa der Gravitation zu tun haben soll! Primärprozeßhafter könne man doch gar nicht denken! Tatsächlich handelt es sich um identische orgonotische Vorgänge, die alle Ebenen der Natur durchziehen. Charakteristischerweise wird von nicht-orgonomischer Seite gerne zur „Parapsychologie“ gegriffen, wenn man mit Phänomenen wie der Serialität bzw.

<sup>7</sup> Orgonophysik ist nicht identisch mit „Ätherphysik“!

<sup>8</sup> In der Expansion kommt es zur Aufladung, in der Kontraktion zur Entladung. Wir kommen darauf im 2. Abschnitt zurück.

Synchronizität konfrontiert ist, bei der sich materielle Ereignisse „mental“ verhalten, d.h. separate Dinge „zusammengefaßt“ werden.

Unterscheiden  $\int$  Erstrahlung Gl. 56

Unterscheiden, also der gedankliche Weg vom tiefen CFP zu den Varianten, ist ein „Zug nach oben“. Auch dies ist, gegen alle Empörung bzw. allem Gespött der Mechanisten, funktionell identisch mit einem rein physikalischen Vorgang, dem der Erstrahlung, wie etwa dem Tageslicht („Orgonit“), das wiederum mit subjektiven „Bildern im Kopf“ funktionell identisch ist.

Fühlen  $\int$  Bewegung Gl. 57

Im Rahmen von Gl. 52 steht „Bewegung“ nicht einfach für die mechanische Bewegung von Ort A nach Ort B, sondern für die Bewegung der Orgonenergie, von der sich alle anderen Bewegungen ableiten. Am eindeutigsten begegnet man ihr unter dem Mikroskop: bei dem gerichteten Fließen von Bionen im Plasma von Protozoen, die ihre „Fühler“ ausstrecken. Orgonotische Bewegung kann nicht von Fühlen getrennt werden.

Denken  $\int$  Gleichzeitigkeit Gl. 58

Die beiden Funktionen „Gleichzeitigkeit“<sup>9</sup> in Gl. 52 und „Denken“ in Gl. 51 kann man nur aneinander wirklich verstehen. Die gleichzeitige Wirkung, d.h. parallel erfolgende Aktivität ohne Bewegung von Ort A nach Ort B, ist wie das Denken bzw. das Bewußtsein, das keine räumliche Struktur kennt. Ich verweise zurück auf Kapitel I.1.c. Es passiert alles gleichzeitig, sei es im Bereich der subatomaren Wirkeinheiten (Quanten), bei unserem mentalen Funktionieren oder im einheitlichen Funktionieren von Galaxien, die 100 000 Lichtjahre groß sind (Harman 2004, S. 39).

Der Inhalt von Gl. 57 und Gl. 58 erschließt sich, wenn man sich überlegt, daß Denken („das Bewußtsein“) keine räumliche Trennung kennt, keine Bewegung von Ort A nach Ort B, Fühlen jedoch ohne Bewegung von orgonotischen Ladungen von Ort A nach Ort B undenkbar wäre.

<sup>9</sup> Gemeint ist Konias „*co-existent action*“ (Konia 2000): „gleichzeitige Wirkung“. Man könnte auch von „Nichtlokalität“ sprechen.

## II.1.c. Varianten der orgonotischen Strömung

Im vorangegangenen Abschnitt haben wir von der gesicherten auf Reich zurückgehenden Funktionsgleichung Gl. 53 auf fünf weitere Funktionsgleichungen geschlossen. Das gleiche können wir mit folgender Funktionsgleichung tun, die auf Konia zurückgeht (Konia 1998):

$$\text{Kreiselwelle} \longrightarrow \int \longleftarrow \text{Pulsation} \quad \text{Gl. 59}$$

Überall in der Natur, wo wir der Kreiselwelle begegnen, tritt auch die Funktion Pulsation auf und umgekehrt. Man denke nur an die Atmosphäre, wo Hoch- und Tiefdruckgebiete stets Wirbel sind. Ich komme darauf zurück.

$$\text{Anziehung} \longrightarrow \int \text{Erstrahlung} \quad \text{Gl. 60}$$

$$\text{Erstrahlung} \longrightarrow \int \text{Anziehung} \quad \text{Gl. 61}$$

Gleichzeitige Wirkung („Fernwirkung“), das CFP von Gl. 60 und Gl. 61, kann man sich vielleicht am ehesten anhand der Sonne vergegenwärtigen, die Reich anfangs als Quelle des Orgons betrachtete (Reich 1948). Newton hat gezeigt, daß die Gravitationskraft zwischen der Sonne und der Erde instantan erfolgen muß, um die Himmelsmechanik erklären zu können. Reich hat gezeigt, daß die Erstrahlung der Heliosphäre zeitgleich mit der der Erdatmosphäre erfolgt. Allgemein wandelt sich Anziehung in Erstrahlung um und Erstrahlung in Anziehung, wie es unmittelbar in der Liebe erfahren werden kann.

$$\text{Sensation} \longrightarrow \int \text{Emotion} \quad \text{Gl. 62}$$

$$\text{Emotion} \longrightarrow \int \text{Sensation} \quad \text{Gl. 63}$$

Die Transformationen Gl. 62 und Gl. 63 habe ich bereits in Kapitel I.2.b und in **Die Massenpsychologie des Buddhismus** ([www.orgonomie.net/hdobuddha.htm](http://www.orgonomie.net/hdobuddha.htm)) diskutiert. Ich brauche das hier nicht zu wiederholen.

$$\text{Unterscheiden} \longleftrightarrow \int \text{Zusammenführen} \quad \text{Gl. 64}$$

Bei den beiden Funktionen „Kontraktion zurück zum CFP nach links“ und „Expansion weg vom CFP nach rechts zu den zahllosen Varianten“ handelt es sich um einen antagonistischen, sich wechselseitig ausschließenden Gegensatz, entsprechend dem Gegensatz von Angst und Lust Gl. 3.

Es bleiben die folgenden sechs heterogenen Gleichungen (wenn Gl. 48 und Gl. 49 mitzählt werden), mit deren Hilfe man beispielsweise die Psychoanalyse und die Orgontherapie erklären kann:

Gleichzeitigkeit  $\rightarrow$  Bewegung Gl. 65

Bewegung  $\rightarrow$  Gleichzeitigkeit Gl. 66

Denken  $\rightarrow$  Fühlen Gl. 67

Fühlen  $\rightarrow$  Denken Gl. 68

## II.1.d. Die Grundlage der Psychoanalyse

Infolge der Behinderung der orgonotischen Strömung durch Panzerung kommt es zu einer grundlegenden Veränderung sämtlicher Funktionen. Die Funktionen Erregung, Wahrnehmung, Bewegung, Gleichzeitigkeit, Fühlen, Denken, etc. werden gestört und fragmentiert. Betrachten wir Gl. 52 wird im Bereich der Bewegung der Bewegungsablauf unlebendig, mechanisch, gemäß Gl. 57 damit auch das Gefühlsleben. Im Bereich der gleichzeitigen Wirkung zerfällt eben diese Gleichzeitigkeit, d.h. das einheitliche Funktionieren, und damit nach Gl. 58 auch die mentalen Funktionen. Was mit der Wahrnehmung und der Erregung im gepanzerten Organismus geschieht, hat Reich ausführlich in **Charakteranalyse** (Reich 1949b) beschrieben. Das einheitliche Funktionieren zersplittert und es kommt dergestalt zu mechanistischen und mystischen Vorstellungen.

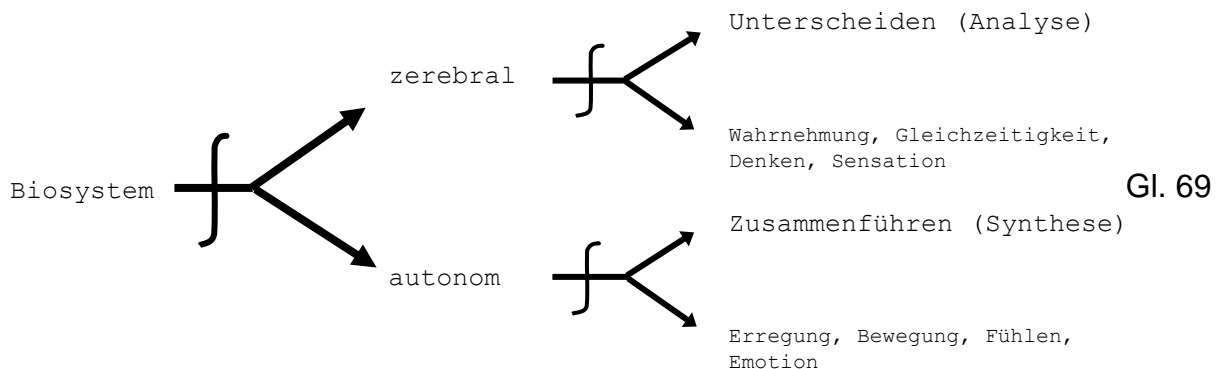
Konia schreibt:

Bei Anwesenheit von Panzer werden die Wahrnehmungs- und Erregungsfunktionen der gepanzerten Segmente vom Gesamtorganismus abgespalten und werden nicht bewußt wahrgenommen. Es liegt eine Störung des Kontakts vor. Die Grundlage des Unbewußten, ein psychologisches Konzept, das von

Freud entwickelt wurde, ist die Kontaktlosigkeit, ein biologischer Zustand. (Konia 2000b, S. 141)

Im Muskelpanzer ist auf fragmentierte Weise die Geschichte seiner Entstehung enthalten. Das zusammenhanglose Wirrwarr dieser isolierten Geschichten bildet das, was Freud als „das Unbewußte“ bezeichnet hat und was Mystiker als Engel und Dämonen erfahren. Die Panzerung ist dergestalt der Inhalt der Psychoanalyse. Sie ist buchstäblich im Panzer gefangen und entsprechend ist ihr die orgonotische Strömung prinzipiell unzugänglich. Psychoanalyse beruht darauf, daß die Erregung, die Bewegung, das Fühlen keine Orientierung mehr bietet bzw. die letztere ganz in der Sensation aufgeht, und von daher auf den Transformationen Gl. 68, Gl. 66, Gl. 63 und Gl. 49. Oder mit anderen Worten, das Innen wird durch das Außen ersetzt.

Um die vier genannten Transformationen nachvollziehen zu können, sollten wir uns nochmals Gl. 51 und Gl. 52 anschauen und wie folgt umgestalten.



Daß Unterscheiden und Wahrnehmung, Gleichzeitigkeit, Denken und Sensation zusammengehören, zeigt die moderne Kunst, bei der typischerweise alle organischen Zusammenhänge negiert werden und dabei ausschließlich die Sensation angesprochen wird. Typischerweise wird von einer „Schule der Wahrnehmung“ gesprochen. Der Gegenpol ist das „Bauchgefühl“ des klassischen „Melodrams“, bei dem man von Emotionen fortgetragen wird. Dem modernen Künstler schaudert es. Die Psychoanalyse ist seit jeher integraler Bestandteil seines „modernen“, „avantgardistischen“ Lebensgefühls!

Wenn man die linke Seite von Gl. 69 mit Gl. 50 gleichsetzt, wird seine funktionelle Bedeutung plastischer.

Die neurotische Energiestruktur nimmt prinzipiell zwei Modi an: das zwangsneurotische Zergliedern, die Konzentration auf die Sensationen und die zerebrale Wahrnehmung auf der einen Seite und das hysterische Dissoziieren, das Aufgehen in irrationalen Emotionen und Erregung.

Die Psychoanalyse versucht den hysterischen Modus in den zwangsneurotischen zu überführen: Fühlen in Denken (Gl. 68). Die Gefühle, die den Rahmen des Denkens bilden, ganz entsprechend wie die Umwelt unser Innenleben formt, werden

„thematisiert“ und zum Verschwinden gebracht, bzw. *das Denken wird zum Rahmen der Gefühle*. Nichts anderes bedeutet Psychoanalyse, das Zergliedern und Bewußtmachen des Unbewußten.

Aus Geschichten (Zeit) wird Geschichte (Struktur). Konkret bedeutet dies, daß Bewegung in Gleichzeitigkeit überführt wird, Gl. 66. Reich hat sich damit indirekt in **Äther, Gott und Teufel** (Reich 1949a, S. 22f) beschäftigt: wie die Psychoanalyse zwar den Rahmen der traditionellen moralischen Wertvorstellungen, in der sich alles um bewußte Entscheidungen drehte, zum Unbewußten hin öffnete, aber dort erneut das bewegungslose „Absolute“ in Form einer unhinterfragbaren „Triebstruktur“ verankerte, die es bewußtzumachen und zu verdammen galt. Und es ist nicht nur die Psychoanalyse, sondern auch der Marxismus und der „Biologismus“: Der Soziologie und Ökonomie zufolge ist der Mensch gefangen in ehernen Geschichtsabläufen, aus denen es kein Entkommen gibt. In der Biologie kommt es zu Fehlfunktionen, die sich in genetischen Schäden niederschlagen (in „körperlichen Verformungen“) und ganz allgemein in der „Natur des Menschen“. Und im tiefsten Bereich, dem kosmischen, der von der Religion abgedeckt wird, haben wir es schließlich mit einer Art „Erbschuld“ und „dem Absoluten“ schlechthin zu tun, ein Begriffssystem, das alle oberflächlicheren Bereiche durchdrungen hat (Reich 1949a, S. 29). Der rationale Kern dieses Absoluten ist Gl. 66.

Was die Psychoanalyse betrifft geht es darum, daß bzw. ob das Nebeneinander von Strukturen organisch das Nacheinander von Vorgängen widerspiegelt und entsprechend die Geschichte richtig rekonstruiert werden kann. Erst Reichs Charakteranalyse mit ihrem systematischen, sozusagen „archäologischen“ Ansatz machte es möglich, die Geschichte korrekt nachzuvollziehen und organisches, einheitliches Funktionieren wieder möglich zu machen.<sup>10</sup> Dies wiederum ist nur möglich, wenn man auch den Bereich der Soziologie, Biologie und „Kosmologie“ durchdringt, wie Reich es getan hat. Den Psychoanalytikern ist das alles konzeptionell unzugänglich.

## II.1.e. Die Grundlage der Orgontherapie

Die Orgontherapie ist praktisch das spiegelverkehrte Gegenstück der Psychoanalyse. Denken wird in Fühlen überführt (Gl. 67), Gleichzeitigkeit in Bewegung (Gl. 65), Sensation in Emotion (Gl. 62) und Wahrnehmung in Erregung (Gl. 48). Dabei geht es nicht um die Rekonstruktion der Vergangenheit, sondern um die Bewältigung der Gegenwart, d.h. die ungestörte Entfaltung der Funktionen durch

---

<sup>10</sup> „Während das Symptom nur einem bestimmten Erlebnis, einem umgrenzten Wollen entspricht, stellt der Charakter, die spezifische Wesensart eines Menschen, einen Ausdruck der gesamten Vergangenheit dar. Ein Symptom kann daher auch ganz plötzlich entstehen, während jeder einzelne Charakterzug viele Jahre zu seiner Ausbildung braucht. Dabei vergessen wir aber nicht, daß auch das Symptom nicht hätte plötzlich entstehen können, wenn seine charakterliche bzw. neurotische Reaktionsbasis nicht bereits vorhanden gewesen wäre“ (Reich 1949b, S. 78).

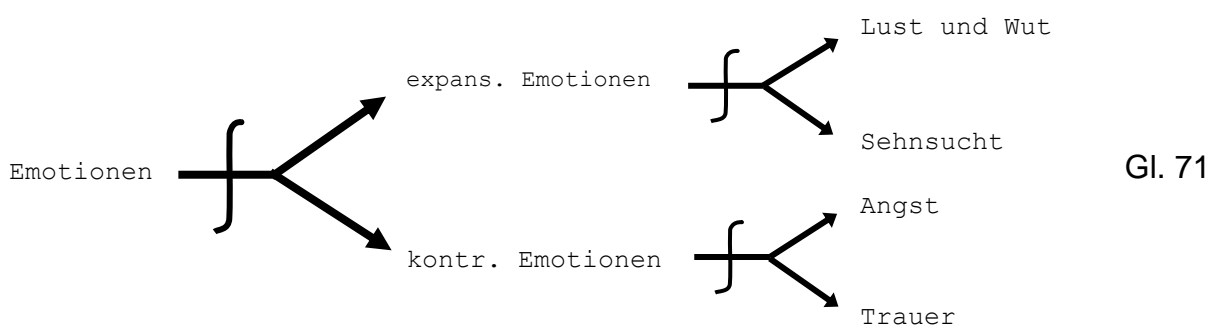
Beseitigung von Blockaden. Man soll sich gehenlassen. Insbesondere arbeitet Orgontherapie mit der Pulsation und den Emotionen (Gl. 53). Es geht darum, die ringförmigen Panzersegmente, die der orgonotischen Strömung im Körper entgegenstehen, durch Mobilisierung der Emotionen aufzulösen. Die Konzentration auf Kreiselwelle (das energetische Orgonom) und Sensation (Gl. 54), wie in fast allen „Reichianischen“ Therapien üblich, ist ein grober Kunstfehler – und, funktionell betrachtet, eine Rückkehr zur „zerebralen“ Psychoanalyse gemäß Gl. 69.

Wie bereits erwähnt, gibt es fünf Emotionen: Lust, Angst, Wut, Sehnsucht und Trauer. Sie lassen sich in zwei Gruppen aufteilen: expansive und kontraktile.<sup>11</sup>



Zunächst haben wir Lust, Wut und Sehnsucht auf der einen und Angst und Trauer auf der anderen Seite. Was bleibt sind die Paarungen Lust gegen Wut, Wut gegen Sehnsucht, Lust gegen Sehnsucht und Angst gegen Trauer. Doch auch das sind jeweils antagonistische Gegensätze, da im Vergleich immer die erste der beiden Funktionen „expansiver“ ist als die zweite: Lust entspricht einer Energiebewegung in die Peripherie, während Zorn in die Muskulatur geht und bio-elektrisch als Kontraktion in Erscheinung tritt (Reich 1937).

Ich habe schon öfters in Gedanken versucht, die Emotionen orgonometrisch zu ordnen, bin aber stets an der Fünffzahl gescheitert, die sich gegen das orgonometrische Schema sperrt. Kaum nehme ich ein Blatt Papier zur Hand und lasse dergestalt das lineare Denken hinter mir, habe ich praktisch sofort die korrekte Gleichung vor mir:



Wut auf der einen und Angst auf der anderen Seite sind Funktionen, denen eine Dynamik zugrundeliegt, in der sowohl Kontraktion als auch Expansion eine Rolle spielen: Wut mit ihren kontraktilen Anteilen entsteht, wenn sich der Lust ein Hindernis in den Weg stellt und Angst ist eine Kontraktion gegen die lustvolle Expansion.

<sup>11</sup> Ich habe darauf bereits in meiner Diskussion des Begriffs „Funktion“ mit Verweis auf Reich in Kapitel I.1.a.hingewiesen. Dort habe ich auch angemerkt, daß die Sensationen ähnlich organisiert sind. Im Bereich der Sensationen gibt es die fünf Sinne.



Sehnsucht und Trauer hingegen sind reine Expansion bzw. reine Kontraktion. Das erklärt, warum alle Emotionen untereinander gemäß Gl. 70 antagonistische Gegensätze sind.

Der medizinische Organom arbeitet mit diesen Gegensätzen, um dergestalt die Pulsation zu aktivieren und es der organotischen Strömung zu ermöglichen wieder frei zu fließen.

## II.2. Die kosmische Überlagerung

### II.2.a. Die Galaxien

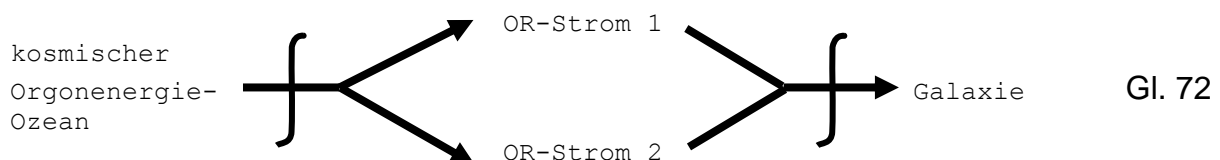
Fast alle Darstellungen der Organomie kranken daran, daß sie vom Einfachen zum Komplizierten gehen müssen, sich die Organomie jedoch umgekehrt entwickelt hat. Am Anfang standen komplizierte psychoanalytische und Marxistische Theorien, am Ende einfache energetische Prinzipien. Man kann Reich nicht verstehen, wenn man seine späteren Forschungsergebnisse im Lichte seiner frühen Theorien betrachtet, wie es eine chronologische Darstellung nahelegt; vielmehr ist es umgekehrt: erst der späte Reich macht den jungen Reich verständlich. Reich hat sich bei seinen Forschungen induktiv zum „CFP N“, der kosmischen Organenergie, hin entwickelt; seine ersten Ansätze waren oberflächliche Varianten dieses CFP, die erst durch dieses wirklich begriffen werden können. Die *funktionelle* Entwicklung der Organomie ist von daher weitgehend das diametrale Gegenteil ihrer chronologischen. Beispielsweise ist es eine denkbar grobe Entstellung von Reichs Ansatz, die Entdeckung des Orgons von der Psychoanalyse und dem Marxismus her verstehen zu wollen. Vielmehr kann man seine psychoanalytischen Beiträge nur von der psychiatrischen Orgontherapie her begreifen, seine Marxistischen nur von der organomischen Soziologie her. Der umfassendere und tiefer gelegene Funktionsbereich erklärt den eingeschränkteren und höher gelegenen, nicht umgekehrt!

Das kennzeichnet auch weitgehend den Gegensatz von „Reichianismus“ und Organomie. Im ersteren wird teilweise penibel und auf hohem intellektuellen Niveau der Entwicklung Reichs nachgegangen, beispielsweise aufzuzeigen versucht, daß man das Konzept der Arbeitsdemokratie nur von Marx und Engels sowie einer Auseinandersetzung mit zeitgleichen rätekommunistischen und anarcho-syndikalistischen Ansätzen her verstehen kann (Bennet 2010). Unversehens wird dergestalt die Organomie dem Marxismus dienstbar gemacht! Tatsächlich macht aber nur die umgekehrte Sichtweise Sinn: man muß den Marxismus und Reichs entsprechende „Sexpol-Beiträge“ von der Arbeitsdemokratie her verstehen. Das erstere, der „Reichianische“ Ansatz, ist bloßes Sektierertum, in dem die zufällige, bzw. durch die Zeitläufe bestimmte Entwicklung eines einzelnen Mannes zum Maßstab wird, mit dem man eine ganze Wissenschaft verstehen will. Tatsächlich wichtig ist aber nur die *Entdeckung* der Arbeitsdemokratie, von der aus entschieden

werden kann, was an Reichs frühen Theorien von mehr als historischem Interesse ist.

Es ist irrelevant, daß Reich manche Ansichten für Jahrzehnte hochhielt und erst in seinen letzten Jahren änderte. Die Zeitdauer ist kein Argument, Gewicht hat nur die *funktionelle* Bedeutung. Das geht soweit, daß heutige Erkenntnisse entscheidender sein können als Reichs Autorität und der Status quo seither. Wichtig ist nicht Quantität (der durch den Kalender beschriebene Zeitpfeil und die verstrichene Zeitdauer), sondern die *Qualität* (die Tiefe der Erkenntnis).

Aus diesem Grund muß man von der Kosmologie, Reichs Buch **Die kosmische Überlagerung** ausgehen (Reich 1951a), nicht von Freud und Marx. Die Grundeinheit, sozusagen das „Atom“ des Universums und damit das Grundkonzept, der Bezugsrahmen der Orgonomie, ist die *Galaxie* (Harman 2002, S. 29) mit ihrer charakteristischen Wirbelstruktur. Sie geht durch Überlagerung direkt aus dem kosmischen Orgonenergie-Ozean hervor:



Dies ist der letzte Hintergrund von Gl. 46 bzw. Gl. 50-52, d.h. die orgonotische Strömung in unserem Körper ist letztendlich eine Funktion der kosmischen Orgonenergie-Ströme, die die Milchstraße geschaffen haben. Unser Streben nach Überlagerung, insbesondere in der genitalen Überlagerung, aber auch im Bereich der Arbeitsdemokratie, ist Ausdruck dieser kosmischen Überlagerung. Entsprechend sind die Familien und die Arbeitsorganisationen die Atome der Gesellschaft. Ihre Spiralstruktur wird nur während der genitalen Vereinigung und auch dort nur ansatzweise sichtbar.

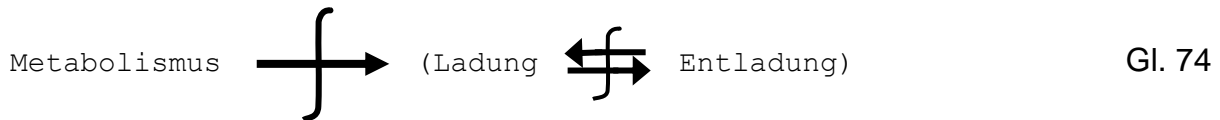
Wenn wir wissen wollen, was orgonotischer Kontakt ist, müssen wir, mit Gl. 72 im Hinterkopf, in die Weiten des Weltalls blicken: Galaxien sind das sinnfälligste Resultat von „orgonotischem Kontakt“, weil hier die zugrundeliegende Energiebewegung weiter sichtbar bleibt.

### II.3.b. Familien und Arbeitsorganisationen

Sowohl die Beziehung zwischen Liebenden als auch die zwischen Anbieter und Konsument kann man als einfachen Gegensatz darstellen (Harman 2010, S. 69-77):

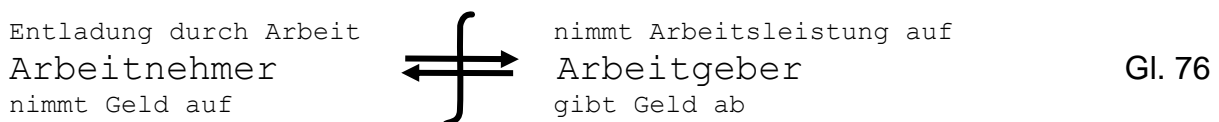
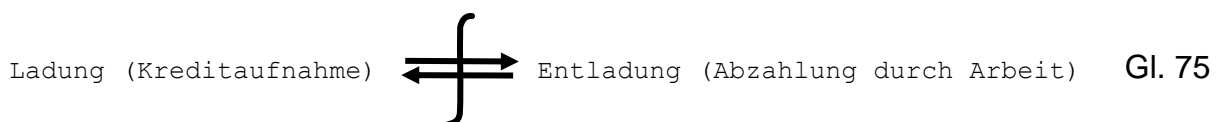


Beide Seiten stehen sowohl für Erregung als auch für Wahrnehmung. Der Anbieter bietet etwas an (Erregung), was der Kunde wahrnimmt. Umgekehrt signalisiert der Kunde, daß er kaufen kann (Erregung), was dann der Anbieter wahrnimmt. Dies setzt ein Pulsieren zwischen Ladung und Entladung in Gang:

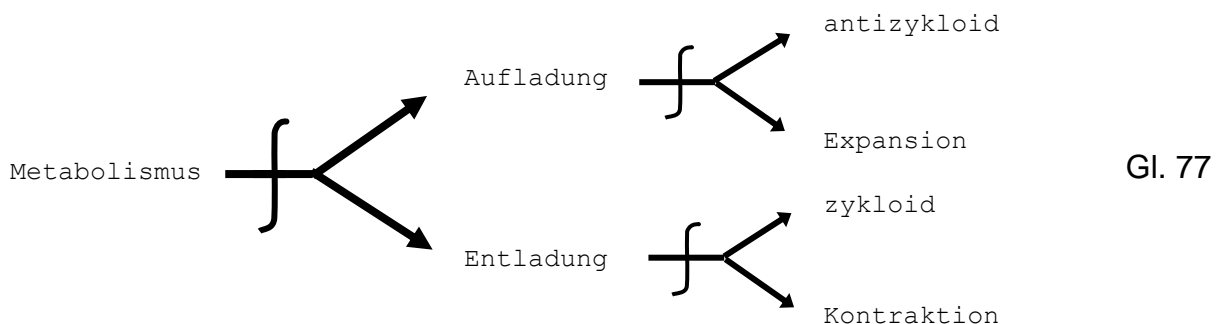


Es ist ein ständiges Geben und Nehmen, das, ganz ähnlich wie die Wechselwirkung in der Elementarteilchenphysik, die durch den ständigen Austausch von „Austauschteilchen“ erklärt wird, funktioniert. Die Wechselwirkung in der Physik kann man sich wie ein Tennisspiel vorstellen, wo der Tennisball, bzw. natürlich dessen wechselseitiger Austausch, die Spieler zusammenhält. Tatsächlich ist es der Orgonenergie-Metabolismus, „der die Natur im Innersten zusammenhält“.

In der Ökonomie konstituiert sich dergestalt die Beziehung von Produzent und Konsument sowie die von Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Konia hat das mit den beiden folgenden Gleichungen dargestellt (Konia 2008a, S. 193):

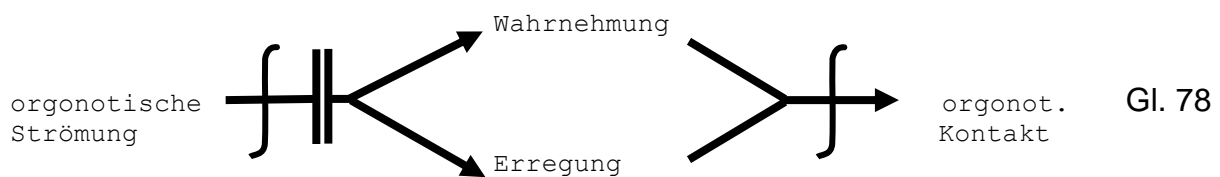


Obwohl die verschiedenen Funktionsbereiche von den gleichen orgon-energetischen Prozessen bestimmt werden, darf nicht mechanisch von einem Bereich auf den anderen geschlossen werden. Das hat beispielhaft Richard A. Blasband in seinem grundlegenden Aufsatz über Meteorologie durchexerziert (Blasband 1969). Hier versuchte er Reichs bioenergetische Überlegungen zur Funktion des Orgasmus auf den Orgonenergie-Metabolismus der Atmosphäre zu übertragen. Bei allen Unterschieden wird die fundamentale Einheit der Natur deutlich, die von der kosmischen Überlagerung geprägt wird:

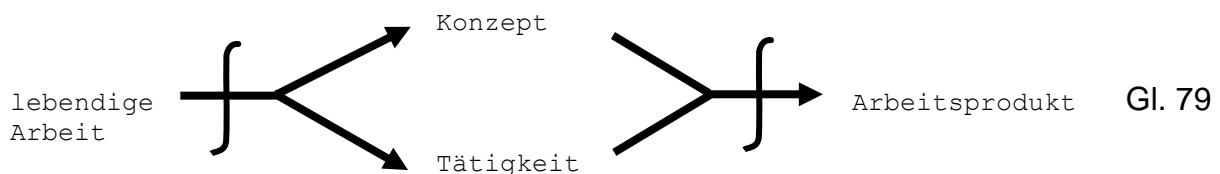


Die rechte Seite von Gl. 77 (Wirbelbewegung und Pulsation, Konia 1998, S. 138) wird durch Gl. 59 geprägt, die linke Seite durch Gl. 74. Howard Chavis hat das atmosphärische Geschehen auf fundamentale Weise mit der Pulsation des Organismus in Zusammenhang gebracht (Chavis 1997), Robert A. Harman mit der Ökonomie (Saat und Ernte) (Harman 2011).

Die Kreiselwelle in Gestalt der Überlagerung, wie wir sie bei Spiralgalaxien und Tief- bzw. Hochdrucksystemen vorfinden, wird auch evident, wenn wir gegen alle Regeln Gl. 46 mit Gl. 47 vereinigen (vgl. Gl. 72):



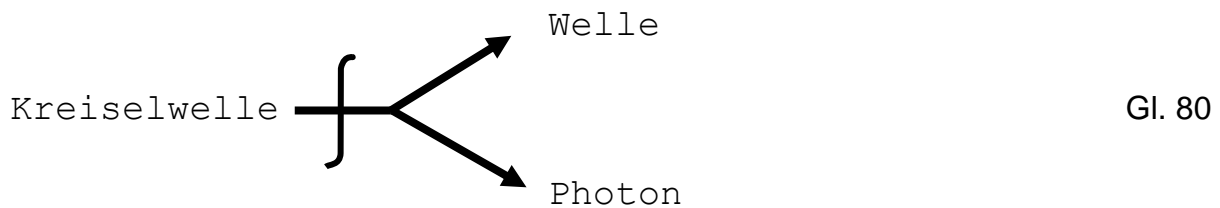
Wird orgonotischer Kontakt hergestellt, können Produkte, Projekte, Dienstleistungen etc. entstehen. Ein konkretes Beispiel für eine solche genuine Schöpfungsfunktion habe ich im Anschluß an Meyerowitz und Karl Marx in Gl. 24 angegeben:



Konia präsentiert zahllose Produkte entsprechender Vorgänge im Organismus (Konia 2008b).

### II.3.c. Atome

Traditionell betrachtet man nicht die Galaxien, sondern die Atome als Grundeinheiten der Natur. Zur Annäherung an die Atome bietet sich Gl. 52 an. Reich zufolge kann man das Licht (die elektromagnetische Wechselwirkung), das eine Welle und gleichzeitig ein Teilchen (Photon) ist, von der Kreiselwelle her verstehen (Konia 2000a):



Aus Sicht der Quantenmechanik ließe sich das auf grundsätzlich alle Elementarteilchen übertragen, also vor allem Elektronen, Protonen, Neutronen, aber auch auf ganze Atomkerne, ja sogar auf Atome selbst. Sie alle können in Gl. 80 an die Stelle des Photons treten.

Nach Gl. 52 ist die Pulsation die zweite Funktion, die zur Funktion Kreiswelle gehört. Im Atom entspricht die Pulsation funktionell der Kreisbewegung der Elektronen um den Atomkern herum. Der Pulsation entsprechen alle Funktionen, die in sich selbst geschlossen sind und von daher „Substanz“ und einen Metabolismus besitzen. Atome entladen sich durch das Aussenden von Photonen (orgonotische Entladung) bzw. werden mit Photonen aufgeladen („Anregung“).

Das von der Quantenmechanik beschriebene einheitliche und „geisterhafte“ Verhalten des Atoms wird von Funktionen beschrieben, die der Funktion Gleichzeitigkeit in Gl. 52 entsprechen. Damit werden wir uns in Kapitel VII näher beschäftigen.

Dringt man weiter nach links vor zur Gl. 50, mit den Funktionen Erregung und Wahrnehmung, stößt man schließlich auf den grundlegenden quantenmechanischen Bereich der Unschärferelation, wo in der Physik der Beobachter (letztendlich das Bewußtsein) eine Rolle zu spielen beginnen. In diesem Zusammenhang verweise ich auf Gl. 48 und Gl. 49, mit denen man die mechanistische, von der „Äthermechanik“ geprägte Wissenschaft des 19. Jahrhunderts und die zutiefst mystische, von der Quantenmechanik geprägte Wissenschaft des 20. Jahrhunderts („das Tao der Physik“) beschreiben kann. Sie haben jeweils verschiedene Aspekte der orgon-energetischen Grundlage der Quantenmechanik einseitig hervorgehoben.

Man halte sich dazu den berühmten Doppelspaltversuch vor Augen. Jedes einzelne Elektron (oder welches Teilchen auch immer) verhält sich wie eine kontinuierliche mit sich selbst interferierende Welle, die durch beide Spalten gleichzeitig fliegt. Sind wir aber neugierig und prüfen, durch welchen der beiden Spalten das doch unteilbare Elektron jeweils dringt, verhält es sich wie ein Teilchen und es bildet sich auf dem Schirm kein Interferenzmuster. Faktisch ist das Zenons Paradoxon vom Vorstellungsraum in den physikalischen Raum übertragen: Beobachtung läßt fließendes und ineinandergreifendes Funktionieren erstarren. Die „Kopenhagener Deutung“ der Quantenmechanik spricht vom „Kollaps der Quantenwelle“ durch Beobachtung.

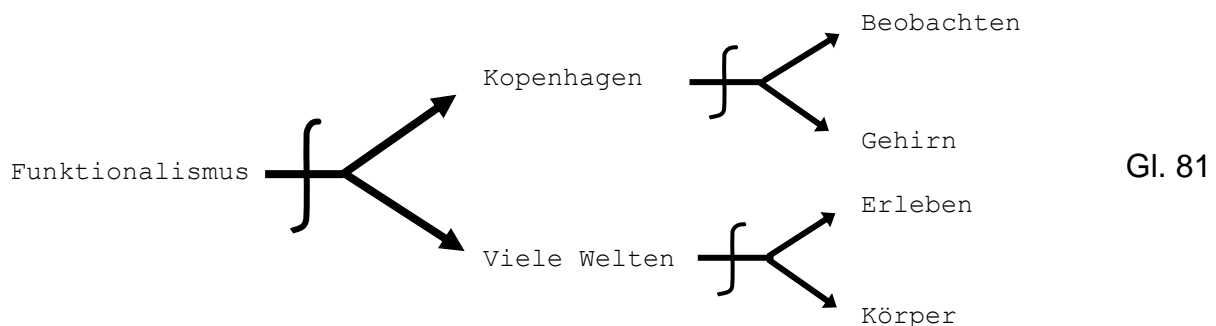
Diese Deutung führt zu einem schlimmen Paradoxon, wenn wir sie auf folgenden Fall übertragen: Solange ein Vorgang in der Quantenwelt nicht beobachtet wird, ist er

nicht real – das unteilbare Elektron fliegt durch den einen und gleichzeitig auch durch den anderen Spalt. Diese Irrealität wird durch die „Quantenwelle“ beschrieben. Genauso muß ich z.B. auch den Zerfall eines Atoms beschreiben – solange es nicht von mir beobachtet wird, ist der radioaktive Zerfall sowohl eingetreten als auch nicht eingetreten. Ohne Beobachtung ist nichts wirklich real! Jetzt nehme ich eine Vorrichtung, die einen Freund tötet, wenn das Atom zerfällt und sperre das Ganze in eine verschlossene Kiste. Der Zustand des Atoms wird erst dann real, wenn ich die Kiste öffne und hineinschaue, das gleiche gilt aber auch für meinen Freund, der vor dem Öffnen der Kiste weder tot noch lebendig war. Nehmen wir an, er habe überlebt, wird mein Freund aber natürlich nicht von einem mystischen Schwebezustand zwischen Sein und Nichtsein berichten, weil *jeder* Beobachter, also auch er selbst, die Quantenwelle zum kollabieren bringt. Das Spiel können wir unendlich fortsetzen, indem wir immer weitere *gleichzeitig* tote und lebendige Beobachter ineinander verschachteln – nichts ist real, solange nicht jeder von uns durch den bloßen Akt der Wahrnehmung sich seine eigene Realität (die natürlich auch *die* Realität ist!) schafft.

Wir können uns aber auch eine alternative Deutung der Quantenmechanik ausdenken, in der *alles* real ist und die keinerlei Paradoxon beinhaltet – weil es *die* Realität nicht mehr gibt. Hierbei handelt es sich um die „Viele-Welten-Interpretation der Quantenmechanik“. Nach ihr kollabiert die Quantenwelle gar nicht, sondern in zwei „senkrecht aufeinander stehenden Welten“ habe ich jeweils einen Freund, der die Kiste überlebt hat und einen der leider tot ist. Jedes einzelne Quantenereignis führt also zur Bifurkation des gesamten Universums. Das „Hyperuniversum“ entfaltet sich im „Hyperraum“ wie eine organometrische Gleichung.

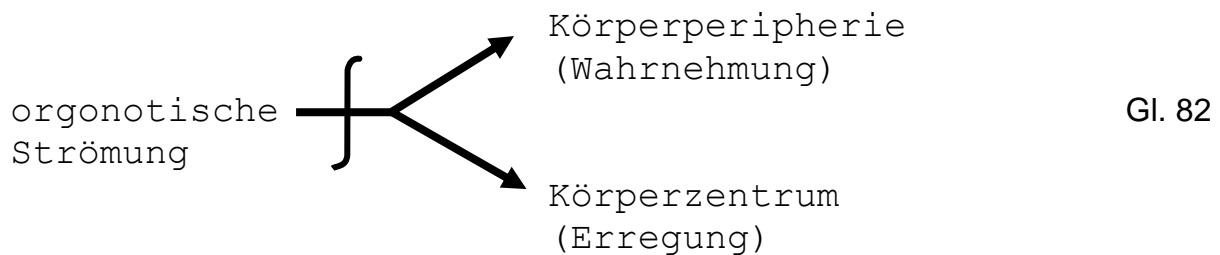
Beide Deutungen der Quantenmechanik lassen sich mit einiger Mühe in Gl. 50-52 einpassen. Die Kopenhagener Deutung ist einseitig an der Wahrnehmung orientiert (*ich* bringe die Quantenwelle zum Kollabieren!) und die Vielwelten-Deutung einseitig an der Erregung (*ich* bin jeweils zu meiner Welt *verdamm*t). Jeweils erfasse ich einen Teilaspekt dessen, was sich *tatsächlich* entfaltet: die organometrische Strömung. Es sei zurück auf Gl. 69 verwiesen.

Gl. 69 ermöglicht uns diese Zusammenhänge auf einfache Weise zu erfassen:



## II.3.d. Bewußtsein

Um das Phänomen „Bewußtsein“ zu verstehen, müssen wir nochmals Gl. 46 anschauen. Sie besagt, daß sich durch eine materielle Membran, die die einheitliche kosmische Orgonenergie in eine innere, organismische und eine äußere atmosphärische Orgonenergie aufspaltet, die einheitliche orgonotische Strömung in zwei Teilströme teilt: Wahrnehmung und Erregung.<sup>12</sup>



Diese Annäherung an das Phänomen „Bewußtsein“ geht auf die Psychoanalyse zurück.

Wie fundamental das Körperbild ist, zeigt z.B. die manchmal einschneidende Wirkung allein schon eines Kleidungswechsels auf das Bewußtsein. Konia schreibt:

Die äußere Membran lebender Systeme ist eine notwendige Voraussetzung für Wahrnehmung. Oberflächen und Membranen gibt es nicht nur auf dem Organismus als Ganzes, sondern auf jedem seiner Organe und auf allen zellulären Bestandteilen. Die Bedeutung der biologischen Membranen liegt darin, daß sie unzählige Rezeptoren enthalten. Zusammen mit der Erregungsfunktion erwirkt die Wahrnehmungsfunktion orgonotischen Kontakt sowohl mit der äußeren als auch mit der inneren Umwelt. (Konia 1998, S. 135)

Freud hatte in **Das Ich und das Es** Mitte der 1920er Jahre geschrieben:

Das Ich ist vor allem ein körperliches, es ist nicht nur ein Oberflächenwesen [sich im Spiegel sehen, PN], sondern selbst die Projektion einer Oberfläche.\* Wenn man eine anatomische Analogie für dasselbe sucht, kann man es am ehesten mit dem „Gehirnmännchen“ der Anatomen identifizieren, das in der Hirnrinde auf dem Kopf steht, die Fersen nach oben streckt, nach hinten schaut und, wie bekannt, links die Sprachzone trägt. (Freud 1923, S. 294)

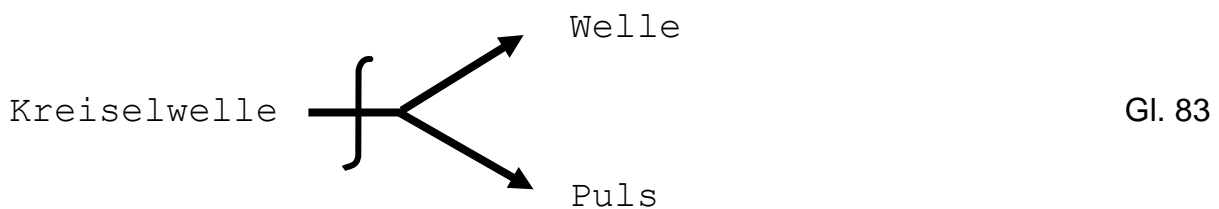
<sup>12</sup> Nicht zuletzt das ORANUR-Experiment hat gezeigt, daß beide Funktionen auf rudimentäre Weise bereits im kosmischen Orgonenergie-Ozean (dem „Äther“) selbst angelegt sind, weshalb man diesen durchaus mit dem gleichsetzen kann, was Mystiker als „Gott“ bezeichnen.

Das bewußte Ich sei „vor allem ein Körper-Ich“ (ebd., S. 295). Beim „\*“ im obigen Freud-Zitat steht als Fußnote:

Das heißt das Ich leitet sich letztlich von körperlichen Empfindungen her, vor allem von denen, die von der Körperoberfläche ausgehen. Es kann deshalb als eine mentale Projektion der Körperoberfläche betrachtet werden, und außerdem, wie wir oben gesehen haben, die Oberfläche des psychischen Apparats repräsentieren. (Übersetzung der Fußnote von Freud aus der englischen Ausgabe von 1927)

Der Orgonom James A. Willie hat 1950 die psychotische Projektion der Panzerung etwa an die Wände des Zimmers, wo sich dann beispielsweise bedrohliche „Dämonen“ finden, als eine Kontraktion der Energie weg von der Körperoberfläche erklärt. Fließt im Lauf der Orgontherapie die Energie wieder zur Peripherie, kommt es zum Verschwinden der Projektion: der „subjektive Abstand“ von Zentrum und Peripherie verkleinert sich (Willie 1955)

Von dieser Warte aus ist das Bewußtsein eng mit der Pulsationsfunktion des Organismus verbunden und entspricht der orgonotischen Strömung, die in der Pulsation kulminiert (vgl. Gl. 52). Das zweite Konzept des Bewußtseins hängt entsprechend nicht mit der Pulsation, dem orgonotischen System und den Emotionen, sondern mit der Kreiselwelle zusammen, dem energetischen Orgonom und den Sensationen (vgl. Gl. 69). Diese Vorstellung ist weitgehend identisch mit der mechanistischen Wissenschaft, die Bewußtsein mit dem Zentralen Nervensystem bzw. höheren Hirnfunktionen gleichsetzt. Bewußtsein ist hier weitgehend mit passiver Beobachtung identisch. Das ganze geht auf „Nervenimpulse“ zurück, die man orgonometrisch beschreiben kann, wenn man Gl. 52 wie folgt erweitert:



Gl. 83, die die Beobachtung des Quantenobjekts beschreibt, ist nicht von ungefähr mit Gl. 80 identisch, die das Quantenobjekt selbst beschreibt.



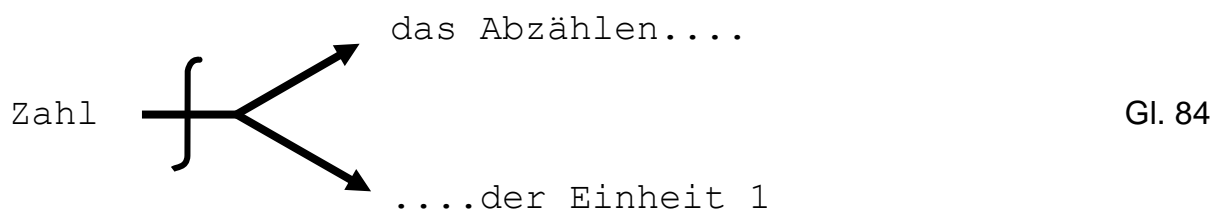
# III. Das Wesen der Zahlen

Im ersten Abschnitt werden die Zahlen in einem quantitativen und qualitativen Anteil zerlegt: Zahlen entsprechen, ähnlich dem Vermessen mit einem Zollstock, dem Abzählen (Quantität) von Einheiten (Qualität). Dieser Ansatz macht es in einem zweiten Schritt möglich, die ihrem äußeren Anschein nach monoton aufeinanderfolgenden Zahlen in Klassen aufzuteilen, die das Funktionieren der kosmischen Orgonenergie widerspiegeln. Dieser Punkt wird dann im folgenden, dem Kapitel IV weiter ausgeführt.

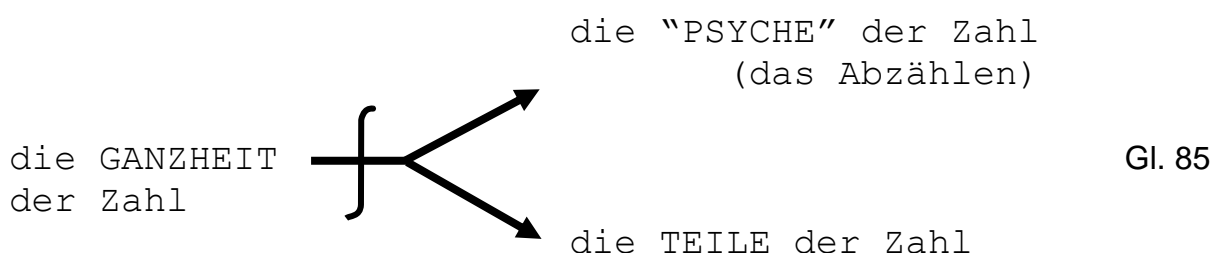
## III.1. Der sekundäre Funktionsbereich

### III.1.a. Die Priorität der Qualität

Frei nach Hegel (Brückov 2001) und Meyerowitz (Meyerowitz 1997), dessen Ansatz hier nur in stark reduzierter und modifizierter Weise eingang findet, kann man die Zahl wie folgt organometrisch in den Griff bekommen:



Das entspricht den physikalischen Größen:  $\text{Physikalische Größe} = \text{Zahlenwert} \cdot \text{Einheit}$ . Außerdem können wir dem Abstraktum „Zahl“ Leben einhauchen, indem wir in Anlehnung an unsere Grundgleichung Gl. 20 diesen drei Zahlenelementen konkrete Funktionen zuordnen:



Das Abzählen entspricht der Psyche, d.h. der Wahrnehmung der Zahl in der Gesamtheit ihrer einzelnen „Stücke“.

Demnach ist es möglich, die Zahlen nicht nur als bloße Konzepte, sondern als konkrete Funktionen zu behandeln. Am Anfang war es sicherlich so, daß der Mensch auf bestimmte „Einheiten“ stieß, etwa auf Enten bei der Jagd, diesen ersten *qualitativen* Eindruck dann quantifizierte, d.h. die betreffenden Einheiten abzählte, und so schließlich auf das abstrakte *Konzept* „Zahl“ stieß, das vollkommen unabhängig von dem ist, was sich hinter der Einheit verbirgt: ob „4 Enten“ oder „4 Äpfel“, die Zahl 4 bleibt gleich. Aber *nachdem* der Mensch mit der Zahl praktisch arbeitet, kann man von ihr als einer *Funktion* sprechen (Meyerowitz 1997), die sich gemäß Gl. 84 in einen quantitativen und einen qualitativen Anteil aufspaltet.<sup>13</sup>

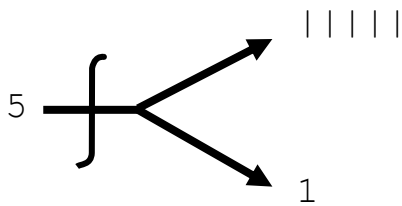
Ist die „Einheit“ einmal festgelegt, haben wir irreduzible Qualitäten vor uns. Zum Beispiel macht ein Ausdruck wie „0,2 Zentimeter“ nur deshalb Sinn, weil die Einheit Zentimeter eine *Einheit*, d.h. unteilbar ist. Mit einem sich ständig verändernden Gummiband könnte man keine sinnvollen Messungen durchführen. Genauso macht die „5“ in „5 Dreiecke“ keinen Sinn, wenn nicht festgelegt ist, was ein Dreieck ist und was nicht. Die *Qualität* hat in jedem Fall Priorität. Zum Beispiel muß man erst die unteilbare Qualität „Buch“ erfassen, bevor man abzählen kann: „1 Buch, 2 Bücher, 3 Bücher“ – und dergestalt sekundär eine *Quantität* von Büchern vor sich hat. Dieses „Erfassen der Qualität“ kann man am Wort „Stück“ festmachen. Auf dem Wochenmarkt spricht man nicht einfach von „4 Enten“ und „4 Äpfeln“, sondern von „4 Stück Enten“ und „4 Stück Äpfeln“. Das Wort „Stück“ steht für alles, was man (mehr oder weniger) willkürlich als funktionelle Einheit festlegen kann. „Stücke“ stehen für „Bestandteile eines Ganzen“. Abgezählt ergeben sie dieses Ganze: die Zahl.

Zahlen sind also keine irreduziblen „platonischen Einheiten“, die vom Himmel gefallen sind, sondern sie entsprechen dem „Messen“, d.h. dem Vergleichen mit einer Einheit und sind dergestalt *Ausdruck unseres organotischen Kontakts mit der Umwelt*. Und da alle Einheiten (ob nun eine Ente, ein Apfel oder sogar ein Zentimeter [siehe das folgende Kapitel IV]) letztendlich aus dem kosmischen Orgonenergie-Ozean hervorgegangen sind (vgl. das Kapitel I.4.a.), spiegeln sich in der „trivialen“ Abfolge der natürlichen Zahlen die Zahlengesetze der kosmischen Überlagerung.

Auf diesen „strukturellen“ Aspekt der Zahlen werden wir im 2. Abschnitt näher eingehen. Hier geht es zunächst einfach darum, die Zahl, so wie sie uns im Alltagsleben entgegentritt, organometrisch zu erfassen, d.h. als monotones rein quantitatives Abzählen beliebiger funktioneller Einheiten – „1 Finger, 2 Finger, 3 Finger, 4 Finger, 5 Finger“:

---

<sup>13</sup> Nicht zu vermeiden ist leider die Umkehr der normalen Position von Qualität und Quantität. Entgegen unserer in Kapitel I.3.b. erläuterten Praxis und auch im Gegensatz zu Meyerowitz' Gleichungen (Meyerowitz 1997) wurde bei Gl. 86 und Gl. 87 der qualitative Anteil („die Einheit“) nach unten versetzt, der quantitative („das Abzählen“) nach oben.



Gl. 86

### III.1.b. Das Problem der Null

Es gibt zwei Arten von Null. Zunächst jene Null, die man auf einem Zollstock festlegen kann (Abb. 14). Hier ist sie eine frei verschiebbare Markierung, die sich in nichts von den anderen Markierungen unterscheidet. Zu beachten ist nur die Wahrung der richtigen Zahlenfolge und des einheitlichen Abstandes zwischen den Zahlen:

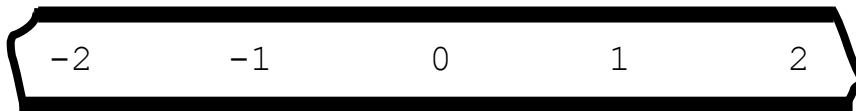
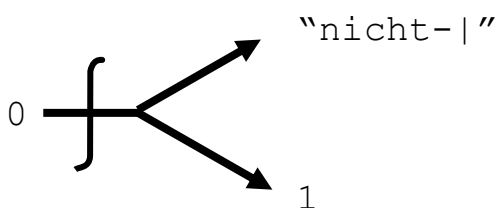


Abb. 14

Alle Zahlen, einschließlich der Null, sind von der nächstfolgenden (oder vorangehenden) eine Einheit 1 entfernt – was z.B. Rechnungen wie „ $4 - 5 = -1$ “ möglich macht. Die mit der Null verbundene Einheit wird gezählt wie jede andere.

Im Positionssystem ist es ähnlich: ob „541“ oder „501“, die Null unterscheidet sich in nichts von den anderen Zahlen, d.h. sie *repräsentiert* eine Zehnerpotenz. Löst man die Zahl 501 jedoch in eine *Gleichung* auf, wird die mit der Null verbundene Einheit genausowenig wie etwa in der Gleichung  $4 - 4 = 0$  gezählt:

$1 \cdot 10^0 + 0 \cdot 10^1 + 5 \cdot 10^2$ . Diese „echte“ Null taucht nur dann in Rechnungen auf, wenn sie *ausdrücklich* genannt wird, etwa in „ $2 + 0 = 2$ “. Entsprechend Gl. 86 erschließt sich diese Zahl 0 wie folgt (in starker Abweichung von Meyerowitz [Meyerowitz 1997]):



Gl. 87

Wie in Abb. 14 ist auch hier die Null *nicht* einfach nur „Null“, d.h. ein absolut inhaltsleeres „Vakuum“, vielmehr taucht in ihrer Entwicklungsgleichung immer noch die Einheit 1 auf. Wir haben es sozusagen mit „null Einern“ zu tun. (Im Positionssystem entsprechend mit „null Zehnern“, „null Hundertern“, etc.)

Was mit Gl. 87 gesagt sein will, wird vielleicht anhand folgender Ausdrucksweise deutlicher (Brückov 2001):

$$0 = 0 \quad \bullet \quad 1$$

Zahl gleich Quantität (Abzählen) mal Qualität (Einheit)

Abb. 15

$$0 = 1 \text{-----} \bullet \quad 0$$

Zahl gleich Quantität (Abzählen) mal Qualität (Einheit)

Abb. 16

Formal mathematisch wäre auch Abb. 16 möglich, aber *funktionell* macht die dort präsentierte funktionelle Gleichung keinen Sinn, da es die „Einheit Null“, also das absolute Nichts, das absolute Vakuum, nicht geben kann (Reich 1950d, S. 176), sehr wohl aber „die Abwesenheit bestimmter Einheiten“.

Aus qualitativer Sicht existiert die Zahl Null nicht, sondern nur aus quantitativer. Zum Beispiel kann man von einer, zwei, drei, etc. Enten oder von „keiner Ente“ sprechen. Dabei bedeutet der erste Term die „Menge“, die von ihrer Natur her, d.h. als *Quantität*, beliebig ist. Der zweite Term bezeichnet die „Einheit“, die „Größe“, etc., die als *Qualität* unteilbar und nicht aufhebbar ist. Und eine hypothetische Einheit „Nicht-Ente“ wäre eine Gans, ein beliebiger Vogel außer einer Ente, ein Stück Holz, eine Luftspiegelung oder was auch immer, vielleicht sogar ein „Loch in der Landschaft“, aber in keinem Fall schlichtweg „Nichts“.

### III.1.c. Das Problem des Unendlichen

Genauso wie wir von „0 Einheiten“ sprechen, können wir auch von „ $\frac{1}{2}$  Einheit“ sprechen (oder jedem anderen beliebigen Bruch). Die Einheit (die Qualität) bleibt dabei unteilbar. So unterscheidet man ja auch auf dem Wochenmarkt z.B. zwischen „einem halben *Huhn*“ (Handelseinheit „Huhn“) und „einem *halben Huhn*“ (Handelseinheit „halbes Huhn“). Die Handelseinheiten selbst sind unteilbar – sonst würden sie sich in andere Handelseinheiten verwandeln. Oder anders ausgedrückt: es handelt sich in beiden Fällen um „ein Stück“.

Die *direkte* Wahrnehmung und Empfindung dessen, was gemessen werden soll, ist, Reich zufolge, Voraussetzung jeder sinnvollen Messung (Reich 1950d, S.164). Aber wie mit einer Einheit *Kontakt* aufnehmen, die man nicht mal abzählen kann? Das ist z.B. bei „ $\pi$  Stück“ der Fall, da die Zahl Pi ein sogenannter „unendlicher nicht periodischer Dezimalbruch“ ist. Es ist wie bei jedem Meßvorgang: wenn man es zu genau nimmt, wird man nie zu einem Abschluß kommen. In Gestalt der „Genauigkeit“ überwuchert die Quantität alle Qualität. Aus diesem Grund muß in der Praxis jeder theoretisch „unendliche“ Dezimalbruch früher oder später beendet werden. Und deshalb läßt sich aus *funktionaler* Sicht jede „irrationale Zahl“ als „rationale Zahl“, d.h. als Bruch ganzer Zahlen schreiben.

Erst die *rein gedankliche* Präzision des Mathematikers, die im praktischen Leben niemals eine Rolle spielen wird, zerstört bei der Zahl die Harmonie von Quantität und Qualität und macht aus ihr eine unabschließbare Zahlenfolge, die nicht mehr praktisch handhabbar ist. Das ist auch der tiefere Grund dafür, warum sich so viele Menschen instinktiv von der Mathematik abgestoßen fühlen und warum so viele große Mathematiker als seelische Wracks endeten. „Reine“ Mathematik hat eine Tendenz zur „Vergeistigung“ (vgl. Gl. 85), da sich das Quantitative (das Unendliche und Unabschließbare) gegenüber dem Qualitativen (dem „Einheit-lichen“ und in sich Geschlossenen) verselbständigt. Der Mensch löst sich von seinen bioenergetischen und kosmischen Grundlagen und geht buchstäblich „unbefriedigbar“ im Nichts verloren (vgl. Abb. 16).

Der kontaktlose „Verstand“, die Mathematik, steht im Widerstreit mit der natürlichen „Vernunft“, d.h. der Orgonometrie. F.A. Lange schreibt über den Gegensatz von Mathematik („Wissenschaft“) und Emotion:

Die Wissenschaft führt uns auf den Begriff des Unendlichen; das natürliche Gefühl sträubt sich dagegen. Worauf dies Sträuben beruht, ist schwer zu sagen. Kant würde es den Einheitsbestrebungen der Vernunft zuschreiben, welche mit dem Verstande in Widerspruch geraten. (...) Es ist gewiß, daß Urteil und Schlußfolgerung uns immer von einem Glied zum andern und zuletzt ins Unendliche führen, während wir ein Bedürfnis des Abschlusses empfinden, welches mit den endlosen Folgerungen in Widerspruch gerät. (Lange 1866, S. 643)

Was die unabschließbare Kette der natürlichen Zahlen betrifft, ist zu konstatieren, daß auch hier die Praxis uns dazu zwingt, das Unabschließbare immer wieder abzuschließen. Aus diesem Grund ist, wie bereits im Zusammenhang mit der Null angeschnitten, unser gebräuchliches Zahlensystem ein *zyklisches* „Positionssystem“:

Einer	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
Zehner	1	2	3	4	5	6	7	8	9	20
Zwanziger	1	2	3	4	5	6	7	8	9	30
Dreißiger	1	2	3	4	5	6	7	8	9	40
etc.										

Abb. 17

Normalerweise stellen wir uns die Zahlen anhand eines unendlich langen Zollstocks vor. Doch betrachten wir die Zeichen auf dem Zollstock, begegnen wir einer zyklischen Wiederholung des ewig Gleichen, d.h. die Einheit 1 wird nicht durchgehend, sondern im Rahmen der Einheit  $10^n$  werden die Ziffern von 1 bis 0 ständig von neuem abgezählt. Das zeichnet, wenn auch in abstrakter Form, eine Art „Kreiselwelle“ (die Einheit von gerader Strecke und Kreis). In diesem Zusammenhang ist auch bemerkenswert, daß wir das „gradlinige“ Fortschreiten der Zeit mit Uhren messen, auf denen in einer Art Pulsation ewig die gleichen Ziffern bzw. Zeigerstellungen erscheinen (vgl. dazu Abb. 11).<sup>14</sup>

Mit einiger Mühe konnten wir Gl. 86 für den Fall der Zahl 0 formulieren (Gl. 87). Dank des Dezimalsystems wirft eine entsprechende Gleichung auch bei relativ „unendlich“ großen Zahlen wie „400 Trillionen“ keine unüberwindlichen Probleme auf. Wir müssen nur die Einheit gemäß des dezimalen Positionssystems um 20 Zehnerpotenzen erhöhen und so einen praktischeren „Einser“ kreieren (statt  $10^0 = 1$  nehmen wir einfach  $10^{20}$  als unsere „Einheit 1“):

$$400\ 000\ 000\ 000\ 000\ 000\ 000\ 000 \quad \left\{ \begin{array}{l} \text{||||} \\ 10^{20} \end{array} \right. \quad \text{Gl. 88}$$

Weniger abgerundet könnte in der ersten Funktionsvariante z.B. auch „4,249 |“ stehen. Ähnlich verhält es sich mit Bruchzahlen: hier müssen wir uns mit einem Ausdruck wie „0,5 |“ oder, bei Pi, „3,14 |“ aushelfen („ $\frac{1}{2}$  der Einheit 1 zählen“, „die Einheit 1  $\frac{22}{7}$  mal zählen“). Wichtig ist eh nur eine möglichst sinnfällige Unterscheidung zwischen dem Abzählen, dem was abgezählt wird und der eigentlichen Zahl gemäß Gl. 84.

## III.2. Der primäre Funktionsbereich

### III.2.a. Funktionelle Zahlenreihen

In der elementaren Zahlentheorie werden die natürlichen Zahlen in „Primfaktoren“ zerlegt. Das ist jedoch keine ganzheitliche, sondern eine *atomistische* Betrachtungsweise. Primfaktoren entsprechen den Atomen. Zum Beispiel kann man

<sup>14</sup> Wie wir am Ende des 2. Abschnitts sehen werden, ist es noch bemerkenswerter, daß wir sowohl die „Kreismessung“ als auch die „lineare“ Zeitmessung an der „Kreiszahl“ 6 festmachen. In beiden Fällen benutzen wir das Sexagesimalsystem: die 360 Grad eines Kreises, die 3600 Sekunden einer Stunde (darauf werden wir in Kapitel IV zurückkommen).

die Zahl 50 genauso in Primfaktoren zerlegen ( $5 \cdot 5 \cdot 2$ ) wie das Wassermolekül in Atome (H.H.O). Wir hingegen sind nicht an der Zerlegung in mechanische Teile interessiert, sondern gemäß unserer Grundgleichung Gl. 20 an der Aufteilung der Zahlen in einen quantitativen und einen qualitativen Anteil.

Im ersten Abschnitt haben wir entsprechend alle abzählbaren Zahlen in einen quantitativen „Zähler“ und einen (für *alle* Zahlen identischen) qualitativen „Nenner“ aufgeteilt, so daß wir beispielsweise von „null Einern“ sprechen konnten. Doch damit haben wir die Zahlen sozusagen nur von außen erfaßt, ohne ihre innere Struktur und damit die funktionellen Unterschiede zwischen ihnen aufdecken zu können. (Ob das *dezimale* Positionssystem irgendeine tiefere Bedeutung hat, konnten wir mit unserem bisherigen Ansatz nicht sagen.)

Wir haben die Zahlen, die sich aus Primzahlen zusammensetzen (etwa die Zahl  $50 = 50 \cdot 1$ ) genauso behandelt wie die Primzahlen selbst (etwa die Zahl  $5 = 5 \cdot 1$ ). Aber nur bei Primzahlen gibt es tatsächlich auch nur eine einzige mögliche Zerlegung in Primfaktoren. Bei allen anderen Zahlen, etwa der ersten Nichtprimzahl 4, gibt es mindestens zwei ( $4 = 4 \cdot 1$ ,  $4 = 2 \cdot 2$ ), bei der Zahl 50 drei ( $50 = 50 \cdot 1$ ,  $50 = 25 \cdot 2$ ,  $50 = 10 \cdot 5$ ), bei anderen zusammengesetzten Zahlen mehr Möglichkeiten der Zerlegung in *zwei* Faktoren, wobei natürlich der zweite ein Primfaktor sein muß.

Von diesen zwei oder mehr Möglichkeiten der Zerlegung kann aber jeweils nur eine die *funktionell* richtige sein, um die innere Struktur der betreffenden Zahl wiederzugeben. Bei der Zahl 4 wäre es z.B. hinsichtlich ihrer inneren Struktur nichtssagend  $4 = 4 \cdot 1$  zu setzen, stattdessen nimmt man den *größeren* Primfaktor:  $4 = 2 \cdot 2$ . Bei 50 wählen wir entsprechend den *größtmöglichen* Primfaktor:  $50 = 10 \cdot 5$ . Wenn wir das bei allen Zahlen durcheinander ausüben, erhalten wir folgende Tabelle, deren funktionelle Zahlenfolgen unser Vorgehen rechtfertigen:

	<u>Kr<sup>x</sup></u>	<u>Kreis</u>	<u>Dezimal</u>	
$1 = 1 \cdot 1$	$2 = 1 \cdot 2$	$3 = 1 \cdot 3$	$5 = 1 \cdot 5$	etc.
	$4 = 2 \cdot 2$	$6 = 2 \cdot 3$	$10 = 2 \cdot 5$	
	$8 = 4 \cdot 2$	$9 = 3 \cdot 3$	$15 = 3 \cdot 5$	
	$16 = 8 \cdot 2$	$12 = 4 \cdot 3$	$20 = 4 \cdot 5$	
	$32 = 16 \cdot 2$	$18 = 6 \cdot 3$	$25 = 5 \cdot 5$	
	$64 = 32 \cdot 2$	$24 = 8 \cdot 3$	$30 = 6 \cdot 5$	
	etc.			

Abb. 18

Die Trennung der Zahlen in Geist (Abzählen, der erste Faktor) und Körper (die *größtmögliche* Primzahl, der zweite Faktor) macht ihren funktionellen Gehalt deutlich. Im ersten Abschnitt hatten wir *alle* Zahlen der Qualität „Primzahl 1“ zugeordnet. In

diesem zweiten Abschnitt beziehen wir die Zahlen auch auf die anderen *Qualitäten*: „Primzahl 2“, „Primzahl 3“, „Primzahl 5“, „Primzahl 7“ und so unendlich fort. Lücken, wie zwischen  $4 = 2 \cdot 2$  und  $8 = 4 \cdot 2$  ergeben sich daraus, daß der Körper der Zahl (Qualität) stets Priorität vor dem Geist der Zahl (Quantität) hat (siehe Abb. 15 und Abb. 16 und die daran anschließende Diskussion). Aus diesem Grund gilt nicht  $6 = 3 \cdot 2$ , sondern  $6 = 2 \cdot 3$ .

Welche Bedeutung sollte es aber haben, 4 Bücher dem Primfaktor 2 zuzuordnen oder 804 Bücher dem Primfaktor 67? Würde es gemäß  $804 = 12 \cdot 67$  irgendeinen funktionellen Sinn machen, diese 804 Bücher in 12 Gruppen von jeweils 67 Büchern zu ordnen? Offensichtlich nicht!<sup>15</sup> „Zahlangesetze“ im sekundären Funktionsbereich zur Anwendung zu bringen, wäre reine Zahlenmystik. Primfaktoren größer als 1 spielen ausschließlich dort eine Rolle, wo *primordiale* Funktionen zum Tragen kommen. Entsprechend hat jede der vertikalen Zahlenreihen von Abb. 18 eine spezifisch *orgon-energetische* Bedeutung: jene der „Zweierreihe“ ( $Kr^x$ -Zahlen, Reichs Pendelexperiment), der „Dreierreihe“ (Kreiszahlen, man denke an die Stundeneinteilung des Tages) und der „Fünferreihe“ (man denke an das Dezimalsystem – das demnach doch eine funktionelle Bedeutung hat) werden in den folgenden Abschnitten und in Kapitel IV thematisiert.

Die weiteren Reihen sind noch zu erschließen, doch ihre funktionelle Bedeutung wird natürlicherweise mit steigender Primzahl abnehmen. Man kann sich ausmalen, welche funktionelle Bedeutung die 7er-, 11er- und vielleicht auch die 13er-Zahlenreihe jeweils hat. Aber wie steht es mit der 17er-Reihe oder gar der 67er-Reihe?! Ohnehin ist dieser ganze Ansatz ziemlich unbefriedigend, da es unendlich viele Primzahlen gibt. Offensichtlich müssen wir, ähnlich wie bei den unendlichen Dezimalbrüchen, pragmatisch und d.h. unmathematisch sehr bald einen Strich ziehen, damit unsere Aufstellung Abb. 18 sozusagen ihre „funktionelle Integrität“ bewahrt.

Wie wir im ersten Abschnitt gesehen haben, gewinnt ohnehin bei sehr großen Zahlen das Abzählen mittels des Dezimalsystems die Oberhand.

### III.2.b. Die Entwicklungsgleichung der Zahlen

Der zweiten Zahlenreihe von Abb. 18 sind wir bereits in Kapitel I begegnet (Abb. 6): die geometrische Zahlenreihe 2, 4, 8, 16, 32, 64, etc. entsteht, wenn sich etwa eine Amöbe teilt. Gl. 17 beschreibt die orgonometrische Generierung dieser fundamentalsten aller Zahlenreihen. Man könnte Gl. 17 geradezu als *die* „Entwicklungsgleichung der Zahlen“ betrachten.

Bereits Platon hat diese Grundstruktur der auf den ersten Blick so monotonen Reihe der natürlichen Zahlen aus dem „Prinzip 1“ entwickelt, dem sich das „Prinzip 2“

<sup>15</sup> Sie nach dem dezimalen Positionssystem zu ordnen, würde nur dem Abzählen dienen, ähnlich der Aufteilung in „Einer“, die das Zählen erst ermöglicht – vgl. Gl. 90.



hinzugesellt, aus dem sich dann durch Verdoppelung die weiteren Zahlen ergeben. „Unklar und interpretationsbedürftig bleibt dabei allerdings, wie man zu den zwischen den Zweierpotenzen liegenden Zahlen kommt“ (Büttemeyer 2003, S. 12).

Diese Lücke wird geschlossen, wenn wir die Entwicklungsgleichung Gl. 17 tiefer durchdringen. Das gelingt, indem wir die zweite Reihe aus Abb. 18, die mittels des einzig geraden Primfaktors, nämlich der Zahl 2, gebildet wurde, den ungeraden und d.h. *allen* anderen Primfaktoren gegenüberstellen. Tatsächlich ist das die denkbar einfachste Aufteilung der Zahlen überhaupt – die Aufteilung in ungerade und gerade Zahlen:

<u>Primzahlen</u>		<u>Kr<sup>x</sup>-Zahlen</u>	
<b>1</b>	1	2	<b>4</b>
<b>3</b>	9	4	<b>16</b>
<b>5</b>	25	6	36
<b>7</b>	49	8	<b>64</b>
9	81	10	<b>100</b>
<b>11</b>	121	12	144
<b>13</b>	169	14	196
15	225	16	<b>256</b>
<b>17</b>	289	18	324
<b>19</b>	361	20	<b>400</b>
21	441	22	488
etc.			

Abb. 19

Rechts werden jeweils auch die Potenzen angegeben. Sie „beschleunigen“ das ganze und machen dergestalt die Zahlengesetze deutlicher. Die eigentlichen Primzahlen und Kr<sup>x</sup>-Zahlen sind hervorgehoben.

### III.2.c. Das „arithmetische Pendel“

Als nächster Schritt stellt sich die Frage, was das CFP der beiden Zahlenreihen von Abb. 19 sein mag. Hier bietet sich Eugen Brückovs „arithmetisches Zahlenpendel“ an (Brückov 2001), mittels dem die Beziehung der Primzahlen zu den Kr<sup>x</sup>-Zahlen deutlicher wird. Dazu wird die Kreiszahl 6 in vier Kolumnen aufgereiht.

$6n \pm 0$ Kreiszahlen	$6n \pm 1$ Primzahlen	$6n \pm 2$ Kr <sup>x</sup> -Zahlen	$6n \pm 3$ Kreiszahlen
	<b>1</b> 1	2 <b>4</b>	3    9
6    36	<b>5</b> 25	4 <b>16</b>	
	<b>7</b> 49	8 <b>64</b>	9    81
12   144	<b>11</b> 121	10 <b>100</b>	
	<b>13</b> 169	14   196	15   225
18   324	<b>17</b> 289	16 <b>256</b>	
	<b>19</b> 361	20 <b>400</b>	21   441
24   576	<b>23</b> 529	22   488	
	25   625	26   676	27   729
30   900	<b>29</b> 841	28   784	
	<b>31</b> 961	32 <b>1024</b>	33   1089
etc.			

Abb. 20

Man beachte, wie durch die Herausnahme der „Kreiszahlen“ die beiden zentralen Zahlenreihen im Vergleich zu Abb. 19 in sich weitaus geschlossener werden.

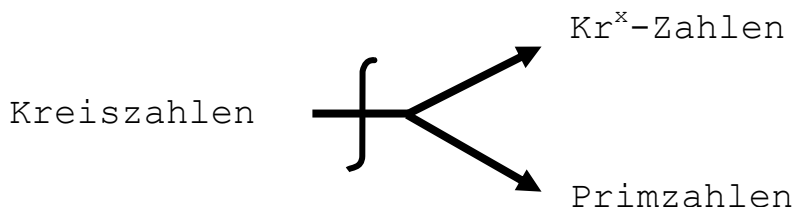
Den Primzahlen und den Kr<sup>x</sup>-Zahlen ist gemeinsam, daß sie – im Gegensatz zu den Kreiszahlen – nicht durch 3 teilbar sind:

*Kreiszahlen:* durch 3 teilbar, links gerade, rechts ungerade

*Primzahlen:* nicht durch 3 teilbar und ungerade

*Kr<sup>x</sup>-Zahlen:* nicht durch 3 teilbar und gerade

Die Kreiszahlen sind durch die erste vollwertige Primzahl, die 3, geprägt. Sie verkörpern also sowohl die unteilbaren Primzahlen (alle Primzahlen außer 2 sind ungerade), als auch, da sie alle durch 3 teilbar sind, das Gegenteil der Primzahlen. Damit sind sie das Gemeinsame Funktionsprinzip (CFP) der Primzahlen und der Kr<sup>x</sup>-Zahlen:



Gl. 89

Im 1. Abschnitt wählten wir die Zahl 1 als zu „messende“ Einheit (der kleinste gemeinsame Nenner aller Zahlen), im 2. Abschnitt auch die anderen *Primzahlen* (der größte Primfaktor der jeweiligen individuellen natürlichen Zahl), was uns schließlich zur Tabelle Abb. 18 führte. Die Primzahlen sind sozusagen der Stoff, aus dem die Zahlen gemacht sind. Die *Kr<sup>x</sup>-Zahlen* stehen für den Akt des Abzählens (siehe die platonische „Entwicklungsgleichung der Zahlen“ in Unterabschnitt b. oben). Und was

die *Kreiszahlen* anbehtrifft: der Kreisumfang wird ziemlich genau wiedergegeben, wenn man den Radius mal 6 ( $\approx 2\pi$ ) nimmt (wir werden darauf sogleich genauer eingehen). Zusammengenommen sieht es fast so aus, als würde Gl. 89 die Kreiselwelle Abb. 11 beschreiben.

### III.2.d. Die Kreiselwelle

In Gl. 89 wird die Beziehung der drei funktionellen Zahlensysteme untereinander beschrieben. Alle drei finden sich in der geometrischen Figur des Kreises (d.h. letztendlich in der Kreiselwelle) wieder. Beispielsweise spricht man bei der Bestimmung von  $\pi$  von der „Quadratur des Kreises“: die Frage, wie man ein Quadrat konstruiert, das gleich der Fläche des Kreises ist, ist identisch mit der „Konstruktion von  $\pi$ “. Der Rechte Winkel unterteilt den Kreis in 4 gleiche Teile, die Quadranten. Quadriert man den Radius und multipliziert diese Fläche mit 4, hat man das Quadrat, das den Kreis einschließt. Die Kugeloberfläche ist stets exakt das Vierfache der Kreisfläche, die sie in der 2. Dimension beschreibt. Die Höhe eines eine Kugel (ein „Einflächner“) umgebenden Vierflächners (Tetraeder) ist das genau Vierfache des Kugelradius (Stelzner 1996).

Der viereckige, vierflächige und sechskantige Tetraeder ist einer der fünf „Platonischen Körper“. Das besondere an den Platonischen Körpern ist, daß die einbeschriebene Kugel jede Seitenfläche in ihrem Mittelpunkt berührt, während die umbeschriebene Kugel alle Ecken berührt. Da bei der Kugel „schließlich“ Seitenfläche und Ecke in eins fallen, sind die Platonischen Körper sozusagen „eckige Kugeln“. Betrachten wir die fünf Platonischen Körper (Vier-, Sechs-, Acht-, Zwölf- und Zwanzigflächner) fällt auf, daß die Anzahl der Ecken, Flächen und Kanten (4, 6, 8, 12, 20, 30) durch 4 und/oder durch 6 teilbar sind:  $1 \bullet 4$ ,  $1 \bullet 6$ ,  $2 \bullet 4$ ,  $2 \bullet 6$ ,  $5 \bullet 4$ ,  $5 \bullet 6$ ; daß also nicht nur der Tetraeder durch die Zahlen 4 und 6 gekennzeichnet ist.

Ursprünglich wurde für den Wert  $\pi$ , also die Relation zwischen dem Durchmesser eines Kreises und seinem Umfang, der Wert 3 verwendet, so daß man den Kreisumfang gleich dem Sechsfachen des Radius rechnete (siehe auch die Bibel 1 Könige 7,23). Diese „Kreiszahl“ 6 tritt uns alltäglich in der gängigen Einteilung des Kreises nach dem babylonische Sexagesimalsystem entgegen:  $6 \bullet 60 = 360^\circ$ .<sup>16</sup>

<sup>16</sup> Wie alle übrigen Völker der Antike (Ägypter, Griechen, Römer) bauten die Babylonier ihr „wissenschaftliches“ System komplementär auch auf der Basis 10 auf, so daß sie zur Basiszahl 60 gelangten. (Unter den ersten 100 Zahlen besitzt sie die größte Anzahl ganzzahliger Divisoren – u.a. die Reihe 2, 3, 4, 5, 6.) Für die 10 hatten die Babylonier ein eigenes Zeichen, während von 1 bis 9, 11 bis 19, etc. einfach nur die entsprechende Anzahl von 1 bis 9 Strichen verwendet wurde. Und was die Einteilung des Kreises in  $360^\circ$  anbehtrifft, die erst in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten eingeführt wurde, findet sich hier die für die Pythagoreer sehr wichtige Tetraktys 36, die Summe der jeweils ersten vier geraden und ungeraden Zahlen:  $2 + 4 + 6 + 8$  plus  $1 + 3 + 5 + 7$ .

Ein Kreis wird in sechs gleiche Teile unterteilt, wenn, wie bei einem Sechskantschlüssel, die Sehnen der Sekanten exakt gleich dem Radius sind („Sextant“). Ein Ring aus sechs identischen Kreisen umschreibt einen siebten gleich großen Kreis. Man denke in diesem Zusammenhang auch an die sechszackigen Wasserkristalle (Schneeflocken) oder daran, daß ein Wassertropfen stets genau 24 ( $4 \cdot 6$ ) kleinere Tröpfchen aus einer Wasseroberfläche herausschleudert.<sup>17</sup> Ein Würfel hat 6 quadratische Seiten und 24 Rechte Winkel (Stelzner 1996).

Was nun die Primzahlen betrifft, läßt sich zeigen, daß sie engstens mit den beiden mit dem Kreis verknüpften Zahlen 4 (eine  $Kr^x$ -Zahl) und 6 (eine eigentliche Kreiszahl) verbunden sind. Zur entsprechenden „Formel“ für die Primzahlen gelangt man, indem man das tetrabasische und ein „hexabasisches“ System so miteinander verknüpft, daß sowohl nach der 4 als auch nach der 6 eine neue Zählreihe beginnt (Stelzner 1996):

1	<b>2</b>	<b>3</b>	4	<b>5</b>	6
<b>7</b>	8	9	10	<b>11</b>	12
<b>13</b>	14	15	16	<b>17</b>	18
<b>19</b>	20	21	22	<b>23</b>	24
25	26	27	28	<b>29</b>	30
<b>31</b>	32	33	34	35	36
<b>37</b>	38	39	40	<b>41</b>	42
<b>43</b>	44	45	46	<b>47</b>	48
49	50	51	52	<b>53</b>	54
55	56	57	58	<b>59</b>	60
<b>61</b>	62	63	64	65	66
<b>67</b>	68	69	70	<b>71</b>	72
<b>73</b>	74	75	76	<b>77</b>	78
<b>79</b>	80	81	82	<b>83</b>	84
85	86	87	88	<b>89</b>	90
91	92	93	94	95	96

Abb. 21

Auffallend ist, daß die ersten drei Zahlen aus dem Rahmen fallen: nach der inneren Logik der in Abb. 21 dargestellten „Formel“ müßte die 1 eine Primzahl sein, was sie mathematisch nicht ist, während 2 und 3 wohl Primzahlen sind, aber als einzige Primzahlen reihen sie sich nicht in die beiden Primzahlenkolonnen ein.

Diese kurze Zahlenreihe wird durch 4 abgeschlossen, der ersten Quadratzahl ( $4 = 2^2$ ) und ersten Potenzzahl ( $4 = 2^2$ ). Robert Harman hat aus den drei „ungesetzlichen“ Zahlen 1, 2 und 3 das „SR-Zahlensystems“ abgeleitet, wobei „SR“ für *simple ratios* (einfache Brüche) steht (Harman 1985). Im folgenden Kapitel werden wir näher mit ihrer Bedeutung befassen.

<sup>17</sup> Wird zwischen zwei Glasplatten eine dünne Flüssigkeitsschicht erhitzt bildet sich ein Muster aus etwa 1 cm großen Waben. Meistens haben sie eine hexagonale Form.

# IV. Das Kr<sup>x</sup>-System

Im Anschluß an Kapitel III wird eingehender auf die Bedeutung der Zahl 4 und ihrer geometrischen Reihe eingegangen und gezeigt, daß sie sowohl mit dem gängigen Dezimalsystem als auch mit dem physikalischen Einheitensystem eng verknüpft ist und es mit ihrer Hilfe möglich ist, alle physikalischen Größen auf zwei Grundgrößen zu reduzieren.

## IV.1. Das tetrabasische und das Dezimalsystem

### IV.1.a. Die Tetraktys

Reich hat gezeigt, daß sich in der Sprache die „Ausdrucksprache des Lebendigen“ niederschlägt, die wiederum von primordialen Orgonenergie-Prozessen bestimmt wird (Reich 1949b). Entsprechend instruktiv ist es, daß die Vier sich in der Entwicklungsgeschichte der Sprachen als ursprüngliche Zählgrenze des Menschen erweist.

Beispielsweise werden, anders als im gegenwärtigen Deutschen, in den älteren Sprachschichten und vielen modernen Sprachen die ersten vier Zählwörter als Eigenschaftswörter benutzt, deren Geschlecht und Fall sich nach dem Hauptwort richtet. Dies zeigt, daß sie die frühesten Zahlen gewesen sein müssen (Menninger 1957, S. 33).

Das Altindische, Keltische, Griechische und Altnordische sind solche Sprachen. „Von lebenden Sprachen hat das Slawische den uralten Vier-Einschnitt mehrfach und mit geradezu verblüffender Deutlichkeit bewahrt. Der Tscheche sagt:

eins und eins *sind* zwei  
zwei und zwei *sind* vier  
aber drei und zwei *i s t* fünf

*jest* 'ist' wird stets angewandt, wenn die Summe größer ist als vier, also ab 5!“ (Menninger 1957, S. 34). Entsprechende sprachliche Einschnitte hinter der Vier finden sich bei den Russen, aber auch bei den Türken, den Japanern und vielen Naturvölkern.

Eingeborene in Afrika, Ozeanien und Amerika, die sich zu Beginn dieses Jahrhunderts noch im annähernd ursprünglichen Zustand

befanden, konnten nur die Zahl „Eins“, „Zwei“, „Drei“ und „Vier“ erfassen und sprachlich ausdrücken, während die weiteren Zahlen allgemeine, ziemlich verworrene Begriffe waren. Lévy-Bruhl [1928] berichtet von „primitiven“ ozeanischen Stämmen, die im Singular, im Dual, im „Triad“, im „Quartal“ und schließlich im Plural deklinierten und konjugierten. (Ibrah 1984, S. 24f)

Eine entsprechende Grenze bei der Zahl Vier findet sich bei den australischen Aranda, bei Eingeborenen auf den Inseln der Torres-Straße, Indiostämmen in Brasilien, Paraguay und auf Feuerland sowie den Buschmännern und Pygmäen in Afrika (Ibrah 1984, S. 25).

Einige Völker, die eine Viererzählung kennen, zählen nicht wie wir mit den fünf Fingern, sondern mit den vier Zwischenräumen zwischen den Fingern.

Die Cumus-Indianer in Kalifornien zählen in einem Vierersystem bis 16 und gehen bei größeren Zahlen zu einem System mit der Basis 20 über. Die Yuki-Indianer erweiterten ein System mit der Basis 8, das sie von der Anzahl der Lücken zwischen den Fingern der Hände herleiteten, indem sie Zweige zwischen die Finger legten. Auf diese Weise zählten sie in ihrem System bis 64. (Barrow 1994, S. 71)

In manchen Sprachen haben die Worte für 6 und 8 eine Pluralendung, so als hätte es ursprünglich „zwei Dreier“ und „zwei Vierer“ geheißen (Barrow 1994, S. 71). In der indogermanischen Ursprache war Acht eine solche Zweizahl und heute erinnert „Neun“ nicht von ungefähr an das Wort „neu“, ist es doch die „neue Zahl“ hinter  $2 \cdot 4$  (Menninger 1957, S. 34). „Man findet etwa zwanzig Beispiele für diese Verbindung, darunter im Sanskrit, im Persischen und im vertrauerten Latein, wo ‘novus’ ‘neu’ bedeutet und ‘novem’ ‘neun’“ (Barrow 1994, S. 71).

Offensichtlich war in der Geschichte das tetrabasische Zahlensystem primär. Auf dieser Basis haben teilweise unabhängig voneinander die weitaus meisten aller bisherigen Kulturen ein (mehr oder weniger eindeutiges) Dezimalsystem errichtet. Daß sich auch in unserem eigenen Dezimalsystem ein älteres tetrabasisches System verbirgt, wird offenbar, wenn man die ursprünglichen indisch-arabischen Ziffernzeichen entsprechend untereinander in Gruppen anordnet:

•					0				
۹	۵	۶	۷	۸	1	2	3	4	
۰	۱	۲	۳	۴	5	6	7	8	
۹					9				

Abb. 22

Die Vier bestimmt aber nicht nur die Zählweise der Urvölker, sondern deren gesamtes Weltbild. Bei den Trobriandern wohnen in jedem Dorf „vier matrilineare Sippen, die auf die vier Stammsippen der Trobriander (...) zurückgehen. Jede Sippe hat ihren festen Platz in der allumfassenden Vierteilung der trobriandischen Menschheit nach Totems und Himmelsrichtungen“ (Göttner-Abendroth 1991, S. 159). Die Quarternität war ein allgemeines Kennzeichen der matriarchalen Völkerschaften. Ihr „entsprach ein viergeteiltes, räumliches Weltbild“ (Göttner-Abendroth 1991, S. 163).

Dieser tetrabasische Hintergrund, der vielleicht so alt ist, wie die Tiergattung Homo denken kann, mag Pythagoras dazu angeregt haben, die ganze Welt als tetrabasisches System entschlüsseln zu wollen. Interessanterweise war aber nicht nur der bio-kulturelle Hintergrund, sondern auch das Experiment Grundlage dieses Ansatzes.

Das musikalische Urphänomen ist die Oktave, die durch die Zweiteilung der Saite des Monochords entsteht (1 zu 2). Die beiden nachfolgenden vollkommenen Konsonanzen, durch die sich diese Oktave weiter harmonisch aufteilen läßt, zeigen ein Verhältnis der Saitenlängen von 2 zu 3 (reine Quinte) und 3 zu 4 (reine Quarte). Diese Schritte von der 1 zur 2, 3 und 4 standen für die Pythagoreer für die Entstehung der Welt als harmonisches Ganzes. Das war der Beginn der Wissenschaft. Tatsächlich läßt sich von der pythagoreischen „Tetraktys“ (der Vierheit), über die griechische Kosmologie und Kopernikus, Kepler, Newton, eine gerade Linie zur heutigen Physik ziehen.

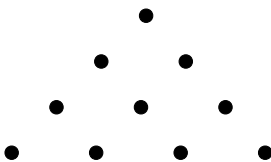


Abb. 23

Geometrisch wurde die Tetraktys durch das „vollkommene Dreieck“ dargestellt, arithmetisch durch die „dreieckige Zahl“  $1 + 2 + 3 + 4 = 10$ . Nach Lukianos bat Pythagoras jemanden, zu zählen, und nachdem dieser 1, 2, 3, 4 gesagt hatte, unterbrach Pythagoras ihn: „Siehst Du? Was Du für 4 hältst, ist 10, ein vollkommenes Dreieck, und unser Eid.“ Die Pythagoreer schwuren nämlich bei „dem, der unserer Seele die Tetraktys anvertraut hat, die Quelle und Wurzel der ewigen Natur“ (Waerden 1966, S. 156)

Die 4 wird zur 10 durch einen Vorgang, den man als „theosophische Addition“ bezeichnet. Aus der 10 wird wiederum durch „theosophische Reduktion“ ( $1 + 0$ ) die 1, was zur „theosophischen Weltformel“  $4 = 1$  führt (Stelzner 1996, S. 23f).

Der Philosoph und Mathematiker Erhard Weigel (1625-1699), einer der Lehrer von Leibniz, hob ebenfalls die Tetraktys hervor. In der Vier zeige sich, wie er in drei Werken ausführlich erörterte, das dem Menschen „von der Natur eingeprägte Einmaleins“ viel logischer als im Dezimalsystem, das er durch ein tetrabasisches System ersetzen wollte (Cantor 1898, S. 39).

## IV.1.b. Das Periodische System der Elemente

Reich hebt ausdrücklich hervor, daß die Zahl der Teilfunktionen der einen Grund-Organismusfunktion vier beträgt (Reich 1950c, S. 110). Walter Hoppe führt dazu aus: „Reich hat die gesamte Organomie auf den Vierer-Rhythmus der Organismusformel aufgebaut“ (Hoppe 1984, S. 226). In Grasaufgüssen fand Reich, daß aus der Bion-Blase vier Colpedia hervorgehen (Reich 1951a, S. 57). Die SAPA-Bione, anhand derer Reich die Organenergie-Strahlung entdeckte, treten in Clustern von 4 und 16 auf und zerfallen in Gruppen von ein, zwei oder drei Bionen (die in Kapitel I eingeführten „ungesetzlichen“ SR-Zahlen!), „wahrscheinlich aufgrund eines Mangels an Organenergie-Ladung, um vier oder mehr Bione zusammenzuhalten“ (Harman 1987).

Das aus der Zahl 4 abgeleitete „organometrische Zahlensystem“, bzw. „ $Kr^x$ -Zahlensystem“ beruht auf den geometrischen Reihen  $4^n = Kr^x$ , also 1, 4, 16, 64, 256, etc. und  $25 \cdot Kr^x$ , also 25, 100, 400, 1600, 6400, 25600, etc.<sup>18</sup> Neben diesen „gesetzlichen“ Zahlenfolgen gibt es die arithmetische Reihe der Zahl 4, d.h. die Zahlenfolge  $n \cdot Kr$  (Reich 1957b).

Ursprünglich leitete Reich das  $Kr^x$ -Gesetz, das er mit seinen Pendelexperimenten verifizierte (Reich 1957b; Harman 1984), aus dem Periodischen System der Elemente ab. Unabhängig davon ist der pythagoreische Zahlenmystiker Michael Stelzner zu einer ganz ähnlichen Überlegung gekommen:

Suchen wir das Urpaar der Elemente, so kommen wir auf das Wasserstoffatom und das Heliumatom. Beide sind bei der Betrachtung des Periodensystems der Elemente schon äußerlich als die Eltern der Chemie auffällig und bilden allein die erste Periode des herkömmlichen Systems. Ihre Massezahl verhält sich wie 1:4. Die Logik der Chemie ließe sich auf diese Weise weiter verfolgen, was zu einer anderen, ergänzenden Ordnung führen würde. Die Eigenschaft der Elemente könnte so über ihre Zahlensymbolik erschlossen werden. (Stelzner 1996, S. 331)

Tatsächlich gibt es eine Beziehung zwischen den „magischen Zahlen“ der Kernphysik (2, 8, 20, 28, 50, 82) und dem  $Kr^x$ -Gesetz. Die magischen Zahlen stellen die Protonen- und Neutronenzahlen dar, bei denen die Bindungsenergie zwischen den Nukleonen besonders groß ist. Es gibt „doppelt magische“ Kerne, bei denen

<sup>18</sup> Hier erkennt man bereits, ganz ähnlich wie bei der pythagoreischen Tetraktys, die enge Verbindung zwischen dem  $Kr^x$ - und dem Dezimalsystem.



sowohl die Protonen als auch die Neutronenzahl magisch ist, wie z.B. bei den  $Kr^x$ -Elementen  ${}^4_2\text{He}$  (Helium) und  ${}^{16}_8\text{O}$  (Sauerstoff), sowie dem „10 •  $Kr^x$ -Element“  ${}^{40}_{20}\text{Ca}$  (Calcium). Was höhere Elemente betrifft macht diese Betrachtungsweise keinen Sinn mehr, da die von Reich postulierte  $Kr^x$ -Systematik der Massenzahlen durch das verhältnismäßige Überhandnehmen der Neutronen verwischt wird.

„Doppelt magische Isotope“ zeichnen sich durch ihre außergewöhnliche Stabilität aus. Entsprechend ist die Reichsche Reihe  ${}^1_1\text{H}$ ,  ${}^4_2\text{He}$ ,  ${}^{16}_8\text{O}$  in den Graphen der kosmischen Häufigkeitsverteilung der Elemente eingezeichnet (Rohlf's 1992, S. 161): in dieser Reihenfolge sind es die häufigsten Elemente im Universum. Der „gesetzliche“  $Kr^x$ -Peak für Sauerstoff O ist von zwei etwa gleich hohen „ungesetzlichen“ n •  $Kr^x$ -Peaks für Kohlenstoff  ${}^{12}_6\text{C}$  und Neon  ${}^{20}_{10}\text{Ne}$  eingerahmt.<sup>19</sup> Der einzige weitere auffallende Peak ist der für Eisen  ${}^{56}_{26}\text{Fe}$ , also ebenfalls ein „ungesetzlicher“ n •  $Kr^x$ -Peak.

Die Bildung der Atome stellt man sich so vor, daß nach dem angeblichen Urknall aus einem Leptonen- und Quarkbrei zu 3/4 Wasserstoff (H) und zu 1/4 Helium (He) entstanden. Dieser Urstoff sei dann zu Sternen kondensiert, die (neben zusätzlichem Helium) den restlichen Bestand an Elementen erbrüteten. Wobei die leichten Elemente im unmittelbaren Anschluß an das Helium, nämlich Lithium, Beryllium und Bor, bloße Bruchstücke des Zerfalls schwerer Atome darstellen.

Nach den Modellen der Astrophysiker wird im Zentrum des Sterns zunächst aus Wasserstoff (zusätzliches) Helium erbrütet. Wenn ein bestimmtes Quantum Wasserstoff aufgebraucht ist, kontrahiert der Kern, wodurch ausreichend Hitze entsteht, um die Fusion von Helium zu Kohlenstoff zu zünden. Dieser Zyklus wiederholt sich (je nach Größe des Sterns) mit stetig zunehmender Geschwindigkeit beim Kohlenstoff-, Neon-, Sauerstoff- und Siliziumbrennen. Bei entsprechend großen Sternen ergibt die Endphase der Silizium-Fusion einen Eisenkern, aus dem keine Energie mehr durch Kernreaktionen gewonnen werden kann. Schließlich kann der „tote“ Eisenkern dem Gravitationskollaps nicht mehr widerstehen und es folgt eine Supernova.

Kurz vor dem Kollaps hat der betreffende Stern die folgende, den  $Kr^x$ -Zahlen bzw. den n •  $Kr^x$ -Zahlen entsprechende „Zwiebelstruktur“ von innen nach außen:

Element	Fe	S + Si	Ne + O	O + C	He	H
Nukleonen	56	32 28	20 16	16 12	4	1

Abb. 24

<sup>19</sup>  ${}^{20}_{10}\text{Ne}$ ,  ${}^{24}_{12}\text{Mg}$ ,  ${}^{28}_{14}\text{Si}$ ,  ${}^{32}_{16}\text{S}$ ,  ${}^{36}_{18}\text{Ar}$  und  ${}^{40}_{20}\text{Ca}$  sind die sogenannten  $\alpha$ -Nukliden. Sie können erzeugt werden, indem man  ${}^{16}_8\text{O}$  entsprechend viele Alphateilchen anfügt.

Reich glaubte, daß die Elemente der irdischen Lufthülle (H, O, N und C) *direkt* durch Überlagerung massereicher Orgonenergie-Einheiten in der Atmosphäre entstehen (Reich 1951a). Zu dieser Hypothese gelangte er über die Beobachtung des Flimmerns der atmosphärischen Orgonenergie und der „kreiselwellenartigen“ Bewegung von Orgonenergie-Einheiten im Orgonenergie-Raum (im Prinzip ein sehr großer Orgonenergie-Akkumulator).

### IV.1.c. Bodes Gesetz

Die sich schraubenförmig fortpflanzende Kreiselwelle, bzw. eine *einzelne* Kreiselwelle, die Reich als „Schwung“ bezeichnet hat, kann man sich wie folgt vergegenwärtigen (vgl. Abb. 11): Man nehme eine Tesafilm-Rolle (oder etwas ähnliches) und bewege einen Bleistift im kreisförmigen Mittelloch, während man die Rolle gradlinig über ein Blatt Papier verschiebt. Auf dem Papier zeichnet sich eine „verlängerte Zykloide“ ab, bei nur einer Kreisbewegung des Bleistifts der „Schwung“. Die Kreisbewegung des Bleistifts in der Rolle steht z.B. für die scheinbar kreisförmige Planetenbewegung um die Sonne (= Schwung), das Papier, über dem sich Rolle und Stift bewegen, stellt den Orgonenergie-Hintergrund, bzw. den „Äther“, dar.

So macht Reich aus den klassischen Kreisen bzw. Ellipsen der Planetenbahnen „periodische Funktionen wie die von Pendeln, die gleichzeitig schwingen und sich im Raum vorwärtsbewegen“ (Reich 1957b, S. 109).<sup>20</sup> Ein Beleg für die funktionelle Identität von Pendel- und Planetenbewegung ist „Bodes Gesetz“ (Baker 1968a).

Reich fand bei seinen Pendelversuchen eine bestimmte Konstante

$$L_{Kr^x} \cdot S_{Kr^x}^2 = K_{Kr^5} = 102400$$

und zwar für „gesetzmäßige“, d.h.  $Kr^x$ -Pendellängen. Nach Newton dürfte es im Sonnensystem keine entsprechenden „gesetzmäßigen Planetenbahnen“ geben. Doch trotzdem läßt sich die Struktur des Sonnensystems mit der 1772 aufgestellten Titius-Bode-Regel beschreiben.

Bei „Bodes Gesetz“ nimmt man die größeren Objekte im Planeten- oder Mondsystem und wählt die Entfernung des vom Zentralobjekt aus gesehen dritten Objekts als astronomische Einheit (AE). Im folgenden wird der Abstand Sonne-Erde zur Anpassung an Reichs  $Kr^x$ -System jedoch zu  $10 AE_{Kr}$  gesetzt:

<sup>20</sup> Die so in die Pulsation eines Pendels überführte Kreisbewegung hat natürlicherweise vier Abschnitte: vom linken Extremausschlag zur Ruhelage, von dort zum rechten Extremausschlag und dann wieder zurück (Reich 1957, S. 131, Abb. 13). Es ist ganz entsprechend dem Viertakt der Orgasmusformel, der auf den Zweitakt von Expansion und Kontraktion zurückgeführt wird (Meyerowitz 1994). Bei der Planetenbewegung findet sich der Wechsel von Expansion und Kontraktion in der Ellipse und ihrem Gegensatz von Aphel und Perihel.

	empirisch	Kr	$\pi$	75	9	7
Merkur	3,9	4	3,1	4,0	-	4
Venus	7,2	7	6,3	7,0	-	8
<b>Erde</b>	10,0	10	9,4	12,3	-	12
Mars	15,2	16	15,7	21,4	-	16
Planetoiden	29,0	28	28,3	37,5	-	36
Jupiter	52,0	52	53,4	65,7	-	64
Saturn	95,8	100	103,7	114,9	-	108
Uranus	192,8	196	204,2	201,1	-	-
Neptun	301,4	-	-	-	306	-
Pluto	398,8	388	405,3	351,9	-	-

Abb. 25

„Kr“: die an das Kr<sup>x</sup>-System angepaßte Bode-Formel  $2^n \cdot 3 + 4$  (mit  $n = -\infty, 0, 1, 2, 3, \dots$ ).

„ $\pi$ “: eine besonderen Abart der Bode-Formel:  $\pi(n + 1)$ , für  $n = 0, 1, 2, 4, 8, 16, \dots$  (nach einem Leserbrief in **Bild der Wissenschaft** 9/84).

„75“: bei der „75%-Regel“ wird zu jeder Zahl nacheinander 75% addiert (man beachte die enge Verbindung zu den Kr<sup>x</sup>-Zahlen 25 und 100). Beim Sonnensystem haben wir es mit den Planetenabständen  $D_n$ , bei Reichs Pendelexperiment mit den Pendellängen  $L_n$  zu tun. Das „75%-Gesetz“ sieht dann für beide Gravitationskonfigurationen wie folgt aus:

$$D_{n+1} = 3 D_n / 4 + D_n$$

$$L_{n+1} = 3 L_n + L_n$$

„9“: Rosenblum (C.F. Baker) hat darauf hingewiesen, daß die beiden Kr<sup>x</sup>-Zahlenfolgen im Verhältnis  $100/64 = 1,562$  zueinander stehen. Entsprechend kann man Bodes Gesetz ergänzen und so die „irreguläre“ Bahn des neunten Planeten, Neptun, erklären (Baker 1968a).

„7“: Es gibt eine direkte Verbindung zwischen Bodes Gesetz und der klassischen Tetraktys. Am Ende seiner Habilitationdissertation von 1801 wollte Hegel die Lücke zwischen Mars und Jupiter in der Reihe der damals bekannten sieben Planeten erklären. Dazu erwähnt er, „daß im Platonischen **Timäus** eine andere Zahlenreihe angegeben werde, nach welcher der Demiurg das Weltall gebildet habe: 1, 2, 3, 4, 9, 16, 27. Wäre diese Progression die wahrhafte Ordnung der Natur, dann würde zwischen dem vierten und fünften Planeten ein großer Zwischenraum sein und erhellen, daß man dort keinen Planeten suchen könne“ (Rosenkranz 1844, S. 154). Doch 1801 und in den folgenden Jahren wurden in rascher Folge Planetoiden entdeckt, die die Lücke zwischen Mars und Jupiter schlossen. Läßt man Hegels Argumentationsweise beiseite (zumal Plato selbst sich auf ein geozentrisches Weltbild bezog), paßt seine Reihe, die ganz in pythagoreischer Tradition auf die Harmonik zurückgeht (1, 2, 3, 4, 3 • 3, 4 • 4, 3 • 3 • 3), aber ausgezeichnet zu Bodes Gesetz. In der obigen Tabelle wurden Hegels Zahlen mal 4 genommen.

Entsprechend lassen sich die Monde betrachten. Der Uranus hat 5 Monde, die alle in die Bode-Formel passen. Dasselbe gilt für die vier großen Monde (deren

Durchmesser in der Größenordnung von über 1000 km liegt) des Jupiter. Beim Saturn ist die Lage verwickelter. Von den zehn wichtigsten Monden lassen sich vielleicht vier oder fünf in die Bode-Formel einpassen. Sind die restlichen Monde eingefangen oder kam es zu Störungen? (Knapp 1984).

## IV.1.d. Kreisfunktion und Gravitation

Bei der Beobachtung des atmosphärischen Flimmerns Anfang der 1940er Jahre hatte Reich die Orgonenergie-Hülle der Erde entdeckt, die sich etwas schneller als ihr Planet dreht und so, wie Reich später annahm, nicht nur dessen Rotation hervorruft, sondern auch für die Gravitation verantwortlich ist. Indem Reich die Gewichtskraft  $G = m \cdot g$  mit der Kraft dieser Rotation, d.h. dem Drehimpuls  $K = m \cdot r^2 \cdot \omega$  gleichsetzte (der „Drall“  $K$  ist die Kraft der Rotation, jene Kraft die erforderlich ist, um die Drehung hervorzurufen oder zum stehen zu bringen) und aus dieser Gleichung die Masse  $m$  eliminierte, gelangte er zu einer neuen Ausdrucksweise für die Schwerebeschleunigung  $g$ , bei der der „geradlinige“ Fall in eine „Kreisfunktion“<sup>21</sup> übersetzt wird:

$$g \downarrow \equiv r^2 \omega \curvearrowright \quad \text{Gl. 90}$$

Dies soll die „enge Funktionsbeziehung der Gravitationsbeschleunigung (...) zur Rotation der Orgonhülle des Erdplaneten“ ausdrücken (Reich 1957b, S. 143). Doch von den Dimensionen her stimmt diese Gleichung nicht.

Zu einer zweiten Gravitationsgleichung gelangte Reich über seine Pendelversuche. Mit den Pendeln konnte er die geradlinige Fallbeschleunigung der Masse, wie sie auf der Erde auftritt, in die originale „masselose“ Kreisbewegung der kosmischen Überlagerung überführen, da die Pendelschwingung von der Masse des Pendelkörpers unabhängig ist und einzig und allein von der Länge des Pendels bestimmt wird.

Lassen wir ein („mathematisches“) Pendel der Länge  $L$  schwingen und messen die Schwingungsdauer  $t$ , finden wir (für kleine Ausschläge) die folgende Abhängigkeit:  $\sqrt{L} \sim t$ . Bei einer Pendellänge von 100 cm „schlägt“ das Pendel Sekunden. Quadrieren ergibt:

$$L \equiv 100 t^2 \quad \text{Gl. 91}$$

<sup>21</sup> Leider wurde der Begriff „Kreisfunktion“ bereits von der Analytischen Geometrie unter Beschlag genommen. Beispiele für derartige „Kreisfunktionen“ sind die „Sinusfunktion“ und die „Tangentialfunktion“. Reichs Begriffsbildung ist davon unabhängig.

Wenn wir mit diesem Sekundenpendel die Schwerebeschleunigung messen, gelangen wir über die Pendelgleichung  $g = \pi^2 L/t^2$  (mit  $t^2 = 1$  und  $L = 100$ ) zu der zweiten Gleichung, in der  $g$  durch eine „Kreisfunktion“ ausgedrückt wird:

$$g_{kr} = \frac{100 \pi^2}{1} \quad \text{Gl. 92}$$

Das entspricht einem Wert von  $g = 986,9604 \text{ cm/sec}^2$ .

Zwar lehrt die Schulphysik, daß die Länge des Sekundenpendels ortsabhängig ist, in jedem Fall jedoch etwas weniger als 100 cm beträgt, und daß sich entsprechendes über die Schwerebeschleunigung sagen läßt,<sup>22</sup> doch Reich blieb bei seinen Messungen streng im Kr<sup>x</sup>-System, d.h. er maß pro „Kr<sup>x</sup>-Minute“ (= 64 Sekunden) und kam so auf das „orgonotische Sekundenpendel“ mit *genau* 100 Zentimeter Pendellänge  $L$ . Es geht demnach um den grundsätzlichen Ansatz: (1.) ob es einem darum zu tun ist, mechanisch exakt das Verhalten jeden beliebigen Pendels und „fallenden Apfels“ im voraus berechnen zu können oder darum, unvorhergesehene Strukturen und Beziehungen sichtbar zu machen; und (2.) geht es darum, ob die gängigen physikalischen Einheiten wirklich beliebig sind oder ob sie so etwas wie eine „funktionelle Integrität“ besitzen (Harman 1985).

## IV.1.e. Das Dezimalsystem

Reich schreibt Gl. 91 und Gl. 92 ausdrücklich auch als:  $L = 10^2 t^2$  und  $g = 10^2 \pi^2$ , hebt also hervor, daß die 25 • Kr<sup>x</sup>-Zahl 100 gleich 10 • 10 ist (Reich 1957b, S. 107, Gl. 3e und 5b). Daneben stehen Gleichungen mit Kr<sup>x</sup> in keinsten Weise entsprechenden Potenzen von 10 wie etwa  $10^3$  oder  $10^x$  (Reich 1957b, S. 107, Gl. 4, 5b und 6). Wir haben ja bereits bei Pythagoras gesehen, daß die Zahl 10 eng mit der Tetraktys verbunden ist. Und auch bei Reich wird offensichtlich das tetrabasische Kr<sup>x</sup>-Zahlensystem vom gewöhnlichen Dezimalsystem überlagert.

Harman führt aus, daß Reich in seinen Pendelversuchen die Schwingungen pro 64 sec zu funktionell ganzen Schwingungen rundete. Bei Pendellängen von 20 cm und weniger rundete er zu den nächsten Vielfachen von zehn Schwingungen (Harman 1984). Reich selbst stellt in seiner Analyse des Pendelversuchs explizit die Verbindung zwischen dem Kr<sup>x</sup>-System und der Zahl 10 als Multiplikationsfaktor her. Wie bereits dargestellt, fand er zwei Gleichungen, die durch 10 miteinander verknüpft

<sup>22</sup> Auf unseren Breitengraden schlägt das Pendel im Durchschnitt bei 99,4 cm Sekunden, z.B. in London bei 99,36 und in Berlin bei 99,42 cm. Die Extremwerte finden sich an den Polen mit 99,63 cm (0° geographischer Breite) und am Äquator mit 99,10 cm (90°). Schulphysikalisch ist bei 45° geographischer Breite, auf der Reich seine Pendelversuche ausführte,  $g = 980,629 \text{ cm/sec}^2$ , bzw., wie in der Geophysik üblich, 980,629 Gal („Galilei“). Der Wert reicht von 983,221 Gal am Pol bis zu 978,049 Gal am Äquator.

sind und die sich beide auf 1 sec beziehen: das „orgonotische Sekundenpendel“, wo eine Schwingung in einer Sekunde ausgeführt wird, ist genau 100 cm lang, also

$$\curvearrowright L \ t^{-2} \equiv 100 \text{ cm/sec}^2 \quad \text{Gl. 93}$$

Die Schwerebeschleunigung „pro Sekunde“ entspricht einem 10mal höheren Wert:

$$g = 987 \text{ cm/sec}^2 = 100 \pi^2, \text{ also}$$

$$\downarrow L \ t^{-2} \equiv 1000 \text{ cm/sec}^2 \quad \text{Gl. 94}$$

Die erste Gleichung bezeichnet Reich als „ZEIT-Funktion“, da oszillierende Pendel „kosmische Zeitmesser“ darstellen. Bei der zweiten Gleichung, wo der freie Fall  $\downarrow$  ausgedrückt wird, handelt es sich um eine „RAUM-Funktion“ (Reich 1957b, S. 142).

Am Rande, der in Faksimile in **Contact with Space** abgedruckten Darstellung, finden wir handschriftlich hinzugefügte einfache Gleichungen (Reich 1957a, S. 108; Reich 1957, S. 143), wonach  $g_{Kr}$  sich zu  $p \cdot W = \varepsilon_g$  verhält wie 1000 zu 100 bzw. 10 zu 1, woraus folgt:

$$g_{Kr} \equiv 10 \ \varepsilon_g \quad \text{Gl. 95}$$

Die 10 drückt also das Verhältnis zwischen der Kreiselwelle und der durch sie hervorgerufenen Schwerebeschleunigung aus.<sup>23</sup>

Unabhängig von Reich hat Harman die funktionelle Bedeutung des Dezimalsystems aufgezeigt. Ihm zufolge kann unser metrisches Maßsystem nicht willkürlich sein, da sich statistisch signifikant viele „Naturkonstanten“ ganzen Zahlen und einfachen Brüchen (den bereits in Kapitel II erwähnten „*simple ratios*“, SR) nähern. Basierend auf 1, 2 und 3 und den Grundrechenarten gibt es *zehn* SR-Zahlen (1/3, 1/2, 2/3, 1, 3/2, 2, 3, 4, 6, 9), die man beliebig mit dem Dezimalsystem verknüpfen kann. Harman führt folgende statistisch hochsignifikante Werte an, die er der 24 Werte umfassenden Tabelle eines Physik-Buches entnommen hat (Harman 1985):

<sup>23</sup> In diesem Zusammenhang ist erwähnenswert, daß die Inder  $\pi = \sqrt{10}$  rechneten.

Dichte des Monde	$1/3 \cdot 10$	g/cm
Gravitationskonstante	$2/3 \cdot 10^{-8}$	dyn cm <sup>2</sup> g <sup>-2</sup>
Entfernung Sonne-Erde	$3/2 \cdot 10^{13}$	cm
Masse der Sonne	$2 \cdot 10^{33}$	g
Umlaufgeschwindigkeit der Erde	$3 \cdot 10^5$	cm/sec
Lichtgeschwindigkeit	$3 \cdot 10^{10}$	cm/sec
Masse der Erde	$6 \cdot 10^{27}$	g

Abb. 26

Leider ist Harmans Aufstellung recht willkürlich. Beispielsweise fehlen die beiden SR-Werte für das Plancksche Wirkungsquantum  $h = 6,625 \cdot 10^{-27}$  erg sec und  $h/2\pi = 1,054 \cdot 10^{-27}$  erg sec.

## IV.1.f. Reichs Einheitensystem

Spätestens in diesem Abschnitt überschreiten wir die Grenze zwischen der *qualitativen* Organometrie, bei der es um die mathematische Erfassung von Qualitäten geht, und der *quantitativen* Organometrie, die sich um die objektive Messung subjektiver Eindrücke dreht.

Reich hat „zunächst willkürlich“ das „Org“ als Maßeinheit der Orgonenergie bestimmt: „die Orgonenergie-Menge in einem Kubikfuß Rauminhalt, die der Aufrechterhaltung eines Temperaturunterschiedes  $T_0-T$  von 1° Celsius eine Stunde lang entspricht, gemäß der Formel:  $Org = (T_0-T) \cdot t \cdot f^3$ . Dabei ist  $T_0-T$  die Temperaturdifferenz in Grad Celsius,  $t$  die Zeit in Stunden und  $f^3$  das Volumen in Kubikfuß“ (Reich 1948, S. 149). Mal abgesehen von den nichtmetrischen Einheiten Stunde und insbesondere Kubikfuß, macht diese Gleichung vom Dimensionsprodukt her keinerlei Sinn.

Später definierte Reich die Maßeinheit „T-Org“ als 1 K ( $T_0-T$ ) pro 256 sec. Also 4 „Org-Minuten“ zu je 64 sec, statt der einen Stunde der ursprünglichen Definition. Von Kubikfuß ist auch keine Rede mehr, zumal die Abbildung der ausgereiften  $T_0-T$ -Meßapparatur einen deutlich kleineren Orgonenergie-Akkumulator (ORAC) zeigt, wobei es sich genaugenommen auch gar nicht um einen ORAC handelt, sondern um eine mit dem Kontrollkasten im Aufbau identische Box, die lediglich auf ein sozusagen „externes“ ORAC-Element aufgesetzt ist (Reich 1951b, 21.24).

Neben der thermischen führt Reich eine elektroskopische Bestimmung des Org an, das ursprünglich als das Äquivalent von 120 Volt definiert wurde (Reich 1948, S. 151), später 256 Volt in Übereinstimmung mit dem  $Kr^x$ -System, entsprechend den 256 sec des T-Org (Reich 1951b, S. 22). Da die Entladung einer bestimmten Orgonenergie-Menge, je nach der „Orgonenergie-Spannung“ der Atmosphäre, unterschiedlich lange dauert, spricht Reich auch von „Zeit-Orgs“ (Sekunden-, Minuten-, Stunden-Org).

Der Quotient aus dem Zeit-Org im ORAC und außerhalb des ORAC ergibt die neue Einheit „Orgonenergie-Potential“  $O_p$ :

$$O_p = \frac{\text{Zeit-Org}_{\text{ORAC}}}{\text{Zeit-Org}_{\text{Luft}}} \quad \text{z.B.} \quad \frac{30 \text{ min.org.}}{15 \text{ min.org.}} = 2 O_p$$

Das  $O_p$  gibt nicht die Zeit an, in der eine festgelegte Ladungsmenge entladen wird (1 Org = 256 V), ist demnach kein Maß der Orgonenergie-Menge, sondern der Orgonenergie-Spannung, also des Ladungsgefälles zwischen ORAC und Luft oder aber auch zwischen dem Elektroskop innerhalb oder außerhalb des ORAC und der jeweiligen Umgebung des Elektroskops, wobei der Ladungsverlust  $E_o - E_r$  während der festgelegten Zeitspanne  $t$  bestimmt wird, woraus sich dann wiederum das Ladungsgefälle zwischen ORAC und Luft berechnen läßt (Reich 1948, S. 149-152; Reich 1951b, S. 22):

$$O_p = \frac{t / (E_o - E_r)_{\text{ORAC}}}{t / (E_o - E_r)_{\text{Luft}}} \quad \text{z.B.} \quad \frac{30 \text{ min} / (5 - 3) \text{ Teilstriche}}{30 \text{ min} / (5 - 1) \text{ Teilstriche}} = 2 O_p$$

In seinen Meßkurven gibt Reich die „atmosphärische Spannung“, also die Entladungszeit des Elektroskops in „Sec.Orgs.“ an, das  $T_o - T$  einfach in K (Reich 1948; Reich 1950e; Reich 1951e). Die Orgonomen nach Reich haben durchgehend gleich ganz auf spezielle orgonometrische Einheiten verzichtet und einfach die „rohen“ Temperaturdifferenzen und Elektroskopdaten (Ablenkung des Elektroskop-Blättchens und Entladungszeit) angegeben.

Neben dem Verhältnis zwischen thermischem und elektroskopischem Org (Reich 1948, S. 152) wirft die Gleichsetzung von Org und „256 elektrischen Volt“ (Reich 1950b) Probleme auf. An sich ist das Volt, als Maß des Potentialunterschiedes, nämlich ein rein statisches Konzept, das um die Ladung und deren „elektrodynamische“ Bewegung ergänzt werden muß, damit man zu energetischen Formulierungen gelangen kann.<sup>24</sup>

Zum Beispiel ergibt sich aus dem Verschieben einer elektrischen Ladung eine bestimmte Arbeitsenergie, die sich aus der Ladung und der Potentialdifferenz der beiden Punkte, zwischen denen die Ladung bewegt wird, errechnen läßt. Entsprechend benutzen die Hochenergiephysiker als SI-fremde Energieeinheit das Elektronenvolt eV. Diese atomphysikalische Einheit  $1 \text{ eV} = 4^2 \cdot 10^{-13} \text{ erg} = 1,60219 \cdot 10^{-19} \text{ J}$ , also die Energie, die ein Elektron beim Passieren eines Potentialgefälles von 1 Volt gewinnt ( $e = 4^2 \cdot 10^{-20} \text{ C}$ ), paßt offensichtlich in das

<sup>24</sup> In einem Brief vom 28. Dezember 1948 hat Reichs physikalischer Mitarbeiter William Washington folgendes Argument für einen rein elektrostatischen (= orgonotischen) Energiebegriff vorgebracht: „Hier, bei der Ablenkung des Elektroskop-Blättchens, zeigen sich die ‘Volt’ in einem Beispiel für die offensichtlichste Art von Energie, kinetische Energie. Und zwar unabhängig von jedem Konzept eines Stromflusses wie ‘Ampere’ und ‘Coulomb’. Offenbar kann der Energiegehalt eines Volt bestimmt werden, indem man die Arbeit in erg mißt, welche aufgebracht werden müssen, um eine Ablenkung des Blattes zu erreichen, die einer gegebenen Anzahl von Volt entspricht“ (Reich 1954, No. 92).



Kr<sup>x</sup>-System. Außerdem können wir „die natürliche Einheit der Feldstärke (...) durch die Feldstärke eines Feldes definieren, das eine Energiedichte von

$$\frac{\text{Ruheenergie eines Elektrons } [m_e c^2]}{(\text{Compton-Wellenlänge des Elektrons } [h/m_e c^2])^3}$$

erzeugt. Diese Einheit ergibt sich für die elektrische Feldstärke zu  $4,0 \cdot 10^{17} \text{ V/m}$  (Wichmann 1978, S. 46f).

Reichs letzte veröffentlichte Ansätze zu einem organometrischen Einheitensystem unterstreichen nochmals, wie sehr es ihm darum ging, mit dem Kr<sup>x</sup>-System zu harmonisieren. Hinsichtlich der VACOR-Röhren spricht er von der „Einheit der organotischen Impuls-Aktions-Fläche“ und schreibt dazu:

Um im Rahmen des Kr<sup>x</sup>-Systems zu bleiben, wurde die Plattenoberfläche derart ausgewählt, daß die Anzahl der durch die elektrische Spannung erregten und zur Impulsabgabe an das Geiger-Müller-Gittersystem führenden Quadratcentimeter entweder  $64 = 4^3 \text{ cm}^2$  oder  $2 \cdot 64 \text{ cm}^2 = 128 \text{ cm}^2$  groß ist. Jede Platte ist 16 cm lang und 4 cm breit. Die Oberfläche wird „IMPULSWIRKUNGSFLÄCHE“ genannt. Ihre Einheit beträgt  $64 \text{ cm}^2$ , EINE IMPULSWIRKUNGSFLÄCHE (1 IA). Somit hat eine Vacor-Röhre mit zwei Platten von 32 cm Länge und von 4 cm Breite eine gesamte Wirkungsfläche von  $2 \cdot 32 \cdot 4 = 256 \text{ cm}^2 = 4^4 \text{ cm}^2 = 4 \text{ IA}$ . (Reich 1951c, S. 128f)

Bei „speziellen, für die Theorie bedeutsamen“ Geigerzählungen hat Reich die Org-Minute = 64 Org-Sekunden verwandt (Reich 1951c, S. 85). Außerdem benutzte er bei seinen Geigerzählern eine Kr<sup>x</sup>-Skalierung von 64, 256 und 4096 (Reich 1957b, S. 47f und S. 50f). Es werden sogar cpm von genau 1024 und 4096 angegeben (Reich 1951c, S. 50). Über den Geigerzähler kam er auch zu einer weiteren Definition des Org:

Im August 1948 ergaben Messungen mit einem elektronischen Autoscaler 4096 (Tracerlab) 10 000 bis 12 000 Impulse pro Sekunde bei einer Triggerspannung von 500 Volt und einer 4096er Skalierung. Dies sind immense Energien, wenn man die Äquivalenz von 10 Volt pro Impuls oder von 50 bis 70 Volt pro 3000 cpm berücksichtigt. Derzeit (1951) ist mit bestimmten Vacor-Röhren unter günstigen atmosphärischen Bedingungen eine Abgabe von 20 000 bis 25 000 Impulsen pro Sekunde zu erzielen. Es wurde vorgeschlagen, die Abgabe von 25 000 cps ein Reich-Org zu nennen, entsprechend  $4^2 \cdot 10^5 \text{ cpm}$  (eine Org-Minute = 64 Sekunden). (Reich 1951c, S. 129)

## IV.2. Das System der physikalischen Einheiten

### IV.2.a. Physik, Physiologie, Psychologie

Das seit 1960 geltende Internationale Einheitensystem *Système International SI* kennt folgende sieben physikalische Basisgrößen:

	Basisgröße	Basiseinheit
Zeit	t	s (sec)
Länge	L	m
Masse	m	kg
Stromstärke	I	A
Temperatur	T	K
Stoffmenge	n	mol
Lichtstärke	I <sub>v</sub>	cd

Abb. 27

Die Reihe Abb. 27 ist keine bloß formale Konvention, sondern impliziert eine hierarchische, bzw. funktionelle Ordnung. Zunächst muß die Sekunde sec und das Meter m definiert werden. Das Meter wiederum ist Voraussetzung für die Definition des Kilogramms kg. Erst mit dem Kilogramm schließlich können wir das Ampere A, das Kelvin K, die Stoff-/Objekt-/Teilchenmenge mol und das Candela cd bestimmen.

Außerdem impliziert diese Reihe eine logische Abfolge von physikalischen über physiologische hin zu psychologischen Größen:

- a.) addierbare Mengengrößen: Zeit, Länge, Fläche, Volumen, Masse, Gewicht, Wärmemenge, Elektrizitätsmenge, etc.;
- b.) nicht addierbare „intensive“ aber immer noch objektive Skalengrößen: Temperatur, Tonhöhe, Flächenhelligkeit, etc.; und schließlich
- c.) mathematisch nicht beschreibbare subjektive Sinneswahrnehmungen wie Farben, Töne, Gerüche, Gefühle, etc.

Aus organometrischer Sicht besonders bemerkenswert ist der Umstand, daß man es bei den „objektiven“ Größen mit „Mengen“, d.h. Quantitäten zu tun hat, die durch kontinuierliche Übergänge gekennzeichnet sind. Bei den „subjektiven“ Qualitäten handelt es jedoch um diskontinuierliche Gegensätze, die sich wie in Kapitel I erläutert anordnen. Die Organometrie hat genau diesen „psychologischen“ Blick auf die Welt, in der sich die „kontinuierlichen“ Größen zu funktionellen Ganzheiten gruppieren, die auf zwei Grundgrößen reduzierbar sind, die sich wiederum, wie wir in Kapitel V

sehen werden, gemäß unserer „psychosomatischen“ Grundgleichung Gl. 20 zueinander verhalten. Auf dieser Grundlage läßt sich die gesamte Physik rekonstruieren.

## IV.2.b. Die Sekunde

Die Sekunde (sec) ist eine der beiden Basiseinheiten, von denen das gesamte Einheitensystem abhängt. Deshalb muß sie eine funktionelle Bedeutung haben, die von allen anderen Basiseinheiten unabhängig ist.

Zunächst ist zu konstatieren, daß sie nicht auf einem von Menschenhand geschaffenen Prototyp beruht. Harman weist darauf hin, daß die sec der ungefähre Herzschlag eines durchtrainierten Menschen ist. „Andere Kulturen beziehen Zeiteinheiten auf den Puls und Galilei verwendete diese Zeiteinheit im ersten bekannten ‘Pendel-Experiment’“ (Harman 1984). Säuglinge werden am besten beruhigt, wenn man sie einmal pro sec wiegt und dieses Zeitmaß entspricht auch der Frequenz der Gehens (Eibl-Eibesfeldt 1984, S. 271). Weil, vereinfacht gesagt, unser Gehirn im selben Rhythmus schwingt, übt das Ticken der Uhr eine ausgesprochen beruhigende Wirkung auf viele Menschen aus, desgleichen Musikstücke mit einem Tempo von 55 bis 65 Taktschlägen in der Minute. Hierhin gehören auch die Kurzzeit-Verhaltenswiederholungen, ein interkulturelles Grundmuster menschlichen Verhaltens; das „Drei-Sekunden-Phänomen“, bei dem innerhalb dieser universellen Zeitkonstante rhythmisch wiederholte Verhaltenselemente mindestens dreimal hintereinander erfolgen (Heymer 1995, S. 162).

Bereits die Babylonier haben den Tag zwischen Sonnenaufgang und -untergang entsprechend den zwölf Tierkreiszeichen in zwölf Abschnitte eingeteilt. Diese Abschnitte waren je nach Jahreszeit unterschiedlich lang. Daraus entwickelte sich schließlich die fixe Stunde, die genau 24mal in den Tag paßt. Wir haben hier eine weitere Tetraktys vor uns:  $1 \cdot 2 \cdot 3 \cdot 4 = 24$ . Wann die Stunde entsprechend dem babylonischen Sexagesimalsystem (Basiszahl 60) in 60 Minuten (nach dem lateinischen Wort „*minutus*“ für „klein“) eingeteilt wurde, ist unbekannt. Aufgrund der Entwicklung mechanischer „tickender“ Uhren wurde um 1500 die Sekunde als zweite Untereinheit der Stunde eingeführt. Entsprechend hieß die Minute damals „*minutae primae*“, die Sekunde folglich ursprünglich „*minutae secundae*“.

Bis 1956 wurde die sec als 86 400ster Teil des mittleren Sonnentages definiert, also auf die Kr<sup>x</sup>-Zahlen 4, 100 und die Kreiszahl 6 zurückgeführt:  $4 \cdot 6 \cdot 6 \cdot 6 \cdot 100 = 86\,400$ . Man beachte dabei die beiden Tetraktys  $4 \cdot 6 = 24$  und  $6 \cdot 6 = 36$ .

Reich selbst führte die Sekunde auf die Kreiszahl  $\pi$  zurück, denn mit einer Abweichung von nur 0,45% gilt (Reich 1957b, S. 107):

$$2rKr \cdot 10^7 \approx eS$$

Wobei  $2rKr$  ( $2r$  ist der Durchmesser des Kreises) gleich  $\pi$  ist;  $eS$  steht für die Sekunden des Erdenjahres und  $\curvearrowright$  für den Schwung, also eine jährliche KRW-Umkreisung der Erde um die Sonne.

## IV.2.c. Das Meter

Reichs funktionelles Längenmaß ist das Meter, bzw. das Zentimeter (cm). Neben den bereits genannten Beispielen ließe sich anführen, daß beim Nachweis der organotischen Pulsation im nichtlebenden Bereich die Länge des Pendelfadens „aus bestimmten Gründen“ 16 cm betragen soll (Reich 1948, S. 158). Das Pendel fängt im pulsierenden Orgonenergie-Feld einer Metallkugel spontan zu schwingen an. Beim „Nachweis der organotischen Attraktion von organischen und der Repulsion von metallischen Stoffen im Orgonenergie-Feld einer Metallkugel“ (Reich 1948, S. 129) soll das Pendel ebenfalls 16 cm lang sein (Reich 1944a, S. 136).

Was nichtmetrische Längenmaße betrifft, ist es ein Anachronismus, daß das englische *foot* in der thermischen Organometrie eine Rolle spielt (wie wir bereits gesehen haben) oder daß Reich gar bei den Cloudbuster-Röhren eine Länge von 16 *feet* bevorzugte (Eden 1986, S. 23). Immerhin kommt das englische *foot* mit 3,048 dm einer SR-Zahl nahe. Das *inch* paßt etwa  $4 \cdot 10$  mal in den Meter. Interessant ist auch, daß die Landmeile ca.  $4^2 \cdot 10^4$  cm entspricht. Betrachtet man die entsprechenden nichtmetrischen Flächenmaße, hat man ein fast perfektes  $Kr^x$ -System vor sich: 1 square mile = 640 acres, 1 acre = 4 roods = 160 square perches = 4840 square yards = 4046 m<sup>2</sup>.

Ursprünglich wurden Längeneinheiten dem menschlichen Körper entlehnt: Manneslänge, Klafter (ausgebreitete Arme), Schritt (den wir bereits mit der Sekunde verknüpft haben), Elle, Fuß, Hand- und Fingerbreite, außerdem Wegstunde und Tagesmarsch. Die älteste bekannte Längeneinheit ist um 2000 v.Chr. der sumerische und ägyptische Fuß, der in 16 Fingerbreiten bzw. Zoll eingeteilt war. Die ägyptische Elle hatte 6 Handbreiten zu wiederum je vier Fingern, d.h. eine Elle hatte 24 Finger.<sup>25</sup> Der römische Fuß („Pes“) war in 4 Hände („Palmi“) und 16 Finger

---

<sup>25</sup> Die ägyptische Elle (*p3-mh*, sprich *pi-mahi*) von 52,4 cm wurde auch als Wasserstandsmaß verwandt. „16 *pi-mahi* war das Optimum des Hochwasserstandes des Nils, mit dem er sich zu gewissen Jahreszeiten über das flache Land ergoß. Dieses Ereignis versprach eine mehr als ausreichende Ernährungsgrundlage und wurde deshalb entsprechend gefeiert. Während dieser Festlichkeiten kam es zu Tänzen am (...) Nil, die von 16 *pi-mahi*-Kindern ausgeführt wurden. (...) Die Zahl 16 besaß bei den Ägyptern einen hohen symbolischen Wert. Sie verdeutlichte nicht nur Freude, sondern auch Wohlstand und Fruchtbarkeit (auch der Felder), Hochgenuß, Sinneslust, Wollust und Begattung (Kopulation). Bei der Darstellung der Begattung schrieb man die Zahl 16 zweimal nebeneinander, denn man unterstellte, daß zur Kopulation zweimal Wollust gehört, nämlich jene des Mannes und jene der Frau. Abgeleitet wurde diese Zahl vom Alter von 16 Jahren, ab welchem Männer den Umgang mit Frauen pflegten und Kinder zeugen konnten“ (Heymer 1995, S. 153).

(„Digiti“) eingeteilt. In manchen Regionen Deutschlands gab es im Mittelalter als Einheit die Rute zu 16 Fuß.

Harman hat darauf hingewiesen, daß auch das Meter ungefähr die Entfernung vom Zentrum des Körpers zu den Extremitäten sei. Dabei sollte nicht vergessen werden, daß, wie Harman sagt, schließlich der Mensch integraler Bestandteil der Messungen und Experimente ist. Des weiteren weist er darauf hin, daß „der Vorgänger des Meters, das *yard* [91,439 cm], einmal als Sekundenpendel definiert wurde, aber lange existierte, bevor man diese Beziehung entdeckt hatte“ (Harman 1984).

Christian Huygens (1629-1695) definierte 1664 die „Länge des Sekundenpendels“ als „natürliche Längeneinheit“. Er schlug das „pes horarium“ (Stundenfuß), also 1/3 des Sekundenpendels (33,1 cm), als neue Basiseinheit der Länge vor. Etwa zur gleichen Zeit kam der Gedanke auf, Einheiten dezimal zu unterteilen. 1791 wurde dann in Frankreich das Meter und das Dezimalsystem offiziell verbindlich. Da, wie bereits erwähnt, die „Länge des Sekundenpendels“ von Ort zu Ort unterschiedlich ist, wurde der zehnmillionste Teil des Erdquadranten (die Entfernung zwischen Nordpol und Äquator) als Meter definiert und ein entsprechender „Urmeter“ aus Platin hergestellt.<sup>26</sup>

Der „Kr-Charakter“ des Meters wird besonders gut am Begriff „Quadranteinheitensystem“ deutlich. Mit der ungeheuren Basiseinheit für die Länge von  $10^9$  cm = 10 000 km = Erdquadrant wollte Maxwell im 19. Jahrhundert erreichen, daß die daraus abgeleiteten elektrischen Einheiten in einer für den praktischen Gebrauch vernünftigen Größenordnung lagen. Unter anderem geht auf das Quadrantsystem die 1881 eingeführte Einheit Volt zurück („die Einheit der Spannung im Quadranteinheitensystem“), auf deren zentrale Bedeutung für Reich bereits eingegangen wurde. Reich zufolge ist das Volt die einzig adäquate Einheit für die Orgonenergie – was von den  $10^9$  cm her betrachtet evident ist, als es auf den ersten Blick den Anschein hat.

Ab 1889 wurde auf die Verbindung zum Erdumfang verzichtet und das Meter pragmatisch anhand des Platin-Urmeters definiert. Das Meter verlor also den Charakter einer Größe, die direkt von einer Naturkonstanten abhängig ist. Doch 70 Jahre später, 1960, wurde das Meter erneut auf eine Naturkonstante, die Wellenlänge einer bestimmten Spektrallinie des Krypton-86-Atoms, und 1983 schließlich konsequenterweise gleich auf die Vakuumlichtgeschwindigkeit zurückgeführt: die Länge der Strecke, die per Definition das Licht in *genau* 1/299792458 sec durchläuft. Damit wurde das Meter als unabhängige Einheit eliminiert und über die Sekunde definiert: ein Meter ist gleich dem 300 millionsten

<sup>26</sup> Neben diesem „vierten Teil eines Kreises“ gibt es eine weitere erhellende Verbindung zwischen Meter und Kreis: im Militärwesen gilt  $360^\circ = 64\ 00'$  (artilleristische Strich oder *mils*). Bei einem Kreis mit dem Radius 1000 m ist dann (bis auf 2 cm genau)  $1\ m = 1'$  nach der Formel Kreisumfang  $U = 2\ \pi\ r = 6400\ m$ . Im Zusammenhang mit dem Erdumfang ist auch die bemerkenswerte Tatsache interessant, „daß ein eng um den ganzen Äquator gelegtes Band nach Verlängerung um nur einen Meter plötzlich vom Erdboden um  $\frac{1}{2}\pi\ m$ , d.h. etwa 16 cm abstehen würde“ (Thiel 1995, S. 321).

Teil einer Lichtsekunde.<sup>27</sup> „Nach demselben Prinzip könnte man beispielsweise das Plancksche Wirkungsquantum zur Festlegung des Kilogramms und die Boltzmann-Konstante zur Festlegung des Kelvins benutzen. Dann wäre die Sekunde die einzige unabhängig festgelegte Einheit, von der sich alle anderen ableiten“ (Kramer, Wöger 1984).

Andererseits haben wir gesehen, daß das Meter vollkommen unabhängig von der Sekunde abgeleitet werden kann. Dies deutet auf das doppeldeutige Verhältnis der beiden Grundeinheiten Sekunde und Meter bzw. der beiden Grundgrößen Zeit und Raum hin, auf das wir in Kapitel V näher eingehen werden.

## IV.2.d. Das Dreiersystem

Zusammen mit dem Meter wurde 1791 die Masseneinheit Gramm eingeführt. Nach wie vor geht man vom handlichen „Urkilogramm“ aus: einem in Paris aufbewahrten Platin-Iridium-Zylinder, dessen Gewicht der Masse von 1 Liter = 1 dm<sup>3</sup> Wasser beim Gefrierpunkt (0°C) und atmosphärischem Normaldruck entspricht. Das Gramm war demnach ursprünglich als die Masse eines Kubikzentimeters Wasser definiert – und reiht sich perfekt in ein Einheitensystem ein, das durch und durch von organo-energetischen Größen bestimmt ist.

Masse ist jedoch eine Größe, die in der „Wissenschaft von der masselosen Orgonenergie“ nicht unproblematisch ist. In diesem Zusammenhang ist von Interesse, daß die Masse im alten technischen Maßsystem als unanschauliche Größe möglichst nicht verwandt wurde. Im Gegensatz zur Physik betrachtete die pragmatische Technik das Kilogramm nicht als Masse, sondern, entsprechend seinem Gewicht, als Kraft. Die Begriffsconfusion wurde 1939 aufgehoben, als man für die Gewichtskraft des Kilogramms („Kraftkilogramm“) die Bezeichnung „Kilopond“ (kp) einführt. Die technische Masseneinheit hatte demzufolge die Dimension  $\text{kp sec}^2 \text{ m}^{-1}$ . 1978 wurde schließlich das kp durch die Einheit Newton N ersetzt: 1 kp = 9,80665 N. Dieser Wert ist natürlich identisch mit dem der Normal-Schwerebeschleunigung.

Nach Einsteins  $E = m c^2$  kann man das Kilogramm auch als Energieäquivalent auffassen:

$$1 \text{ kg} = 8,987551787 \cdot 10^{16} \text{ J} = 5,60959 \cdot 10^{35} \text{ eV}$$

Zu einem ähnlichen Ergebnis führt uns die klassische Mechanik, wenn wir Newtons Gravitationsgesetz betrachten:

$$m = \frac{g \cdot r^2}{f}$$

---

<sup>27</sup> Bemerkenswerterweise gilt  $300\,000 \text{ km/sec} = 1\,080\,000 \text{ km/h}$ .

Der rechte Teil dieser Gravitationsgleichung, mit der (Schwere-)Beschleunigung  $g$  und dem Quadrat des Abstandes von der Gravitationsquelle  $r^2$ , wird masselos, wenn wir den Proportionalitätsfaktor, also die Gravitationskonstante  $f$ , dimensionslos gleich 1 setzen.<sup>28</sup> Dergestalt verwandeln wir die Einheit der Masse.

Diese neue Masseneinheit leitet sich aus den Grundeinheiten  $\text{cm}$  und  $\text{sec}$  ab und besitzt die Dimension [der masselosen Energie]  $\text{cm}^3/\text{sec}^2$ . Sie ist gleich derjenigen Masse, die einer ihr gleichen Masse im Abstand von  $1 \text{ cm}$  die Beschleunigung von  $1 \text{ cm}/\text{sec}^2$  erteilt. Bezeichnen wir diese Masseneinheit mit  $\mu$ , so können wir

$$f = 6,67 \cdot 10^{-8} \text{ cm}^3 \text{ g}^{-1} \text{ sec}^{-2} = 1 \text{ cm}^3 \mu^{-1} \text{ sec}^{-2}$$

schreiben. Daraus folgt  $\mu = 1,5 \cdot 10^7 \text{ g} = 15 \text{ t}$  [Tonnen]. (...) Grundsätzlich ist es (...) möglich, ein Maßsystem aufzubauen, in dem nur die Einheiten von Länge und Zeit beliebig wählbar sind, während für alle übrigen Größen, darunter die Masse, abgeleitete Einheiten gebildet werden können. (Landau Lifschitz 1970, S. 46f)

Auf eine ähnliche Weise hat Rosenblum (C.F. Baker) die Beziehung zwischen einer gegebenen Masse  $m$  und der Gravitationsenergie, die auf die „Energie des Schwungs“ zurückgeht mit folgender Gleichung bzw. folgendem „Dimensionsprodukt“ beschrieben:

$$m \equiv L^3/t^2 \quad \text{Gl. 96}$$

Daraus läßt sich dann Newtons Gravitationsgleichung ableiten (Baker 1968b).

Bakers Gleichung ist problematisch, denn Reich zufolge sind Masse und Länge statische Funktionen (Reich 1951d), während die masselose Energie

$$E \equiv L^3/t^2 \quad \text{Gl. 97}$$

eine dynamische Funktion ist. Bakers Ansatz entspricht der Einsteinschen Gleichsetzung von Energie und Masse ( $E = m c^2$ ). Doch gegen dieses Verwischen der Grenze zwischen einer tieferen Funktionsebene (dynamische Energie) und einer höheren (statische Masse) hat sich Reich ausdrücklich gewandt (Reich 1996, S. 15). Reich glaubte, wie bereits erwähnt, aufgrund seiner Pendelexperimente die Größe  $m$  durch die Größe  $L$  (wie erläutert sind beides statische Funktionen) ersetzen zu können, indem er die  $\text{Kr}^x$ -Elemente mit den Atomgewichten 1, 4 und 16 (H, He, O)

<sup>28</sup> An sich müßten die Dimensionen der physikalischen Größen mit „1“ (dimensionslos: „Größen der Dimension Eins“) und „l“ (Länge) angegeben werden. Um jedoch Verwechslungen (auch mit „l“) in jedem Fall auszuschließen, werden hier diese Größen mit „i“ und „L“ angegeben.

durch die  $Kr^x$ -Pendellängen von 1, 4 und 16 cm ersetzt. Aufgrund der Veröffentlichungslage sind Reichs entsprechende Gedankengänge nur sehr schwer nachzuvollziehen.<sup>29</sup> So schrieb William Moise denn auch am 20. März 1956 an die CIA über das Manuskript „Das organomische Pendelgesetz“: „Der Inhalt ist extrem wichtig, aber ohne weitere Informationen vollkommen unverständlich für die mechanistische Astrophysik“ (Reich 1956, S. 104). Jedenfalls gilt Gl. 31.

## IV.2.e. Elektromagnetismus

Um das alte Dreiersystem, bzw. „cgs-System“ Zentimeter-Gramm-Sekunde auch auf den Elektromagnetismus auszudehnen, erweiterte man es zunächst zu zwei Vierersystemen: Länge-Masse-Zeit-elektrische Feldkonstante  $\epsilon_0$  bzw., im zweiten Vierersystem, magnetische Feldkonstante  $\mu_0$ . Durch das jeweilige Gleichsetzen der Basisgrößenarten  $\epsilon_0$  bzw.  $\mu_0$  mit dimensionslos gleich 1 hatte man dann zwei erweiterte cgs-Dreiersysteme vor sich: das elektrostatische cgs-System (das aus dem um  $\epsilon_0$  erweiterten cgs-System hervorgegangen ist) und das elektromagnetische cgs-System ( $\mu_0$ ). Beim „symmetrischen“ Gaußschen Dreiersystem werden elektrische Größen über das elektrostatische System und magnetische Größen entsprechend über das elektromagnetische System beschrieben.

Leider hat das 1948 international eingeführte Vierersystem Meter-Kilogramm-Sekunde-Ampere (MKSA), der Kern des SI, diese Symmetrie wieder gebrochen, indem das Ampere A als eigenständige Basiseinheit eingeführt wurde. Die Definition des Ampere erfolgt über die Kraft ( $2 \cdot 10^{-7}$  N), die zwei stromdurchflossene Leiter im Abstand von 1 m aufeinander ausüben. Diese Kraft ist direkt proportional zur magnetischen Feldkonstante  $\mu_0$ . Die Definition des Ampere A ist damit identisch mit der Festsetzung der absoluten Permeabilität des Vakuums:

$$\mu_0 = 4\pi \cdot 10^{-7} \text{ N} \cdot \text{A}^{-2}$$

Dadurch ist bedingt, daß im „technischen“ MKSA- bzw. SI-System anders als im „physikalisch“ ausgerichteten Gaußschen System die elektrischen und magnetischen Einheiten (z.B. die elektrische Feldstärke E und die magnetische Feldstärke H) unterschiedliche Dimensionen erhalten, so daß, obwohl das neue Einheitensystem natürlich formal in sich vollkommen konsistent und widerspruchsfrei ist, die funktionelle Analyse hintertrieben wird. Aus diesem Grunde bleiben wir im folgenden, wie übrigens in der Theoretischen Physik gang und gäbe, beim alten symmetrischen Gaußschen System.

---

<sup>29</sup> 1945 notierte sich Reich: „Energie wird von der Anzahl der Wellenlängen und Schwingungen pro Zeiteinheit bestimmt, während Masse von der Schwerkraft bestimmt wird. Wenn also Masse sich aus schwingender Energie entwickelt, muß sich die ursprüngliche Länge der Energiewelle im Gewicht der Masse zeigen“ (Reich 1999, S. 290).



Aber auch im Gaußschen System ist eine funktionelle Analyse nicht unproblematisch. Zunächst muß analog zu Newtons Gravitationsgleichung die mechanische Kraft  $F$  mit der elektrostatischen Ladung  $Q$  verknüpft werden:

$$F = \frac{Q_1 \cdot Q_2}{\epsilon_0 r^2}$$

Setzen wir  $\epsilon_0$  dimensionslos gleich 1 ergibt dies den folgenden mechanischen Ausdruck für  $Q$ :

$$Q = (F \cdot r^2)^{1/2} = L^{1/2} m^{1/2} t^{-1} \cdot L$$

Da die Stromstärke  $I$  als die Übermittlungsrate ( $t^{-1}$ ) von  $Q$  definiert wird, erhalten wir eine Gleichung, in der sich die SI-Basisgröße  $I$  auf die zwei masselosen organometrischen Grundbasisgrößen reduziert. Mit Gl. 31 haben wir zunächst

$$I = L^{3/2} m^{1/2} t^{-2}, \text{ woraus folgt:}$$

$$I \equiv L^2 / t^2 \quad \text{Gl. 98}$$

Bei dieser Ableitung haben wir die radiale „kugelförmige“ Ausbreitung des Feldes der elektrostatischen Ladung  $Q$  beschrieben. Nun würde in weiteren davon abgeleiteten Formulierungen, die nicht-sphärischen „gradlinigen“ elektromagnetischen Vorgängen gelten, der numerische Faktor  $4\pi$  auftauchen.

Eine entsprechende Sachlage wäre entstanden, wenn die Einheit Fläche nicht als die Fläche eines Quadrats mit Seiten der Einheit Länge definiert worden wäre, sondern als die Fläche eines Kreises mit der Einheit Radius. Die Fläche des Kreises – das, wie Proben zeigt, dem Quadrat des Radius  $r$  proportional ist – wäre dann gegeben als  $A = r^2$  anstatt  $A = \pi r^2$ , und die Fläche eines Rechtecks mit den beiden Seitenlängen  $a$  und  $b$  wäre gegeben als  $ab/\pi$ . Da jedoch  $\pi$  per Definition mit einem Kreis verbunden ist, ist es unpassend, daß es in der Formel für die Fläche eines Rechtecks auftaucht, hingegen nicht in der Formel für die Fläche eines Kreises. (Massey 1986, S. 51)

Aus diesem Grund finden sich im Gaußschen System die beiden mit dem Kreis verbundenen Zahlen  $4$  und  $\pi$ , was an Reichs Beschreibung des geradlinigen freien Falls Gl. 92 gemahnt. Doch leider wurden nach Aufgabe der cgs-Einheiten die elektromagnetischen MKSA-Einheiten „rationalisiert“ und, wie oben bereits beim Ampere gezeigt, bei den Definitionen von vornherein der Faktor  $4\pi$  als Teil des Proportionalitätsfaktors eingesetzt. Damit war ein verborgener Hinweis auf die Kreiselwelle eliminiert.

## IV.2.f. Thermodynamik und physikalische Chemie

Mit den Größen Zeit, Länge und Masse haben wir den Bereich der Mechanik, bzw. „Dynamik“ abgedeckt. Als wir die Größe elektrische Stromstärke hinzunehmen, betreten wir den Bereich der „Elektrodynamik“. Ergänzen wir Zeit, Länge und Masse durch die Größe Temperatur T (in den Einheiten °C oder, für Temperaturdifferenzen, K [Kelvin]) haben wir die „Thermodynamik“ vor uns.

Dieser Bereich der Physik spielt eine zentrale Rolle in der Orgonomie, da die Temperatur das Niveau der Entropie angibt und ja gerade die Verletzung des 2. Thermodynamischen Gesetzes durch den Orgonenergie-Akkumulator der Dreh- und Angelpunkt der Orgonphysik ist. Spontan bildet sich ein Orgonomisches Potential, d.h. eine größere Energiekonzentration = höhere Temperatur. Oder anders ausgedrückt: T ist ein Maß für die innere Energie eines Körpers. Mechanistisch wird das so ausgedrückt:

$$T = \frac{1/3 m v^2}{k}$$

(Boltzmann-Konstante  $k = 1,38 \cdot 10^{-16}$  erg/K), orgonometrisch:

$$T \equiv \frac{L^3}{t^2} \quad \text{Gl. 99}$$

Die Einheit der Temperatur, das Kelvin K, geht auf den schwedischen Astronomen Anders Celsius zurück, der 1740 „orgonometrisch korrekt“ die Skala von 100 Teilen zwischen dem Gefrier- und dem Siedepunkt des Wassers einführte. Aus dem °C wurde das Kelvin durch das Gasgesetz von Gay-Lussac. Auf der Grundlage von Celsius' Gradeinteilung besagt es, daß bei konstantem Druck ein ideales Gas pro °C sein Volumen um 1/273,15 verändert. Demnach kann es keine Temperatur unterhalb von  $-273,15 \text{ °C} = 0 \text{ K}$  geben.

Die Zahlenfolge 273 zeigt, daß Celsius' Gradeinteilung eine tiefere funktionelle Bedeutung hat, denn der Ausdehnungskoeffizient  $\alpha = 1/273,15 \text{ K}^{-1} = 0,00366$  hat, ähnlich wie die Sekunde, ganz offensichtlich eine Verbindung zum „Erdjahr-Schwung“:  $1/365,25 = 0,00273$ , sowie zur Quadratur des Kreises ( $\pi$ ), denn das Maßverhältnis eines Quadrats zum eingeschlossenen Kreis beträgt auf den Kreis bezogen 0,273 (Stelzner 1996, S. 283-285).

Nach dem cm und dem g ist somit das K die dritte Einheit, die mit dem Orgonenergie-Äquivalent H<sub>2</sub>O, dem Planeten Erde und der Kreisfunktion verknüpft ist. Indirekt trifft das auch auf die folgende Basiseinheit zu, die geändert werden würde, wenn die Einheit der Masse wechselte:

Ergänzen wir die Größen der Thermodynamik (Zeit, Länge, Masse und Temperatur) mit der Größe „Stoffmenge“ n, betreten wir den Bereich der physikalischen Chemie.

Hier wird die Materie nicht nur von ihrem Volumen und ihrer Masse her betrachtet, sondern von ihrem atomaren bzw. molekularen Aufbau, d.h. konkret von der Teilchenzahl.

Für die Organomie ist dieser Bereich deshalb so interessant, weil hier genau das getan wird, was Reich zur Grundlage seines Pendelexperimentes machte: die Atomgewichte werden mit den Größen Länge (bzw. Volumen) und Masse verknüpft.<sup>30</sup> Dabei muß stets angegeben werden, um welche Art der elementaren Teilchen es sich bei den Konstituenten der jeweiligen Materie handelt. Zwar entspricht grundsätzlich jedes Mol  $6,0250 \cdot 10^{23}$  Teilchen (Atome oder Moleküle aber auch Ionen, Elektronen, etc.), jedoch ändert sich das Gewicht je nach Teilchenart: 1 mol O entspricht 16 g O, 1 mol O<sub>2</sub> entspricht 32 g O<sub>2</sub>, 1 mol H<sub>2</sub>O entspricht 18 g H<sub>2</sub>O. Andererseits wird jedoch (jedenfalls bei Gasen) von jedem Mol (bei gleichem Druck und bei gleicher Temperatur) das gleiche Raumvolumen eingenommen. Das „molare Normvolumen“ (Druck 101,325 kPa, Temperatur 0°C) beträgt 22,42410 m<sup>3</sup>/kmol.

Bevor die Stoffmenge als eigenständige Basisgröße eingeführt wurde, war sie nichts anderes als eben „Stoff-Menge“ mit der Dimension einer Zahl i:

$$n \equiv i \quad \text{Gl. 100}$$

## IV.2.g. Physiologische Einheiten

Die Einheit Candela cd der Basisgröße Lichtstärke  $I_v$ , wird weder über Prototypen oder Naturkonstanten noch über physikalische Gesetze definiert, sondern über einen physikalischen Zustand: die Erstarrungstemperatur des Platins. Im Grunde ist  $I_v$  einfach nur die Strahlungsleistung einer bestimmten Lichtquelle. Wenn wir  $I_v$  entsprechend mit alten photometrischen Größen gleichsetzen, erhalten wir:

$$I_v \equiv L^3/t^3 \quad \text{Gl. 101}$$

Doch der Index v, der für „visuell“ steht, deutet an, daß es sich um eine „physiologische“ Größe im Gegensatz zu physikalischen Strahlungsgrößen handelt. „Physiologisch“ ist diese Größe, weil sie auf der spektralen Empfindlichkeit des Auges beruht. Will man lichttechnische Größen mit Photoelementen messen, müssen diese auf die physiologischen Eigenschaften des Auges abgestimmt werden.

<sup>30</sup> Ursprünglich, 1898, war es sogar so, daß die Einheit der Stoffmenge, das Mol, ganz Kr<sup>x</sup>-konform auf der Basis des atomaren Sauerstoffs definiert wurde (seit 1960 nimmt man Kohlenstoff).

Aus organomischer Sicht ist die Lichtstärke  $I_v$  von herausragendem Interesse, da sich hier in der mechanistischen Physik erstaunlicherweise objektiv Physikalisches und subjektiv Physiologisches mischen. Formal ganz ähnlich hat Reich beim Licht zwischen der sich mit Lichtgeschwindigkeit ausbreitenden elektromagnetischen Erregung und der lokalen Erstrahlung unterschieden (Reich 1949a).

Diese Parallelität von mechanistischer und Orgonphysik findet sich auch in der Dosimetrie.<sup>31</sup> In der mechanistischen Physik unterscheidet man zwischen der radioaktiven Energiedosis, die in Gray Gy gemessen wird und der Äquivalentdosis, die die Wirkung auf lebendes Gewebe angibt: das Sievert Sv. Es wird erwogen, das Sv neben dem cd als physiologische Einheit in das SI-System aufzunehmen (Nelson, Ruby 1993). Womit folgende historische Entwicklung ihren Abschluß finden würde, die zu der Zeit anfang, als Reich sein ORANUR-Experiment in Angriff nahm:

Die Meßgröße „*absorbed dose*“ (radioaktive Energiedosis) wurde auf den Radiologen-Kongressen von 1950 und 1953 eingeführt. Die Einheit erhielt den Namen „*radiation absorbed dose*“ (absorbierte Strahlungsdosis) Rad. Das rd korrespondiert einer Energieabsorption von 100 erg pro Gramm und entspricht einem Hundertstel der 1975 eingeführten SI-Einheit Gy:

$$1 \text{ rd} = 100 \text{ erg/g} = 0,01 \text{ Gy}$$

1962 wurde die Einführung der Größe „*dose equivalent*“ (Dosisäquivalent) empfohlen, was aber erst 1973 offiziell erfolgte. Die Einheit erhielt den Namen „*roentgen equivalent man*“ (biologisches Röntgenäquivalent) Rem, wurde jedoch bereits 1979 durch das Sv ersetzt:

$$1 \text{ rem} = 100 \text{ erg/g} = 0,01 \text{ Sv}$$

Das ergibt für die zur SI-Einheit gehörenden Größe Äquivalentdosis  $D_q$ :

$$D_q = \frac{L^2}{t^2} \quad \text{Gl. 102}$$

Von der mechanischen Energiedosis  $D$  unterscheidet sich die biologische Äquivalentdosis  $D_q$  durch den dimensionslosen Bewertungsfaktor  $q$ , der in Sv/Gy angegeben wird. Er kennzeichnet die empirisch festgelegte biologische Wirksamkeit der verschiedenen radioaktiven Strahlungsarten und kann dementsprechend durchaus als *mechanische* Entsprechung des „ORANUR-Faktors“ betrachtet werden. „Zu seiner Festlegung für die verschiedenen Strahlungsarten bezieht man sich auf Muskelgewebe bestimmter Zusammensetzung. Vielfach ist es jedoch ausreichend, für die biologische Bewertung der einzelnen Strahlungsarten obere Grenzwerte von  $q$  festzulegen“ (Hänsel, Neumann 1995 S. 380). Die empfohlenen Grenzwerte lauten:

<sup>31</sup> Reichs **Das Oranur-Experiment. Erster Bericht** fängt mit der Beschreibung subjektiver Lichteindrücke an und endet mit der Schilderung der Auswirkungen radioaktiver Strahlung auf den menschlichen Organismus (Reich 1951c).

$\gamma$ -, $\beta$ - und Röntgenstrahlen	1	q
langsame Neutronen (0,025 eV)	3	
Neutronen (0,02...0,1 MeV)	5...8	
Schnelle Protonen und Neutronen	10	
$\alpha$ -Strahlen	10	
Spaltprodukte	20	

Abb. 28

## IV.2.h. Das organometrische Dimensionsprodukt

Mit der Dimensionsanalyse und dem sogenannten „Dimensionsprodukt“ haben wir uns bereits kurz in Kapitel I beschäftigt. Dieser Ansatz geht auf den Physiker Lord Rayleigh (1842-1919) zurück. Das besondere an Rayleighs Methode liegt darin, daß in den Gleichungen der Physik zwar vom Zahlenwert her alles stimmen kann, sich jedoch, was letztendlich viel wichtiger ist, bei einer *physikalischen* Analyse die mathematische Gleichung als unsinnig erweist. Umgekehrt können Gleichungen vom Ergebnis zwar falsch sein, dafür jedoch das physikalische Geschehen qualitativ richtig wiedergeben, da auf der rechten und linken Seite der Gleichung die gleichen Dimensionsprodukte zu finden sind. Diese Priorität des Qualitativen über dem Quantitativen entspricht jener Argumentationslinie, die Reich für die Organometrie in „Complete Organometric Equations“ ausbreitet (Reich 1951d).

Anhand seines Umgangs mit dem Instrument des Dimensionsprodukts zeigt sich, daß Reich durchaus kein „Energetiker“ war. Energie war für ihn nicht die letzte Realität, sondern etwas Zusammengesetztes, so daß er etwa von den physikalischen Funktionen sprechen konnte, „die in der Organophysik als ‘Organenergie’ abstrahiert werden“ (Reich 1949a, S. 156f). Am 7. April 1948 schrieb er seinem Mitarbeiter William Washington: „Das ‘Energiesymbol E’ ist ein abstrakter Begriff, während seine Bestandteile  $m L t^{-2}$  für tatsächliche Inhalte stehen“ (Reich 1954, No. 84). Weitere derartige Analysen finden sich in veröffentlichten Artikeln wie z.B. „The Form of Movement – A Function of the Energy Form“, wo er Energie, mit der cgs-Einheit erg, von ihrem Dimensionsprodukt her analysiert (Reich 1952):  
 $erg = m \cdot L^2 \cdot t^{-2}$ . Mechanische Energie sei das Produkt von Kraft (cgs-Einheit dyn =  $m \cdot L \cdot t^{-2}$ ) und zurückgelegter Distanz (L):  $m L t^{-2} \cdot L$ . Dies ist, Reich zufolge, das Gemeinsame Funktionsprinzip von Energie und Arbeit:

$$\begin{array}{l}
 \text{Kraft} \cdot \text{Strecke} \\
 (\text{mL} \text{t}^{-2} \cdot \text{L})
 \end{array}
 \begin{array}{c}
 \diagup \\
 \diagdown
 \end{array}
 \begin{array}{l}
 \text{mechanische Energie} \\
 (\text{mL}^2 \text{t}^{-2}) \\
 \\
 \text{Arbeit} \\
 (\text{mL}^2 \text{t}^{-2})
 \end{array}
 \quad \text{Gl. 103}$$

Die Frage, woher denn die „Kraft“ stamme, beantwortet Reich in einem anderen Zusammenhang. In „Complete Organometric Equations“ führt er aus, daß man Energie auch als Produkt von Impuls  $p = m \cdot c$  und Geschwindigkeit  $c = L \cdot t^{-1}$  betrachten kann, also als sich bewegende Impulse (Reich 1951d), wie bereits in Kapitel I im Zusammenhang mit Abb. 11 ausgeführt:

$$E \equiv p \cdot c \quad \text{Gl. 104}$$

In „Der Schwung“ (Reich 1957b, S. 129-135) schließlich zeigt er den masselosen Ursprung von Kraft und Bewegung auf:

$$\varepsilon \equiv p \cdot W \equiv \lambda c \cdot \lambda s \quad \text{Gl. 105}$$

$p$  ist die masselose primordiale Pulsfunktion (ihrerseits Produkt aus Wellenlänge  $\lambda$  und Wellengeschwindigkeit  $c$ ) und der primordialen Wellenfunktion  $W$  (Produkt aus  $\lambda$  und der Wellenfrequenz  $s$ ).

Da Reich des weiteren die Größe  $m$  mit  $L$  funktionell gleichgesetzt hat, reduzieren sich alle zusammengesetzten physikalischen Größen, die *durchweg* nur „abstrakte Begriffe“ sind, auf die beiden einzig „wirklichen“, d.h. tatsächlich gemessenen, Grundgrößen Länge  $L$  und Zeit  $t$ . Was nacheinander oben für alle sieben Basisgrößen des internationalen Einheitensystems SI vorexerziert wurde. Wie dies für die restlichen gängigen physikalischen Größen aussieht, zeigt die folgende Aufstellung:

#### i - DIMENSIONSLOS

„Menge“: Wirkungsgrad  $\eta$ , Stoßzahl  $k$ , mechanische Reibungszahl  $\mu$ , elektrische Permittivität  $\varepsilon$ , magnetische Permeabilität  $\mu$ , magnetische Suszeptibilität  $\chi$ , relative Feuchte  $\varphi$ , Entropie  $S$ , Wärmekapazität  $C$ , molare Wärmekapazität  $C_m$ , molare Gaskonstante  $R_m$ , Boltzmann-Konstante  $k$ , Stoffmenge  $n$ , Avogadro-Konstante  $N_A$ , Lichtausbeute  $\eta'$ , radioaktiver Bewertungsfaktor  $q$

**t - ZEIT**

„*Eigenbewegung gegen Fremdbewegung*“: Fluidität  $\varphi$ , spezifischer elektrischer Widerstand  $\rho$ , Beweglichkeit von Ladungsträgern  $\mu$ , spezifischer Wärmewiderstand  $R_{th}$

**i/t - FREQUENZ**

„*Fremdbewegung gegen Eigenbewegung*“: Frequenz  $f$ , Winkelgeschwindigkeit  $\omega$ , Abklingkoeffizient  $\delta$ , dynamische Viskosität  $\eta$ , elektrische Feldstärke  $E$ , magnetische Feldstärke  $H$ , elektrische Flächenladungsdichte  $\sigma$ , elektrische Verschiebungsdichte  $D$ , magnetische Induktion/Flußdichte  $B$ , spezifische elektrische Leitfähigkeit  $\chi$ , elektrische Polarisierung  $P$ , magnetische Polarisierung  $J$ , Magnetisierung  $M$ , Wärmeleitwert  $\Lambda_{th}$ , Radio-Aktivität  $A$

**t<sup>2</sup>** - „*Ausdehnungsfähigkeit und Zusammendrückbarkeit*“: Dehnungszahl  $\alpha$ , Kompressibilität  $\chi$

**i/t<sup>2</sup>** - „*Druck*“: Winkelbeschleunigung  $\alpha$ , Druck  $p$ , mechanische Spannung  $\sigma$ , Elastizitätsmodul  $E$ , Kompressionsmodul  $K$ , Schubmodul  $G$ , räumliche Energiedichte  $w$ , elektrische Stromdichte  $J$ ; **i/t<sup>3</sup>** - Leistungsdichte  $p$

**L - LÄNGE**

„*Äquivalent zur Masse*“: Wellenlänge  $\lambda$ , elektrische Kapazität  $C$ , magnetische Induktivität  $L$ , elektrische Zeitkonstante  $\tau$ , magnetische Polarisierung  $J$ , magnetischer Leitwert  $P$ , radioaktiver Massenschwächungskoeffizient  $\mu_m$

**i/L** - „*Massenabhängigkeit*“: spezifische Gaskonstante  $R$ , spezifische Wärmekapazität  $c$ , radioaktiver linearer Schwächungskoeffizient  $\mu$

**L<sup>2</sup> - FLÄCHE (A)**

**i/L<sup>2</sup>** - „*Ergebnis der Kontraktion*“: mechanische Dichte  $\rho$ , Massenkonzentration  $c$ , absolute Feuchte  $f$

**L<sup>3</sup> - VOLUMEN (V)**

„*Massenäquivalent*“: Massenträgheitsmoment  $J$ , Joule-Thomson-Koeffizient der Wärmelehre  $\mu$ , molares Volumen  $V_m$

**i/L<sup>3</sup>** - „*Volumenabhängigkeit*“: Ladungsträgerdichte  $n$ , Stoffmengenkonzentration  $c_m$ , Loschmidt-Konstante der Wärmelehre  $N_L$

**L/t - GESCHWINDIGKEIT**

„*Bewegung aufgrund eines Potentialunterschiedes*“: Geschwindigkeit  $v$ , Massenstrom  $q_m$ , Dämpfungskonstante  $\beta$ , elektrische Spannung  $U$ , elektrischer Leitwert  $G$ , elektrisches Potential  $\varphi$ , magnetische Durchflutung/Spannung  $V$ , magnetisches Vektorpotential  $A$ , Peltier-Koeffizient  $\Pi$ , Ionendosis  $J$

**t/L** - „*Widerstand gegen Bewegung*“: elektrischer Widerstand  $R$ , elektrochemisches Äquivalent  $\ddot{A}$

**L • t** - „*Widerstand gegen Bewegung*“: Wellenwiderstand  $Z$ , spezifischer Wärmewiderstand  $\rho_{th}$

**i/L • t** - „*Unterstützung von Bewegung*“: Wärmeleitfähigkeit  $\lambda$ , elektrische Raumladungsdichte  $\eta$ , spezifische Radio-Aktivität  $a$

**i/L<sup>2</sup> • t** - „*Übertragungspotential*“: Wärmeübergangskoeffizient  $\alpha$ , Wärmedurchgangskoeffizient  $k$

**L/t<sup>2</sup> = L/t • i/t - BESCHLEUNIGUNG**

„*Änderung von Bewegung*“: Beschleunigung  $a$ , Oberflächenspannung  $\sigma$ , Richtgröße  $k$ , Bestrahlung  $H$ , Belichtung  $H_v$ , Ionendosisrate  $J^*$

$L/t^3 = L/t^2 \cdot i/t$  - „*Intensität der Beschleunigung*“: Schallintensität J, Bestrahlungsstärke E, Beleuchtungsstärke  $E_v$ , spezifische Ausstrahlung M, spezifische Lichtausstrahlung  $M_v$ , Strahldichte L, Leuchtdichte  $L_v$ , Wärmestromdichte  $\Delta$

$L^2/t = L \cdot L/t$  - IMPULS

„*Stauung der Bewegung*“: mechanischer Impuls p, kinematische Viskosität  $\nu$ , elektrische Ladung Q, elektrischer Fluß  $\Psi$ , magnetische Polstärke p, magnetischer Fluß  $\Phi$

$L^2/t^2 = L^2/t \cdot i/t$  - KRAFT

„*die Stauung zeigt Wirkung*“: mechanische Kraft F, Auftrieb A, Gravitationskonstante f, spezifische Schmelzwärme q, spezifische Verdampfungswärme r, Stromstärke I, radioaktive Energiedosis D, Äquivalentdosis  $D_q$

$t^2/L^2$  - „*Widerstand gegen Veränderung*“: Wärmewiderstand  $R_{th}$

$L^2/t^3 = L^2/t^2 \cdot i/t$  - „*die Dichte der Kraft*“: Leistungsmassendichte  $p_m$ , radioaktive Energiedosisrate  $D^*$

$L^3/t = L \cdot L^2/t$  - WIRKUNG

„*Impuls einer Masse*“: mechanische Stromstärke I, Volumenstrom Q, Drehimpuls L, elektrisches Moment p, magnetisches Moment m, Planck-Konstante h, radioaktive Gammastrahlenkonstante  $\Gamma$

$L^3/t^2 = L^2/t^2 \cdot L$  - ENERGIE

„*Impulsänderung über eine Strecke*“: Energie E, Arbeit W, Drehmoment M, Winkelrichtgröße D, Temperatur T, Wärmemenge Q, Enthalpie H, Strahlungsenergie Q, Lichtmenge  $Q_v$

$t^2/L^3$  - „*Änderung der Energie*“: thermischer Längenausdehnungskoeffizient  $\alpha$ , thermischer Volumenausdehnungskoeffizient  $\gamma$

$L^3/t^3 = L^3/t^2 \cdot i/t$  - LEISTUNG

„*Energieverbrauch pro Zeiteinheit*“: Leistung P, Wärmestrom  $\Phi$ , Strahlungsfluß  $\Phi$ , Lichtstrom  $\Phi_v$ , Strahlstärke I, Lichtstärke  $I_v$

In der obigen Aufstellung konnten durch die radikale Reduktion auf nur zwei „*orgonometrische Dimensionen*“ lauter funktionelle Identitäten konstatiert werden. Die orgonometrische Gleichheit etwa von Impuls p und Ladung Q weist, wie bereits in Kapitel I ausgeführt, auf ähnliche orgonotische Funktionen in beiden Größen hin. Auch sonst zeigt sich sofort der Vorteil, den Reichs Ansatz bringt. Man vergleiche etwa die *intuitiv* einleuchtende Beziehung zwischen Druck p und Dichte  $\rho$ , Spannung U und Widerstand R.

Würden wir alle Beziehungen *funktionell* verstehen, wären wir ein ganzes Stück weiter – weiter als die mechanistische Physik, die mit mindestens 7 Basisgrößen operiert. Eine **Charakteranalyse** der Orgonophysik steht noch aus, wird aber die Physik genauso revolutionieren, wie Reichs Buch Psychotherapie und Psychiatrie auf neue Grundlagen gestellt hat (Reich 1949b). Die Erarbeitung eines umfassenden einfachen und gleichzeitig in sich konsistenten Systems, das nur noch auf zwei Einheiten (sec und cm) beruht, ist eine Aufgabe der Zukunft und wird nur mit Hilfe der Heranziehung von Reichs Entdeckungen der Orgonenergie möglich sein.



# V. Das Wesen von Zeit und Raum

In Kapitel IV haben wir sämtliche physikalischen Größen auf die Zeit  $t$  und die Länge  $L$  zurückgeführt. Nun soll gezeigt werden, daß diese beiden Grundgrößen nicht die letzten Gegebenheiten sind, sondern sich hinter ihnen eine tiefere Ebene auftut, die mit Hilfe der Orgonometrie erschließbar ist.

## V.1. Zeit und Länge

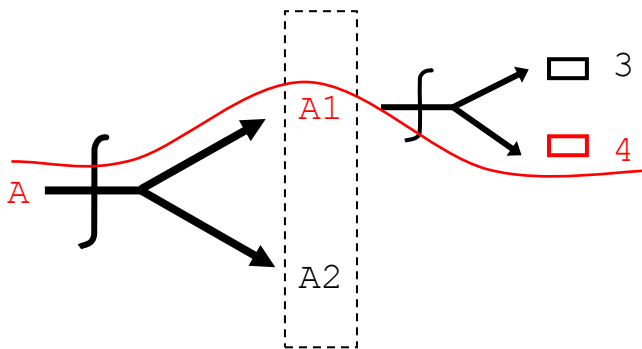
### V.1.a. Der „Rote Faden“ Zeit

Die abstrakte Zeit können wir uns mit dem „Zollstock“ Abb. 14 vergegenwärtigen: die Gegenwart ist die „0“, von der aus man in die Vergangenheit zurückblicken („-1“, „-2“, etc.) bzw. in die Zukunft vorausblicken kann („1“, „2“, etc.). Es ist die Zeit, so wie wir sie uns etwa im Zusammenhang mit einem Raketenstart vorstellen: „...Vier, Drei, Zwei, Eins, Zündung, Eins, Zwei, Drei, Vier...“.

In Kapitel III haben wir bei der Diskussion von Abb. 14 gesehen, daß die Zahlenreihe homogen ist: in nichts hebt sich die eine Zahl *qualitativ* gegenüber der anderen hervor. Erst bei den geometrischen Reihen, bzw. „funktionellen Zahlenreihen“, konnten qualitative Unterschiede zwischen den Zahlen erschlossen werden. Ähnlich ist es mit der Zeit bestellt: in der zeitlichen Aufreihung der Phänomene (Nacheinander) verschwinden alle Unterschiede zwischen den Funktionsebenen. Man betrachte dazu Abb. 5, wo Gl. 17 sozusagen auseinandergezogen wird. Das vollständige Bild hat man erst wieder vor sich, wenn man, wie in Abb. 6, die Unterschiede der Funktionsebenen berücksichtigt, d.h. neben dem Nacheinander auch das *Nebeneinander*.

Dem Funktionalismus stellt sich die Wirklichkeit demnach nicht als eine „eindimensionale Linie“ dar, sondern als eine „zweidimensionale Entfaltung“: er „bedeutet“, Reich zufolge, „praktisch gesehen die *simultane* Tätigkeit von Gegensätzen, die in *einem* Gemeinsamen Funktionsprinzip wurzeln“ (Reich 1950d, S. 175).

Betrachten wir dazu Gl. 106:



Gl. 106

In Gl. 106 symbolisiert das gestrichelte Rechteck die Gegenwart, d.h. das simultane Nebeneinander (Gleichzeitigkeit) von A1 und A2, der Teil links vom Rechteck die Vergangenheit dieser beiden Funktionen und der Teil rechts die mögliche Zukunft der Funktion A1. In Wirklichkeit gibt es also gar keine singulären Ereignisse (etwa „Zündung“) und damit keinen „Nullpunkt“, um den sich alles gruppiert, sondern immer nur Nebeneinander (mit potentiell unendlich vielen Komponenten), die sich auseinander entwickeln (Nacheinander, Ungleichzeitigkeit).

Die Fragwürdigkeit unserer üblichen Auffassung wird beispielsweise anhand der Genealogie ersichtlich: wir sind nicht Teil einer geraden eindimensionalen Linie, sondern eines bifurkativen „zweidimensionalen“ Geflechts.<sup>32</sup> Heißt dies, wir sollen zu *jedem* Ereignis dessen „funktionellen Gegenpart“ suchen? Das wäre jeweils nur in einem funktionellen Zusammenhang sinnvoll. Beim besagten „Raketenstart“ etwa in Verbindung mit spezifischen Fragen des technischen Ablaufs, der wissenschaftlichen oder gesellschaftlichen Aufgabe des Raketenstarts, etc. Das Konzept der abstrakten Zeit beruht nun genau darauf, daß man von solchen manchmal recht verwickelten „multi-dimensionalen“ Verflechtungen absieht und die Ereignisse mehr oder weniger mechanisch „eindimensional“ aneinanderreihet.

Die Zeit ist sozusagen der „Rote Faden“ im Gewebe der funktionellen Zusammenhänge – siehe Gl. 106. Im Bereich des Lebendigen werden, in enger Anlehnung an die funktionelle Entfaltung, die charakteristischen Elemente miteinander verbunden („dieses Ereignis führt zu jenem“), so daß sich ein harmonisches Gesamtbild ergibt (vgl. Reich 1983, S. 38). In der Mechanik wird dieser Faden sozusagen „gestreckt“ und es bleibt die vom Kausalitätsprinzip bestimmte „lineare“ Aneinanderreihung: alles Geschehen „spult sich maschinenartig ab“.

<sup>32</sup> Auf den ersten Blick scheint eine genealogische Betrachtung der Organometrie zu widersprechen, doch tatsächlich ist eine Genealogie nur ein kleiner Ausschnitt aus einem Stammbaum, der geradezu den Prototypen einer organometrischen Entwicklungsgleichung darstellt. Die Entwicklung fängt mit einem Urpaar an und stellt schließlich jeden „Einzelnen“ zwischen sieben Milliarden Schwestern und Brüdern. Wir werden auf diesen Punkt weiter unten zurückkommen

## V.1.b. Die Zeitmodi

In der gängigen Auffassung der Zeit liegen Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart buchstäblich „auf einer Linie“ (der „rote Faden“ in Gl. 106). Diese „Linie“ ist aus organometrischer Sicht nur eine strukturlose Abstraktion, bei der die Unterschiede der Zeitmodi verschwinden. Die fächerförmige Gestalt der funktionellen Entwicklung beinhaltet einen strukturellen Unterschied, der nur im „Querschnitt Gegenwart“ (das Rechteck in Gl. 106) schwimmt, da die Gegenwart, soweit sie mehr ist als eine bloße „Schnittstelle“, sowohl Elemente der Vergangenheit als auch der Zukunft in sich tragen muß. Zweifellos hat sie eine „Ausdehnung“, da Funktionen (in Gl. 106 die Funktionen A1 und A2) einen gewissen „Zeitraum“ („Dauer“) einnehmen müssen. (Wir werden darauf in Kapitel VII zurückkommen.)

Einerseits impliziert das Nebeneinander der Gegenwart Struktur, ähnlich der, die die Vergangenheit hinter sich gelassen hat. Reich hat in der **Charakteranalyse** ausgeführt, daß die Vergangenheit als Gegenwart präsent ist oder eben – vergangen (Reich 1949b). Ich schreibe dies auf einer kleinen Waldlichtung. Die Evolution der Naturgesetze, der geologischen Formationen, der Zivilisation (in Gestalt von Struktur gewordenen Waldarbeiten), sowie der Flora und Fauna um mich herum und schließlich die eigene Entwicklung in Gestalt der 40 Jahre zurückreichenden Erinnerungen, die ich mit diesem Ort verbinde, sind jetzt für mich *präsent*. Das Nacheinander der Vergangenheit wird im Gedächtnis funktionell zum Nebeneinander der Gegenwart (auch darauf werden wir später im Kapitel zurückkommen). Vergangenheit ist entweder Struktur oder gar nicht! Man denke nur an eine archäologische Ausgrabungsstätte. Das kommt in Gl. 106 dadurch zum Ausdruck, daß alle Funktionen sowohl innerhalb als auch links vom gestrichelten Rechteck durch Buchstaben gekennzeichnet sind, also als bekannt (bzw. prinzipiell erkennbar) vorausgesetzt werden.

Andererseits ist die ständig in Vergangenheit übergehende Gegenwart ähnlich ungreifbar wie die Zukunft. Über die Zukunft „rechts vom gestrichelten“ Rechteck wissen wir so gut wie nichts, weshalb in Gl. 106 die zu erwartenden Funktionen durch Leerstellen gekennzeichnet werden mußten. Die Bezifferung der Rechtecke hat nur die eine Bedeutung, daß diese Schablonen auf unbestimmte Weise unterschiedlich sind. Das soll zeigen, daß die Zukunft zwar inhaltsleer aber nicht vollkommen „strukturlos“ ist, denn wir dürfen eine Abfolge weiterer „Nebeneinander“ erwarten.<sup>33</sup> Was wiederum impliziert, daß die Gegenwart nicht nur Nebeneinander, sondern gleichzeitig auch Ereignis ist. Man denke an das Errichten eines Gebäudes (einer zukünftigen Ausgrabungsstätte), das ohne die der jeweiligen Gegenwart inhärenten „Schwungkraft“ undenkbar wäre. Gemeinhin bezeichnet man dies als „Geist“ – siehe dazu den Abschnitt 3.d. in **Ökonomie und Sexualökonomie** ([www.orgonomie.net/hdoekonom.htm](http://www.orgonomie.net/hdoekonom.htm)).

<sup>33</sup> Das kann man sich vielleicht am besten anhand der Quantenmechanik vergegenwärtigen: die *Zukunft* eines Teilchens muß weitgehend unbestimmt bleiben, weil man wegen der Unbestimmtheitsrelation seine Lage nicht exakt bestimmen kann (vgl. **Orgonenergie-Kontinuum und atomare Struktur** [www.orgonomie.net/hdoquanten.htm](http://www.orgonomie.net/hdoquanten.htm)). Erst dadurch wird der Begriff „Zukunft“ sinnvoll *und damit* der Begriff „Zeit“!

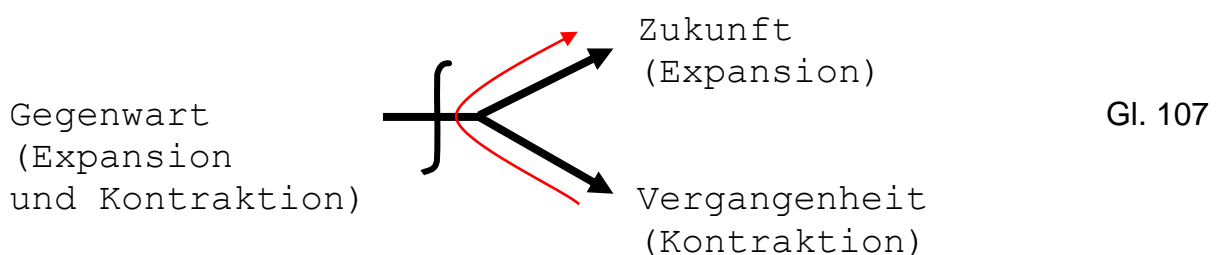
Man betrachte dazu nochmals Gl. 17: schauen wir nach links, d.h. in Richtung CFP, haben wir es mit Kontraktion zu tun  $\succ$ , nach rechts, Richtung Entfaltung der potentiell unendlich vielen Variationen, mit Expansion  $\prec$ . Das ganze erinnert ein wenig an die Schöpfungsgleichung Gl. 23: die Vergangenheit kann greifbare Materie sein, genauso wie beim rechten Teil der Schöpfungsfunktion  $\succ$ , und die Zukunft ist ähnlich „ungreifbar“ wie die beiden masselosen Variationen der kosmischen Orgonenergie  $V_x$  und  $V_y$  beim linken Teil der Schöpfungsfunktion  $\prec$ . Die Gegenwart ist entsprechend die Einheit dieses Gegensatzes: Gegenwart ist immerwährende Schöpfung.

Wie man sich das Verhältnis des „Jetzt“ zu den beiden anderen Zeitmodi vorstellen kann, läßt sich vielleicht im Rückbezug auf die klassische Philosophie Griechenlands und d.h. in der Auseinandersetzung mit Parmenides am besten plastisch vor Augen stellen. Man denke beispielsweise an Zenons Paradoxon vom Pfeil, mit dem wir uns bereits in Kapitel II beschäftigt haben und auf das wir weiter unten und in Kapitel VII zurückkommen werden: zum jeweiligen „jetzigen Zeitpunkt“ kann der fliegende Pfeil weder an einem Ort *sein*, denn dann bewegt er sich nicht, sondern gehört der Vergangenheit an, noch kann er *nicht* „verortet“ sein und damit der Zukunft angehören, d.h. noch gar nicht existieren.

Plato führten derartige Überlegungen dazu, die Gegenwart als „das Ganze der Gegensätze“ aufzufassen. In den Worten von Karl Jaspers:

Der Übergang von einem zu vielen, von der Bewegung zur Ruhe und umgekehrt ist eigentlich unvorstellbar. Dieser Übergang müßte eine Zeit sein, in der etwas weder sich bewegt noch ruht. Diese Zeit aber kann es wohl nicht geben? Der Übergang ist der Augenblick. (...) Plato erfaßt den Augenblick (...) als zeitlos. Der Augenblick ist nicht das Zeitatom, sondern das Ganze der Gegensätze. (Jaspers 1919, S. 109)

Im Anschluß an die Überlegungen dieses Abschnitts können wir Gl. 106 wie folgt beschreiben:



Die rote Linie ist wieder, wie in Gl. 106, „der Rote Faden der Zeit“. Wenn man diesem „Roten Faden“ in Gl. 107 nachgeht, wird intuitiv deutlich, warum „Vergangenheit“ mit Kontraktion gleichgesetzt wird: folgt man der Zeitfolge „Vergangenheit  $\rightarrow$  Gegenwart  $\rightarrow$  Zukunft“ ist er zunächst hin zum CFP gerichtet („Kontraktion“), danach weg vom CFP („Expansion“).

In diesem Zusammenhang sei nochmals an unsere Erwähnung der „genealogischen“ Betrachtungsweise erinnert, denn sie ermöglicht eine noch einleuchtendere Illustration des hier diskutierten Sachverhalts:

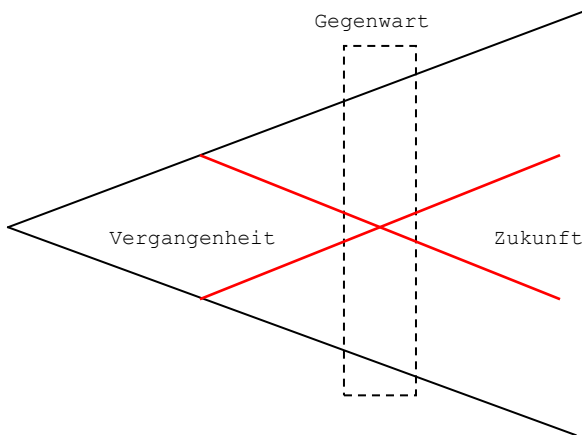


Abb. 29

In Abb. 29 beschreibt das nach rechts offene schwarze Dreieck die organometrische Entwicklung, während das nach links offene rote Dreieck die genealogische Entwicklung zeigt (Kontraktion). Sie widerspricht der allgemeinen organometrischen Entwicklung. Erst die Zukunft mit ihrem nach rechts offenen roten Dreieck harmonisiert wieder mit der organometrischen Entwicklung.

Gl. 107 und Abb. 29 wird beispielsweise durch den Wechsel der beiden Jahreshälften illustriert. Im Frühling und Sommer expandiert die Orgonenergie-Hülle des Planeten, wobei es zur „zukunftsschwangeren“ Entfaltung des Lebens kommt. Im Herbst und Winter, der Zeit der „Vergänglichkeit“, ist alles von buchstäblich „gefrorener“ Kontraktion geprägt. Man denke auch an die Atmung: Einatmen, Kontraktion = Vergangenheit gegen Ausatmen, Expansion = Zukunft. Der Neurotiker hält an der Vergangenheit fest, will sich nicht hingeben und verharrt deshalb in der Einatmungshaltung („Atemsperr“).

Das CFP von Gl. 107 ist die pulsierende Orgonenergie selbst, die nach der Schöpfung von Materie (Kontraktion) plötzlich nicht nur ewige Gegenwart ist („Gott“), sondern in Gestalt materieller Strukturen auch Vergangenheit hat. Ich denke an den Stamm und die Äste des Baumes, der sich neben mir erhebt: „hölzerne“ Struktur, aus der die Orgonenergie wieder hervorbrechen will (Expansion), in Gestalt von Knospen, Blättern und Trieben.

Unser „Selbst“ ist nichts anderes als diese in einer Membran gefangene Orgonenergie. Entsprechend will uns Bergson lehren,

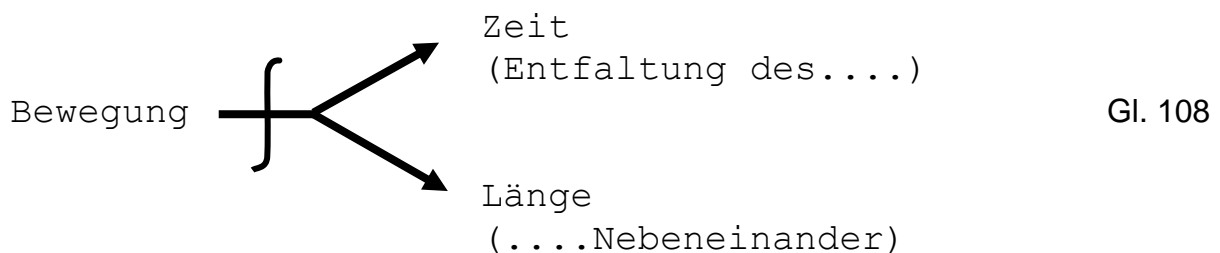
die Gegenwart niemals von der Vergangenheit zu isolieren, die sie hinter sich herzieht. Durch sie gewinnen alle Dinge eine Tiefe, noch mehr als Tiefe, etwas wie eine vierte Dimension, die es den früheren Wahrnehmungen

erlaubt, mit den gegenwärtigen solidarisch zu bleiben, und die es der unmittelbaren Zukunft möglich macht, sich schon teilweise in der Gegenwart abzuzeichnen. Die Wirklichkeit erscheint dann in der Art ihres Seins nicht mehr in einem statischen Zustande, sondern sie erhält sich in der Kontinuität und der Veränderlichkeit ihres Strebens dynamisch. Alles, was in unserer Wahrnehmung unbeweglich und wie vereist war, erwärmt sich und kommt in Bewegung. Alles beseelt sich um uns, und alles belebt sich in uns. (Bergson 1934, S.178f)

## V.2. Bewegung

### V.2.a. Das CFP von Zeit und Länge

Der grundsätzliche Unterschied zwischen den beiden Zeitmodi Vergangenheit (die wir mit Kontraktion gleichgesetzt haben) und Zukunft (Expansion) sowie die Sonderstellung des Zeitmodus Gegenwart (Kontraktion *und* Expansion) legt folgende Gleichung nahe:



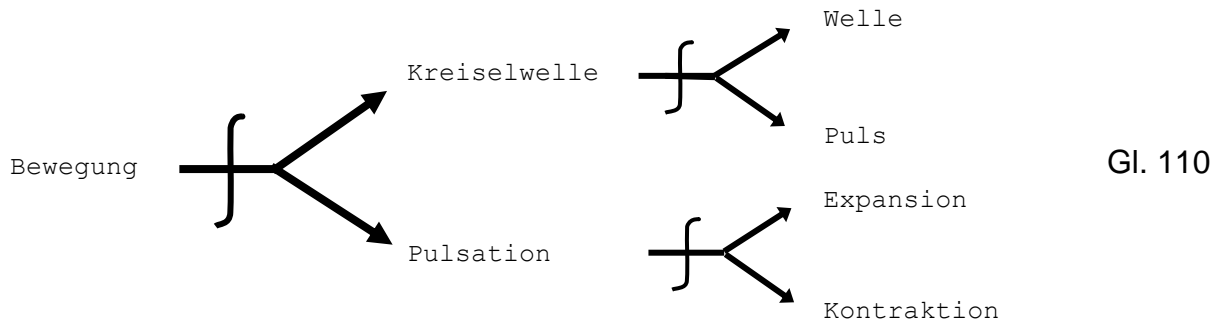
Der Zusammenhang von Vergangenheit und Länge (Raum) fällt sofort ins Auge, weil beide mit Struktur („Nebeneinander“) in Zusammenhang stehen. Der funktionelle Gegenpart des Raumes ist jedoch die Zeit. Ebenso ist evident, daß „Bewegung“ das CFP sein muß.

Zeit und Länge verweisen jeweils auf ihre eigene Weise auf Bewegung. Es kann weder „Zeit an sich“ („pure Dynamik“), noch „Länge an sich“ („pure Beharrung“) geben, weil etwas Beharrendes, etwa ein Sekundenzeiger, sich bewegen muß, „um Zeit anzuzeigen“, und umgekehrt muß das Beharrende durch einen dynamischen Prozeß („Zeit“) erschlossen werden, „um Raum zu erfassen“ – ohne daß Zeit und Länge jeweils selbst Bewegung sind.

Aus diesöer Sicht sind Zeit und Länge einfache Variationen:



Ihr CFP ist uns bereits in einem anderen Zusammenhang begegnet: im unteren Teil von Gl. 52. Hier nach rechts hin erweitert:



Gl. 110 legt im Rückblick auf Gl. 107 nahe, das CFP von Gl. 108 auch mit der Kreiselwelle und entsprechend die Zeit mit der Welle und den Raum mit dem Puls gleichzusetzen.<sup>34</sup>

Diese Interpretation von Gl. 108, d.h. die Gleichsetzung mit der Kreiselwelle Abb. 11, führt uns in gewisser Weise zu Aristoteles zurück, dem zufolge nur die Bewegungen der Natur real sind. Wobei die Zeit das Abzählbare an der Bewegung sei. „Als Zeitmaß schlägt Aristoteles die Kreisbewegung vor, an der andere Bewegungen gemessen werden können“ (Mainzer 1995, S. 22f).

Mit der Entdeckung der Orgonenergie durch Reich finden diese philosophischen Spekulationen einerseits eine Bestätigung, andererseits ein Korrektiv, denn die „Kreisbewegungen“, an die Aristoteles in erster Linie dachte, waren die von Sonne, Mond, Planeten und Sternen. Während sie für den griechischen Philosophen noch „absolut“, „perfekt“ und „göttlicher Natur“ waren, sind sie für die nach-scholastische mechanistische Wissenschaft nichts weiter als der im Grunde bedeutungslose mechanische Kompromiß zwischen Bewegungsenergie und Gravitation (potentielle Energie). Reich hat die mechano-mystischen Denkmuster durchbrochen und gezeigt, daß die besagten Bewegungen Ausdruck der kosmischen Überlagerung sind, die bewirkt, daß die Himmelsobjekte KRWs beschreiben (Reich 1951a).

<sup>34</sup> Hier und im folgenden werden jene Funktionen „wieder“ verbunden, die Charles Konia in Gl. 52 getrennt hat. Er insistiert, daß etwa Expansion nicht das gleiche ist wie die Wellenfunktion  $W$  und daß deren Vermischung das Instrument der Orgonometrie stumpf macht. Man denke in diesem Zusammenhang etwa an meine Erläuterungen zu Abb. 2. Diesen Vorbehalt Konias sollte man bei den folgenden Ausführungen stets im Auge behalten.

## V.2.b. Orgonotische Bewegung und mechanische Bewegung

Die mechanistischen Gesetze konnten erst erschlossen werden, nachdem man die Zeit als eine abstrakte, „absolute“ von Bewegung unabhängige Größe behandelte, die sozusagen Teil der „Bühne“ ist, auf der sich die Bewegung abspielt. In welchem Sinne die beiden Grundgrößen Länge und Zeit mit Bewegung verknüpft sind, sieht man daran, wie sich die KRW beim Zollstock und bei Uhren, d.h. den „Meßinstrumenten“ für Länge und Zeit, unmittelbar einschreibt:

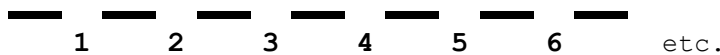


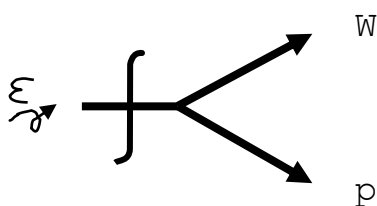
Abb. 30

Sowohl Längen- als auch Zeitmessungen sind ein Periodenvergleich, d.h. beruhen letztendlich auf der KRW. Es sei in diesem Zusammenhang auf Kapitel III verwiesen, wo die „abstrakte Kreiswelle“, die das Dezimalsystem auf Zollstöcke und das Sexagesimalsystem auf Digitaluhren schreibt, thematisiert wurde (vgl. Abb. 17). Eindeutiger wird das natürlich bei mechanischen Uhren (gar bei Pendeluhren!) mit ihrer Einheit von „gradlinig“ verlaufender Zeit und kreisförmig sich bewegenden Zeigern.

Angesichts meiner Umgebung im Wald, d.h. angesichts naturgegebener „Maßstäbe“, kann es auch nicht anders sein: alles um mich herum und alles in mir ist von der kosmischen Überlagerung, der KRW und der orgonotischen Pulsation geprägt.

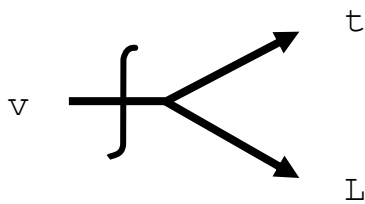
Eine funktionelle Gleichsetzung von Zeit und Welle bzw. Länge und Puls können wir aus den Ausführungen in Kapitel IV.1.e., ableiten, ist doch das Pendel eine direkte Ausdrucksform der Wellen-Funktion der KRW (vgl. Gl. 93), während der freie Fall auf das jeweilige Zentrum der Gravitation, d.h. „nach unten“, gerichtet ist und damit der Puls-Funktion  $p$  entspricht. Wenn wir also in Kapitel IV sämtliche physikalischen Grundgrößen auf  $t$  (Zeit) und  $L$  (Länge) reduziert haben, ist dies auf einer tieferen Funktionsebene gleichbedeutend mit der Rückführung auf die beiden Grundbestandteile der orgonotischen Bewegung: dem nach vorne gerichteten „Schwung“ und dem „Puls“.

Damit haben wir zwei Ebenen vor uns, die primordiale und die mechanische:



Gl. 111





Gl. 112

v steht für Geschwindigkeit (vgl. Kapitel IV).

Die auf den ersten Blick absurde Vorstellung, die Zeit mit der kontinuierlichen Wellenfunktion  $W$  und den Raum mit der diskontinuierlichen Pulsfunktion  $p$  gleichzusetzen, wird anhand des bereits erwähnten zweiten Paradoxons Zenons vielleicht verständlicher. Zenon sagt, daß der Pfeil sich nicht bewegen kann, weil er in jedem denkbaren Augenblick an einem bestimmten Ort verharrt. Dabei setzt er irrtümlicherweise das Nacheinander der Zeit (Welle) mit dem Nebeneinander des Raumes (Pulse) gleich. Oder anders ausgedrückt: Bewegung ist nur denkbar, wenn man gemäß Gl. 111 Zeit und Raum so voneinander trennt wie Welle und Puls.<sup>35</sup> Auf diese Weise steckt hinter jeder Bewegung (Gl. 112), und damit hinter jeder anderen physikalischen Größe (vgl. Kapitel IV), die KRW.

Eine ähnliche Auffassung von Zeit und Raum vertritt auch der Zeittheoretiker Wolfgang Kaempfer: „Energie, dynamis, Welle, ‚Kraft‘ lassen sich virtuell als zeitliches, das von den drei Raumkoordinaten festgestellte Teilchen virtuell als räumliches Substrat beschreiben“ (Kaempfer 1991, S. 48). Er spricht vom „diskrete(n) ‚Sprung‘ von der Energie zum Effekt, von der Systole zur Diastole, vom Einatmen zum Ausatmen, von der Hebung zur Senkung des Fußes beim Schritt oder Tanz, von der Bewegung zum Stand oder Schlag, mit einem Wort: von einem mehr *zeitlichen* zu einem mehr *räumlichen* ‚Ereignis‘“ (Kaempfer 1991, S. 62).

Es wird aber auch deutlich, wie sehr Kaempfer noch im Rahmen des Mechano-Mystizismus denkt, ist doch in Wirklichkeit die Ausatmung (Expansion) „zeitlicher“, die Einatmung (Kontraktion) „räumlicher“ Natur. Das zeigt einmal mehr, daß die Organometrie durchaus aus dem Fundus von Philosophie und Wissenschaftstheorie Anregungen schöpfen bzw. dort unabhängige Bestätigung finden kann, – solange sie vorsichtig vorgeht und nie aus den Augen verliert, daß die Panzerung (insbesondere die okuläre) der Philosophen und Wissenschaftstheoretiker auch tiefste Einsichten an entscheidenden Stellen verbiegen und unbrauchbar machen kann.

Für Meyerowitz ist das CFP von Zeit und Länge nicht einfach „Bewegung“, sondern, „relative Bewegung“ (Meyerowitz 1994).<sup>36</sup> Nehmen wir einen Beobachter, den wir mit

<sup>35</sup> Der alltägliche Sprachgebrauch zeigt, wie schwer es uns fällt, Zeit und Raum voneinander zu trennen. Zeit können wir uns nur als „Zeitraum“ vorstellen und Entfernungen nur als „Wegstrecken“ („Tagesmarsch“). Wir arbeiten in „Zeitblöcken“ und der Arbeitsplatz ist „eine Stunde entfernt“. Die moderne Physik mit ihrer „Raumzeit“ verfestigt dieses Denkschema, in dem alle funktionellen Unterschiede verwischt werden.

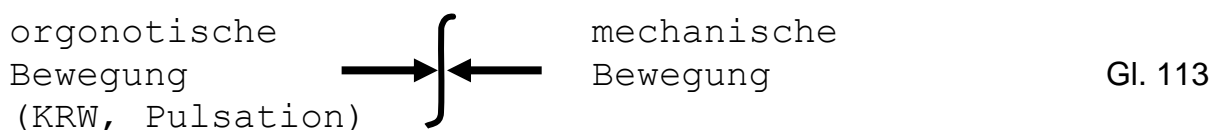
<sup>36</sup> Dem schließt sich Konia in der Originalversion von Gl. 52 an: „relative Bewegung“ als CFP von Kreiswelle und Pulsation.

der Gegenwart gleichsetzen (vgl. Gl. 107): Er kann sich durch eine Landschaft bewegen und so „Zeit“ erfahren („dieser Baum liegt vor mir, der hinter mir“) oder die Landschaft kann an ihm vorbeiziehen, beispielsweise Wolkenfelder (vgl. Meyerowitz 1994). Da diese beiden Fälle gleichwertig sind, was die Erfahrung von „Zeit“ betrifft, ist „Gegenwart“ unlösbar mit „relativer Bewegung“ verbunden.

Anhand der bisherigen Ausführungen sollte jedoch deutlich geworden sein, daß es wenig Sinn macht, auf der sekundären Ebene zu beharren, wenn wir das Wesen von Zeit und Länge ergründen wollen. Die beiden Bewegungsweisen der Orgonenergie (KRW und Pulsation) sind deshalb „absolut“, weil sie sozusagen „selbstbezüglich“ sind: man benötigt nur einen Punkt und einen fixen Radius (KRW) bzw. variablen Radius (Pulsation). Die Bewegung von Materie ist „relativ“, weil sie andere Materie benötigt, vor deren Hintergrund sie gemessen werden kann.

Zur Illustration der Beziehung der jeweiligen CFPs von Gl. 112 und Gl. 111 („relative Bewegung“ und „KRW“) vergegenwärtigen wir uns ein Windhundrennen. Man kann den Hund rein mechanisch wie einen Rennwagen behandeln: die Punkte  $L_1$  und  $L_2$  passiert er zu den Zeitpunkten  $t_1$  und  $t_2$  und hat deshalb die Geschwindigkeit  $v = L_2 - L_1 / t_2 - t_1$ . In seiner Bewegung („gestreckt → gebeugt → gestreckt → gebeugt, etc.“) finden sich aber auch die KRW mit ihren beiden Komponenten Welle („gestreckt“) und Puls („gebeugt“) bzw. Expansion („gestreckt“) und Kontraktion („gebeugt“). Gleichzeitig kann man prinzipiell auch die orgonotische Bewegung (KRW und Pulsation) in Begriffen von Zeit und Länge beschreiben. Entscheidend ist jedoch, daß ebenso umgekehrt, wie anhand von Abb. 30 gezeigt, Zeit und Länge als Ausdruck von KRW und Pulsation betrachtet werden können.

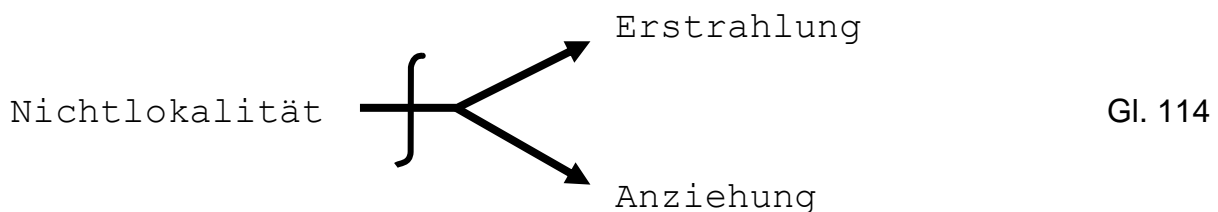
Orgonotische Bewegung (Gl. 111) und mechanische Bewegung (Gl. 112) bilden einen einfachen Gegensatz, d.h. es besteht die Tendenz, daß die eine Funktion die andere nach sich zieht. Etwa in dem Sinne, daß, wenn wir „mechanisch lächeln“, sich schließlich das entsprechende Gefühl hinzugesellt.



Der funktionelle Gegensatz und die funktionelle Identität dieser beiden Bewegungsarten wird beispielsweise bei kleinen Flüssen evident, wo man beobachten kann, daß sich die Wasserwellen in die eine Richtung bewegen, während das Wasser selbst in eine ganz andere Richtung fließt. Ähnlich kann es beim Wind und der atmosphärischen Orgonenergie bestellt sein. Man denke auch an den Unterschied von energetischem Regen („fallende“ Orgonenergie-Einheiten) und Regentropfen. Und nicht zuletzt an die Bewegung von „Ladungen“ und „Flüssigkeiten“ in unserem Körper, wie sie von der Orgasmusformel beschrieben wird.

## V.2.c. Jenseits der Bewegung

Bisher haben wir uns im Bereich der Homogenität bewegt, Gl. 109. Heterogenität wird erst evident, wenn neben der Bewegung ein zweiter Komplex berücksichtigt wird: „Erstrahlung“ und „Anziehung“ (vgl. Kapitel II). Reich setzt sich mit diesen beiden Phänomenen in **Der Krebs** im Zusammenhang mit den Bionen und der Funktionsweise des Orgonenergie-Akkumulators eingehend auseinander (Reich 1948). Unmittelbar greifbar werden Erstrahlung und Anziehung in einer Partnerschaft: man spürt die Präsenz des anderen „unmittelbar“ und man fühlt sich „magnetisch angezogen“. In Extremfällen ist der „Akkord“ geradezu „telepathisch“. Dieses überwältigende, alle Grenzen sprengende Gefühl nennt man gemeinhin „Liebe“: *die* Sensation und Emotion schlechthin (vgl. Gl. 52).



Die Liebe kann buchstäblich „stärker als der Tod“ sein, weil sie die Grenzen von Zeit und Raum durchbricht.<sup>37</sup>

Zwischen Nichtlokalität und der KRW besteht eine ähnliche Beziehung, wie zwischen KRW und der mechanischen Bewegung. Genauso wie es eine funktionelle Identität zwischen Welle und Zeit bzw. zwischen Puls und Länge gibt, sind auch die beiden Komponenten der Nichtlokalität, Erstrahlung und Anziehung, mit der orgonotischen Bewegung verknüpft. Reich hat die Erstrahlung mit der Welle, die Anziehung mit dem Puls gleichgesetzt (Reich 1996, S. 11).

Inwiefern Zeit und Erstrahlung bzw. Länge und Anziehung miteinander verbunden sind, wird im Rückgriff auf unsere implizite Gleichsetzung von Zukunft mit der Zeit an sich und von Vergangenheit mit Länge offensichtlich: betrachtet man Gl. 107 sind Zeit und Erstrahlung vorwärts („nach rechts“) gerichtet  $<$ , Länge und Anziehung rückwärts („nach links“)  $>$ .

Während die beiden Arten der Bewegung selbstredend homogene Funktionen sind (vgl. Gl. 113), muß es sich bei Bewegung und Nichtlokalität (ebenfalls selbstredend) um *heterogene* Funktionen handeln. Bewegung kann in Nichtlokalität übergehen und umgekehrt (Gl. 65 und Gl. 66).

Damit verändert sich aber auch die Beziehung von Zeit und Länge, die, wie bereits angedeutet, „an sich“ unwandelbar rigide sein muß, damit so etwas wie „Fahrpläne“ (der Abgleich von Zeiten und Distanzen) überhaupt möglich sind. Oder anders

<sup>37</sup> In diesem Sinne ist Religion nichts anderes als eine sexuelle Perversion.

ausgedrückt: die in Kapitel IV präsentierten Größen überhaupt sinnvoll formuliert werden können. Kommt jedoch die geisterhafte Nichtlokalität ins Spiel, kann aus Zeit Länge werden und umgekehrt:

Zeit  $\int \rightarrow$  Länge Gl. 115

Länge  $\int \rightarrow$  Zeit Gl. 116

Der Übergang von Zeit in Länge (Gl. 115) bedeutet Aufhebung der zeitlichen Trennung. Man denke beispielsweise an das Gedächtnis. Entsprechend heißt Übergang von Länge in Zeit (Gl. 116) Aufhebung der räumlichen Trennung. Beispiele sind Phänomene wie „Synchronizität“ oder die Gravitation („Fernwirkung“).<sup>38</sup>

Bei Gl. 115 übertragen sich „Zustände“ auf Gegenstände. Man denke nur an all die vermeintlichen „Gottesbeweise“ beispielsweise im Zusammenhang mit „Intelligent Design“. Bei Gl. 116 verhalten sich umgekehrt Gegenstände wie „Zustände“. Eineiige Zwillinge etwa sind eins, egal wie weit sie räumlich voneinander getrennt sind. Je fremder sich die „Gegenstände“ sind, desto seltener aber auch beeindruckender werden derartige Gleichklänge. Etwa jene Brieftaube, die zum Tången-Weg in der norwegischen Hauptstadt Oslo fliegen sollte, aber stattdessen in einem Tången-Weg landete nahe Karlstad, Schweden. Psychisch („Zustände“) macht diese Verwechslung Sinn, betrachtet man die Tauben und die Landschaften, über die sie fliegen, jedoch nur als „Gegenstände“ sind solche vermeintlichen Zufälle unbegreiflich.

Mit Gl. 115 und Gl. 116 ist schließlich auch noch eine weitere Rechtfertigung für die in Zusammenhang mit Gl. 107 vorgenommene Gleichsetzung von Zeit und Zukunft bzw. Länge und Vergangenheit gegeben.

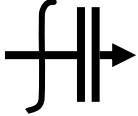
Wir können Gl. 115 mit der folgenden provisorischen Gleichung parallel setzen:

Zukunft  $\int \parallel \rightarrow$  Vergangenheit Gl. 117

Zeit verwandelt sich in Länge (G. 115), wenn die Vergangenheit eine Rolle spielt (Gl. 117), d.h. bei der Genetik, beim Immunsystem, etc. (vgl. Harman 2004, S. 39).

Das entsprechende gilt für Gl. 118:

<sup>38</sup> Siehe dazu die entsprechenden Ausführungen in **Ea und die Wellenfunktion** ([www.orgonomie.net/hdodorea.htm](http://www.orgonomie.net/hdodorea.htm)), die erst vor dem Hintergrund dieser orgonometrischen Ausführungen verständlich werden.

Vergangenheit  Zukunft

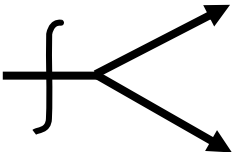
Gl. 118

Länge verwandelt sich in Zeit (Gl. 116), wenn die Zukunft eine Rolle spielt (Gl. 118), d.h. bei der „Integration“. Man denke beispielsweise an eine Spiralgalaxie, bei der die beiden sich überlagernden Ströme voneinander wissen müssen, auch wenn die betreffenden Gebiete Abertausende Lichtjahre (= „Informationsjahre“) auseinander liegen (vgl. Harman 2004, S. 39). Wenn ich weiß, was jetzt auf der Sonne geschieht, obwohl das Licht (und damit die Information über dieses Ereignis) acht Minuten bis zur Erde benötigt, schaue ich praktisch in die Zukunft!

## V.3. Die Struktur von Zeit und Raum

### V.3.a. Die „Psychosomatik“ von Zeit und Länge

Von der Vorgehensweise in den vorangegangenen vier Kapiteln her ist es naheliegend, Gl. 108 mit unserer Grundgleichung Gl. 20 gleichzusetzen, zumal sich diese Betrachtungsweise ansatzweise auch in der Evolutionsbiologie findet, wie sie etwa Hans Hass im Rahmen seiner Energontheorie vertritt (vgl. **Hans Hass und der energetische Funktionalismus** [www.orgonomie.net/hdomath.htm](http://www.orgonomie.net/hdomath.htm)). Da wäre beispielsweise das Problem der Bindung der Teile (Zellen, Organe, etc.) an das Ganze (das energetische Gefüge, das „Energon“):

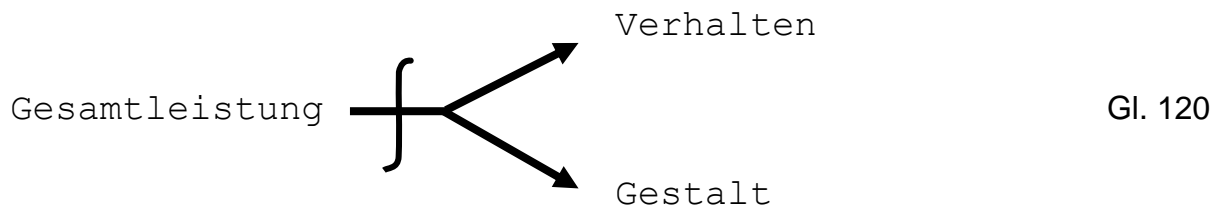
Bindung  zeitlich  
(= Koordination)

räumlich

Gl. 119

Zur Koordination gehören aktive Funktionen wie die Verknüpfung von Bewegungsvorgängen, zum räumlichen Gegenpart körperliche Strukturen, die für den materiellen Zusammenhalt sorgen. Man denke an die DNA, *das zentrale Nervensystem*, die Straßenverkehrsordnung (zeitliche Koordination) auf der einen Seite und das Bindegewebe, die Haut, die Straßenbegrenzung (räumliche Bindung) auf der anderen Seite (Hass 1987, S. 15f). Dabei ist offensichtlich, daß zeitliche Vorgänge sich weit einfacher gegenseitig durchdringen können als räumliche (materielle) Gebilde, die ersteren also im weitesten Sinne „geistiger“ Natur sind.

Hass betrachtet den Organismus als ein Gefüge, das weder allein von seinem Verhalten noch allein von seiner Gestalt her angemessen betrachtet werden kann, sondern nur von seiner Gesamtleistung, die sich aus dem Zusammenspiel von Verhalten („Zeit“) und Gestalt („Raum“) ergibt:



Abstrakt betrachtet folgt biologisches *Verhalten* einer Zeitstruktur, während die *Organe* eine Raumstruktur haben. Reich sprach von Charakterpanzer (stereotypes Verhalten, die „Psyche“) und Muskelpanzer („Soma“) (Reich 1949b).

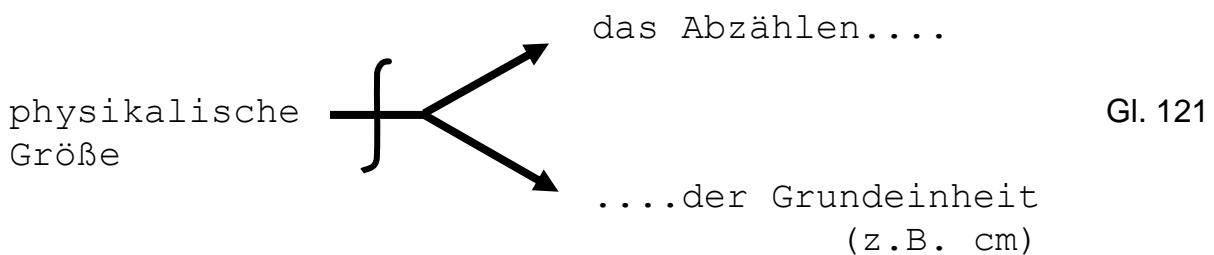
Die ungreifbare Zeit verhält sich wie das Subjekt, das sich ewig dem „objektiven“ Zugriff entzieht, während der Raum einen greifbaren Objektcharakter besitzt. Man kann zwar Raumabstände untereinander und mit einem „Urmeter“ vergleichen, aber Zeit läßt sich auf diese Weise nicht „einfrieren“ und beliebig „verschieben“. Das rückt sie in die Nähe „innerpsychischer“ Phänomene: genauso wenig wie man Zeitabschnitte „nebeneinander legen“ und vergleichen kann, kann man aufeinanderfolgende psychische Zustände miteinander vergleichen, d.h. „nebeneinander legen“. In dieser Hinsicht kann sich die Gleichsetzung von Gl. 108 mit unserer Grundgleichung Gl. 20 auch auf die Philosophiegeschichte stützen. Beispielsweise führt der berühmte Wissenschaftstheoretiker Hans Reichenbach aus,

daß die Zeitordnung auch auf ein Gebiet anwendbar ist, für das es keine Raumordnung gibt, nämlich auf die Welt der psychischen Erlebnisse eines einzelnen Menschen. Hiermit hängt es zusammen, daß das Zeiterlebnis eine primäre Stelle unter den Bewußtseinerlebnissen einnimmt, die es an Unmittelbarkeit dem Raumerlebnis durchaus überordnet; es gibt überhaupt kein Erlebnis des Raumes in dem direkten Sinne, in dem wir die Zeit durch unser Dasein fließen fühlen. Das Zeiterlebnis scheint mit dem Ich-Erlebnis nahe zusammenzuhängen, „ich bin“ ist immer gleichbedeutend mit „ich bin jetzt“; aber ich bin in einem „ewigen Jetzt“, und fühle mich identisch bleibend im entgleitenden Strome der Zeit. (z.n. Aichelburg 1988, S. 138)

Kant zufolge sind Zeit und Raum die beiden Formen der Anschauung. Die Zeit werde (ähnlich wie es schon Aristoteles behauptet hatte) durch die Arithmetik beschrieben, mit der wir uns in Kapitel III beschäftigt haben, der Raum durch die Geometrie. Zwar wurde durch die Entwicklung der Mathematik im Jahrhundert nach Kant die Aufteilung in Arithmetik und Geometrie obsolet, da die Geometrie der Lehre von den Zahlen eingeordnet wurde, doch als *Grobgliederung* ist die Einteilung nach „Zahl“ und „Gestalt“ dem Wissenschaftstheoretiker Christian Thiel zufolge „bis heute ein brauchbarer Leitfaden geblieben“ (Thiel 1995, S. 304). In diesem eingeschränkten Sinne ist etwa die Behauptung nach wie vor stichhaltig, daß sich die Geometrie auf

Anschauliches bezieht, es also Sinn macht, alles Räumliche und Körperliche unter den Begriff „Geometrie“ zu subsumieren.

Der Geometrie fehlt im Gegensatz zur Arithmetik, die um die Grundzahl 1 (= Ganzheit) kreist, ein Grundmaß. Sie steht für ein beliebig teilbares Kontinuum. Das geometrische Kontinuum wird erst durch die Einführung eines mehr oder weniger willkürlichen Grundmaßes wie des Zentimeters „berechenbar“: die Zahlen finden dadurch sozusagen einen Angriffspunkt. Umgekehrt zwingt die Geometrie der Arithmetik die rationalen und irrationalen Zahlen auf (wie  $\frac{1}{2}$  und  $\pi$ ). Wie in Kapitel IV gezeigt, können aber nur in einer leeren Welt Zeit und Länge beliebig unterteilt werden. In einem von der Orgonenergie erfüllten Universum gibt es so etwas wie natürliche Einheiten, bzw. „Ganzheiten“, „charakteristische Momente“, d.h. neben unendlich teilbarer Quantität auch ganzheitliche Qualität. Auf diese Weise werden über den Umweg der Mathematik und der Grundgleichung Gl. 20 Zeit und Länge zu etwas Greifbarem (vgl. Gl. 86):



Die Arithmetik, also in erster Linie die Abfolge der natürlichen Zahlen, verknüpft die Elemente des Raumes miteinander, d.h. eine Zahl zieht die andere nach sich.

Dieses Konzept wird vielleicht einleuchtender, wenn wir uns betrachten, wie Bergson mit Zenons Paradoxon umgeht, daß Achilles niemals die Schildkröte einholen kann, denn wenn er den Punkt erreicht hat, an dem sich die Schildkröte gerade befand, ist diese selbst schon wieder weiter. Bergson wendet dagegen ein, daß das Abzählbare an der Bewegung, die Zeit, eben nicht beliebig teilbar ist und Zenon nicht die Zeit des Achilles mit der Zeit der Schildkröte vergleicht, sondern stattdessen Zeit (Ganzheit) mit beliebig teilbarem Raum. In seiner Argumentation versetzt sich Bergson in Achilles' Situation:

Zenon will, daß ich mich von dem Punkte, an dem ich bin, zu dem Punkte hinbegebe, den die Schildkröte verlassen hat, und von diesem wieder zu dem Punkte, den sie danach verlassen hat, usw. So stellt er sich meinen Lauf vor. Aber ich gehe bei meinem Lauf ganz anders zu Werke: ich mache einen ersten Schritt, dann einen zweiten und so fort, und schließlich nach einer gewissen Anzahl von Schritten mache ich einen letzten, durch den ich die Schildkröte einhole. Ich vollziehe so eine Reihe von unteilbaren Akten. Mein Lauf ist die Reihe dieser Akte. Aber du hast nicht das Recht, ihn nach einem anderen Gesetz zu unterteilen, noch anzunehmen, daß er auf eine andere Art gegliedert ist. So vorgehen, wie Zenon es tut, hieße zugeben, daß der Lauf willkürlich zusammengesetzt werden kann, genau so wie der durchlaufene

Raum. Es hieße glauben, daß der Übergang mit der durchlaufenen Bahn identisch wäre. Es hieße, Bewegung und Unbeweglichkeit miteinander koinzidieren lassen und sie infolgedessen miteinander verwechseln. (Bergson 1934, S. 164f)

Kann man die Psyche wirklich mit der Zeit gleichsetzen, scheint doch dem Geist nichts fremder und unbegreiflicher zu sein als eben das Phänomen Zeit? Es sei nur an Augustinus' berühmten Ausspruch erinnert, der zu recht in keiner Auseinandersetzung mit der Zeit fehlt! Umgekehrt: was soll das sein, Psyche oder „Geist“?

Vielleicht hilft es weiter, wenn wir im Körper nach einer Funktion suchen, die einerseits mit der „Psyche“ verbunden ist und andererseits der Welle (im Gegensatz zum Puls) in Gl. 111 entspricht. Hier bieten sich das „hirnzentrierte“ energetische Orgonom (Zeit, die Wellenbewegung der KRW) und das „bauchzentrierte“ organotische System (Länge, die Pulsation der KRW) an. Ihnen entsprechen die beiden heterogenen Funktionen Sensation und Emotion, die, wie bereits in Zusammenhang mit Gl. 62 und Gl. 63 ausgeführt wurde, ineinander überführbar sind.

In **Die Massenpsychologie des Buddhismus** ([www.orgonomie.net/hdobuddha.htm](http://www.orgonomie.net/hdobuddha.htm)) wird erläutert, daß die Verwandlung von Emotion in Sensation für die Auflösung des eigenen Ich steht („Nicht-Ich“). Wir machen „enträumlichte“ bzw. „entrückte“ Erfahrungen: daß alles eine Einheit ist, es keine Unterschiede mehr gibt, alles bedeutungslos, „leer“ ist. Es ist ein ähnlicher selbstentfremdeter schizophrenie-naher Zustand wie der, der entsteht, wenn man wie Augustinus versucht, die „Zeit“ zu begreifen. Wenn umgekehrt sich Sensation in Emotion umwandelt, etwa beim Anschauen sentimentaler Filme, ist alles schön ordentlich greifbar vor uns aufgereiht: die Welt als Kasperletheater, wie sie etwa das Christentum zeichnet. Es ist sicherlich auch kein Zufall, daß „Linke“ „zeitlich“ von Utopien träumen, während Konservative „räumlich“ an „Scholle und Heimat“ gebunden sind. In der modernen „Informationsgesellschaft“ wird der Raum zunehmend bedeutungslos, während in früheren Epochen „Zeit keine Rolle spielte“. Siehe zu den biophysikalischen Hintergründen politischer Einstellungen **Der politische Irrationalismus aus organomischer Sicht** ([www.orgonomie.net/hdosozio.htm](http://www.orgonomie.net/hdosozio.htm)).

### V.3.b. Die Dauer

„Dichterphilosophen“ wie Nietzsche („ewige Wiederkehr“) und Bergson („Dauer“) haben einen Bereich erahnt, „das Sein“, der jenseits von Zeit, Raum und Materie angesiedelt zu sein scheint. Ihre Intuition wird durch unsere oben modifizierte Grundgleichung (vgl. Gl. 20, Gl. 119 und Gl. 120) zugänglich, anhand derer wir gesehen haben, daß in der Orgonomie die Trennung in Psyche und Soma, Geist und Materie nur bedingt Sinn macht. Es sei an Gl. 50, Gl. 51 und Gl. 52 sowie Gl. 71 erinnert.



Der zentrale Unterschied von Sensation und Emotion ist, wie bereits eingehend erläutert, funktionell identisch mit dem Unterschied zwischen der Wellenbewegung und der Pulsation der kosmischen Orgonenergie bzw. mit Erstrahlung und Anziehung. Im subjektiven Erleben ist es der Unterschied zwischen dem Gefühl der „Dauer“, das uns unser Bewußtsein vermittelt, und dem Gefühl der sozusagen „tiefen“ Verbundenheit, das uns die Emotionen schenken.

In Gl. 107 haben wir gesehen, daß das CFP „Gegenwart“ tiefer liegt als die beiden Varianten „Zukunft“ und „Vergangenheit“. Indem wir im folgenden zwei unterschiedliche Arten von „Zeit“ erschließen, können wir das CFP „Gegenwart“, das an sich ziemlich nichtssagend ist, mittels des Begriffs „Dauer“ konkretisieren. Dauer ist sozusagen die qualitative Entsprechung der „Gegenwart“ bzw. „das Erleben der Gegenwart“. Ihre räumliche Entsprechung ist die „Tiefe“.



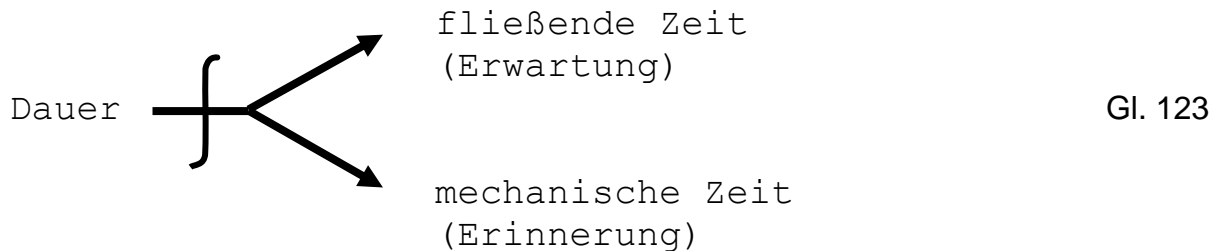
Mit der „Dauer“ hat sich Bergson eingehend auseinandergesetzt und damit Reich stark beeinflusst. Bergson hatte sich gegen Kants Vorstellung einer gewissermaßen „abzählbaren“ Zeit gewandt. Die Kontinuität der Zeit liege nicht etwa im Sinne eines unendlich teilbaren Fließens vor, sondern eines *unteilbaren* Fließens, das nur als Ganzheit erfaßbar ist, also quasi beides ist: Fließen („Erwartung“) und übergreifender Zustand („Erinnerung“). Ungefähr so wie bei einer Melodie (Bergson 1934, S. 164f). Zeit ist demnach nicht eine beliebig zusammensetzbare Quantität, sondern eine Qualität, der eine „Botschaft“ eigen ist.

Bergson hatte einen unüberbrückbaren Gegensatz zwischen der bedeutungsschweren, weil ganzheitlichen Dauer, wie sie der Mensch erfährt, und der beliebig, ja unendlich, teilbaren „leeren“ Zeit der Physik postuliert. Reich hält Bergsons ganzheitliches Konzept der Zeit zwar für „hervorragend“, erachtet es jedoch für einen schwerwiegenden Fehler, das subjektive Erleben des Fließens der organismischen Orgonenergie „metaphysisch“ zu betrachten, alle anderen Bereiche der Natur streng mechanistisch. Die Mechanik sei, so Reich, nur „eine besondere Abartung funktioneller Naturprozesse“ (Reich 1949a, S. 103f).

Der „mechanische“ Bereich setzt voraus, daß Zeit ein objektiver starrer Maßstab ist, an dem Bewegung gemessen wird. Genau hier kommt die Dauer als Erinnerung bzw. „immerwährende Gegenwart“ ins Spiel. Qualitativ wird uns dieser Aspekt der Dauer zugänglich, wenn im Bewußtsein das Ereignis A und das Ereignis B, die vielleicht Jahrzehnte auseinander liegen, in unmittelbare Beziehung zueinander gesetzt werden. Das ist funktionell identisch mit Gl. 115: aus „fließender“ Zeit wird ein

starrer Maßstab, vergleichbar einer CD, bei der alle Teile eines „fließenden“ Musikstücks beliebig greifbar werden („Gedächtnis“).

Die beiden Aspekte der Dauer schlagen sich in zwei grundlegend unterschiedlichen Arten von Zeit nieder. Man denke beispielsweise an den Unterschied zwischen zeitlichen Abfolgen der Art „1. Lebensjahr → 2. Lebensjahr → 3. Lebensjahr, etc.“ und der Zeit als Parameter der Bewegung („L/t“). Der ersteren Zeit kann man einen „Zeitpfeil“ zuordnen, so als wäre die Zeit eine „fließende Bewegung“, während der Faktor „t“ offensichtlich *nichts* mit Bewegung zu tun hat, d.h. selbst keine Bewegung sein kann. Die Mechanik beruht demnach darauf, daß Zeit etwas durchaus „Statisches“ sein kann, „eine Illusion“. Sie beruht auf einer Transformation, die zur Aufhebung der zeitlichen Trennung führt (Gl. 115).

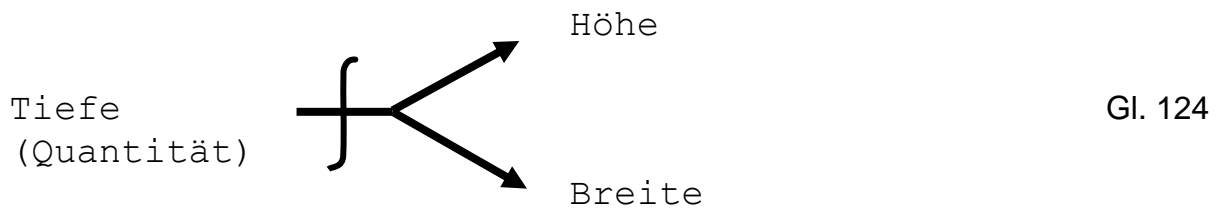


### V.3.c. Die Tiefe

Das zweite Standbein der Mechanik (einschließlich der Quantenmechanik) ist die Aufhebung der räumlichen Trennung (Gl. 116): Trägheit bezieht sich auf den „absoluten Raum“, der durch „unendlich weit entfernte“ Sternensysteme definiert wird, „träge“ Objekte bewegen sich als Ganzes, ihre „Schwere“ beruht auf „Fernwirkung“, in der Quatenmechanik können auch räumlich getrennte Objekte „verschränkt“ sein (vgl. **Orgonenergie-Kontinuum und atomare Struktur** [www.orgonomie.net/hdoquanten.htm](http://www.orgonomie.net/hdoquanten.htm) und **Erstrahlung, Überlagerung und Relativität** [www.orgonomie.net/hdorelativ.htm](http://www.orgonomie.net/hdorelativ.htm)).

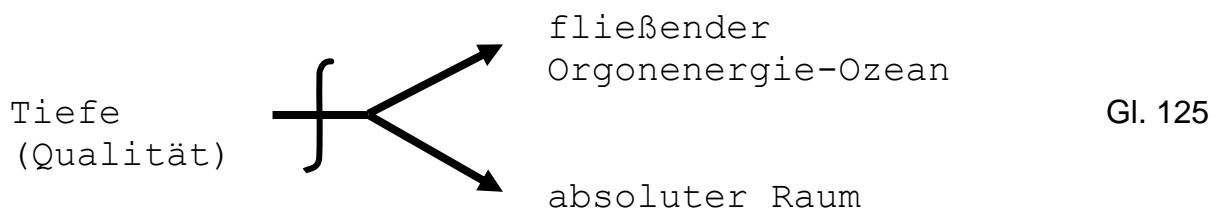
Hier wird komplementär zur Dauer im zeitlichen Bereich „die Tiefe“ im räumlichen Bereich evident. Diese erschließt sich ähnlich der Dauer, indem wir die abstrakte Quantität qualitativ greifbarer machen, d.h. in diesem Fall die eindimensionale Länge auf den dreidimensionalen Raum ausweiten.

Aus abstrakter, mathematischer Sicht spannt eine binäre Alternative einen zweidimensionalen Raum auf. Durch das CFP „Tiefe“ wird eine zusätzliche Ebene erschlossen.



Das CPF „Tiefe“ wird im Rückgriff auf den oben Gl. 53 und Gl. 54 dargelegten Gegensatz von „vertikalem“ Orgonom (Sensation) und „horizontalem“ organotischen System (Emotion) faßbar.<sup>39</sup> Das CFP in Gl. 124 verweist demnach auf den undifferenzierten Orgonenergie-Ozean, aus dem sowohl unsere physische als auch unsere psychische Struktur hervorgegangen sind (vgl. Gl. 50).

Zur Illustration von Gl. 124 falte man etwa ein zweidimensionales Blatt in der dritten Dimension: es wird möglich, den Abstand zwischen den Punkten A und B auf Null zu reduzieren, ohne an der Strecke selbst etwas zu ändern.<sup>40</sup> Man könnte einwenden, daß dies das Gegenteil von „Tiefe“ ist. Jedoch wird Raum erst dann „tief“, wenn er erschlossen wird, d.h. wenn man die räumliche Trennung aufhebt. Ein Beispiel ist die Erforschung des Weltraums, der vor nicht allzu langer Zeit nichts war als „Firmament“. Auch wird, ähnlich wie bereits bei der Zeit ausgeführt, dadurch das Konzept „Raum“ überhaupt erst sinnvoll, denn wenn wir den Raum einfach mit der Orgonenergie gleichsetzen, die ständig fließt, verliert der Raum seine Funktion als starrer Maßstab. (Der Unterschied von „fließendem Äther“ und absolutem Raum [„pulsierender Äther“] wurde bereits in **Erstrahlung, Überlagerung und Relativität** [www.orgonomie.net/hdorelativ.htm](http://www.orgonomie.net/hdorelativ.htm) erläutert.)



Gl. 123 ist die funktionelle Entsprechung von Gl. 107. Und genauso wie wir „Gegenwart“ als CFP nur richtig würdigen können, wenn wir sie mit der „Dauer“ in Beziehung setzen, bedarf auch die „Tiefe“ in Gl. 124 eines qualitativen Korrelats, wie es in Gl. 125 präsentiert wird. Diese „qualitative Tiefe“ umreißt Reich wie folgt:

<sup>39</sup> Eine psychologische Untersuchung an der Staatsuniversität von North Dakota hat gezeigt, daß dominante (d.h. buchstäblich „erstrahlende“) Menschen gegenüber zurückhaltenden einen Vorteil in der Wahrnehmung von oben und unten besitzen (Moeller 2008).

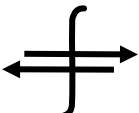
<sup>40</sup> Imgrunde leisten organometrische Gleichungen genau dasselbe: durch ihre Struktur transzendieren sie das „Flachland“ aus Buchstaben, Ziffern und mathematischen Zeichen. Entsprechend wirkt es wie „Magie“, wenn anscheinend desperate Bereiche miteinander in eine sinnvolle („tiefe“) Beziehung gesetzt werden.

(...) du kannst nichts daran ändern, daß du ein Teil des Ozeans bist, der aus dessen Tiefen heraustrat und in dessen Ruhe zurückkehren wird. Und indem du aus dem Ozean hervorgehst und zu ihm zurückkehrst, trägst du seine Tiefe mit dir. Das ist nicht nur ein bißchen Tiefe verglichen mit der großen Tiefe des Ozeans, nicht ein Milligramm Tiefe verglichen mit Tausenden Tonnen von Tiefe. Tiefe ist Tiefe, egal, ob in einem Gramm oder einer Tonne. Sie ist *Qualität*, keine Quantität. Sie wirkt in einem Glühwürmchen ebenso uneingeschränkt wie in einem Elefanten. (Reich 1953a, S. 168f)

Es sei in diesem Zusammenhang auch an Nietzsches Gebrauch des Begriffs „Tiefe“ in seinem zentralen „Gedicht“ über die ewige Wiederkehr erinnert: jeder Augenblick hat eine unendliche Tiefe, weil er sich unendlich oft ereignet hat und unendlich oft wiederkehren wird (Nietzsche 1885). Da jedoch alles mit allem „verschränkt“ ist, gewinnt damit jedes noch so marginale Ereignis ein unendliches Gewicht. Verändert sich die Lage eines Sandkorns auf einem Mond des Saturn, verändert sich das gesamte Universum (vgl. **Der verdrängte Nietzsche** [www.orgonomie.net/hdomath.htm](http://www.orgonomie.net/hdomath.htm)). Hierbei geht es natürlich nicht um „Physik“, sondern um poetisches Erahnen der Substanz der Welt.

Die beiden Varianten in Gl. 125 erschließen sich, wenn man bedenkt, daß die kosmische Energie in zwiefacher Hinsicht „bi-polar“ ist. Der Raum ist kein „leerer Raum“, sondern von einer „Substanz“ erfüllt, die fließt und die wie ein Lebewesen pulsiert.

links  rechts Gl. 126

Expansion  Kontraktion Gl. 127

Das Fließen der Orgonenergie bedingt, daß ihr so etwas wie ein „Richtungssinn“ eigen ist, ein, wenn man so sagen kann, „Backbord“ (links) und ein „Steuerbord“ (rechts). Diese einfache Variation Gl. 126 zeigt sich bei allen höheren Lebewesen im grundlegenden Unterschied zwischen der linken und rechten Körperseite, der auf das Orgonom zurückgeht (vgl. **Biologische Entwicklung aus orgonomischer Sicht** [www.orgonomie.net/hdogenetik.htm](http://www.orgonomie.net/hdogenetik.htm)).

Wenn man Gl. 125 mit Gl. 124 vergleicht, scheint es auf den ersten Blick zwar widersinnig, daß „oben und unten“ (Höhe) ausgerechnet mit „links und rechts“ (fließender Orgonenergie-Ozean) in einen funktionellen Zusammenhang gebracht wird, jedoch treten „oben und unten“ funktionell immer in Zusammenhang mit Kreisbewegungen in Erscheinung. Man denke etwa an den Planeten Erde, der als Ganzes einzig aufgrund seiner Rotation ein „oben und unten“ besitzt (Nord- und Südpol), denn mit Kreisbewegung wird gleichzeitig der Schraubensinn und damit „links und rechts“ evident.

Der in Gl. 127 beschriebene alternierende Gegensatz von Expansion und Kontraktion (Pulsation), zeigt sich beispielsweise in den beiden Grundemotionen Lust (Expansion) und Angst (Kontraktion). Er ist in den primitiven Lebewesen Struktur geworden, die sich in den höheren Lebewesen in Gestalt des Autonomen Nervensystems bewahrt hat.

Praktisch in jedem Gebiet der Natur werden die Gegensatzpaare Gl. 126 und Gl. 127 evident: da wäre der „Spin“ in der Quantenmechanik (vgl. **Orgonenergie-Kontinuum und atomare Struktur** [www.orgonomie.net/hdoquanten.htm](http://www.orgonomie.net/hdoquanten.htm)), die Polaritäten beim Elektromagnetismus, Tiefdruck- und Hochdruckgebiete in der Meteorologie und nicht zuletzt die Zweigeschlechtlichkeit in der Biologie. Dabei ist die Natur nicht „symmetrisch“: genauso wie generell die Expansion überwiegt, gibt es entsprechend einen eindeutigen „Linksdrall“ – zu der auch die Rechtshändigkeit der meisten Menschen gehört (wir greifen nach links).

An dieser Stelle kann nur auf Siegfried Wachtel und sein Buch **Das Linksphänomen** (Wachtel, Jendrusch 1990) verwiesen werden. Ein in der DDR aufgewachsener Arzt (Jahrgang 1930), fiel ihm in seiner Jugend auf, daß Skifahrer Hindernissen bevorzugt nach links ausweichen. Im Anschluß daran entdeckte er, daß dieser „Linksdrall“ universell ist, d.h. das gesamte Naturgeschehen durchdringt. Es ist in der Natur also nicht gleich, in „welche Richtung es geht“: es gibt grundlegende qualitative Unterschiede, was die beiden Richtungen des Raumes oder, genauer gesagt, den Schraubensinn betrifft.

Nicht zuletzt sei daran erinnert, daß praktisch alle lebensenergetischen Konzepte, die eine Entsprechung zur Orgonenergie darstellen, eine „linke“ und „rechte“ Seite haben. Man denke nicht nur an das Yin und Yang bei den Chinesen,<sup>41</sup> sondern auch an die od-negative Atonizität und od-positive Zoozität (Reichenbach und Ziegler), links- und rechtsdrehendes Elktroid (Rychnowski), N- und N1-Strahlung (Blondlot) (Jörgenson 1990).

Bergson weist in **Zeit und Freiheit** auf die außerordentlichen Fähigkeiten von Tieren hin, sich im Raum zurechtzufinden (man denke etwa an die Zugvögel). Er schließt aus dieser Fähigkeit darauf, daß diesen Tieren die Richtungen des Raumes vielleicht als unterschiedliche Qualitäten erscheinen.

Die Möglichkeit einer derartigen Wahrnehmung wird begreiflich, wenn man bedenkt, daß wir selbst unsere rechte von unserer linken Seite vermittelt eines natürlichen Gefühls unterscheiden und daß die beiden Bestimmungen unserer eigenen Ausgedehntheit uns also wohl eine Qualitätsdifferenz darbieten; eben deshalb scheitern wir daran, sie zu definieren. In der Tat sind die qualitativen Unterschiede überall in der Natur vorhanden; und es ist nicht einzusehen, weshalb zwei konkrete Richtungen in der unmittelbaren

<sup>41</sup> Das hat nichts mit dem Unterschied zwischen OR und DOR zu tun. Das *Qigong* kennt das *Qi* („Atem“), das sich aus zwei „Atemzügen“, dem weißen *Yin* und dem blauen *Yang* zusammensetzt. Neben diesem *Qi*, das der Orgonenergie gleichzusetzen ist, gibt es eine giftige Form des *Qi*, nämlich den „schlechten Atem“, das „schwarze“ *Sha*, das als bewegungsloses, stagniertes *Qi* dem DOR entspricht.

Apperzeption nicht ebenso markiert sein sollten wie zwei Farben. Die Konzeption von einem leeren und homogenen Medium aber ist weit auffallender und scheint eine Art Reaktion gegen jene Heterogenität vorauszusetzen, die unserer Erfahrung zutiefst zugrunde liegt. Man sollte daher nicht bloß sagen, daß gewisse Tiere einen speziellen Richtungssinn besitzen, sondern außerdem und insbesondere, daß wir Menschen die spezielle Fähigkeit haben, einen qualitätslosen Raum zu perzipieren oder zu denken (Bergson 1889, S. 75f).

# VI. Die Überwindung der Mechanik

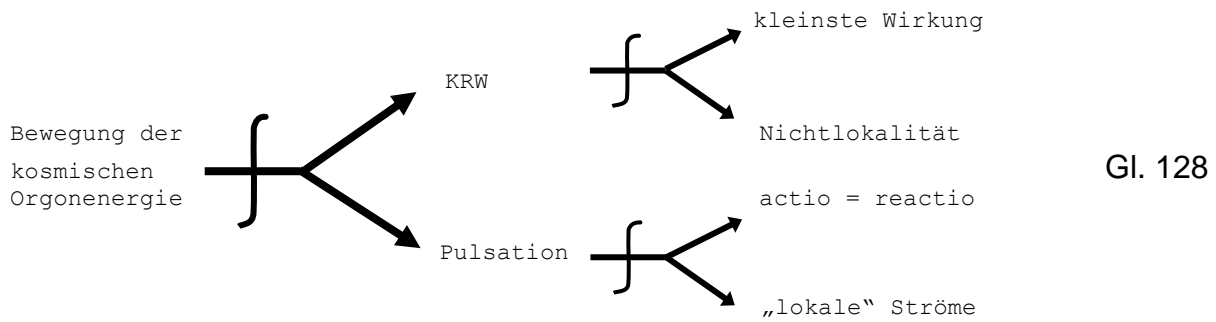
Das Hamiltonsche Prinzip und die Newtonsche Gesetze umreißen die Grundlagen der Mechanik. Das Hamiltonsche Prinzip geht auf die Überlagerungsfunktion zurück, die wegen der nichtlokalen Natur der Orgonenergie auch in Zusammenhängen zum tragen kommt, die auf den ersten Blick nichts mit Überlagerung zu tun haben. Die zentrale physikalische Größe „Kraft“, deren Funktionsweise von den Newtonschen Gesetzen beschrieben wird, ist die mechanische Entsprechung der organotischen Strömungen, die in der organismischen Pulsation wechselweise nach außen (Expansion) und nach innen (Kontraktion) gerichtet sind.

## VI.1. Die Überwindung des Hamiltonschen Prinzips

### VI.1.a. Vom organomischen Potential zum mechanischen Potential

Betrachtet man Tiere, etwa Wellensittiche, über einen längeren Zeitraum, fällt auf, daß sie zwischen lebendigen und toten („mechanischen“) Dingen keinen Unterschied machen. Die Wissenschaft begann damit, daß der Mensch diese „animistische“ Sichtweise weitgehend überwand – auch wenn wir in Streßsituationen beispielsweise immer noch auf ein lebloses Objekt, beispielsweise einen PKW, einschlagen oder einen PC wütend anschreien, als handle es sich um „gemeine Subjekte“. Der Mystiker sagt, daß wir „Geister in einer materiellen Welt“ sind. Den durchaus rationalen Grundaffekt hinter dieser Aussage hat Bergson in seiner Theorie des Lachens offengelegt: wir lachen, weil die Mechanik unserem Wesen so fundamental fremd ist (Bergson 1900). Ist es nicht absurd, daß ein oberflächlicher Funktionsbereich, die Mechanik, den tieferen, das Lebendige, dominiert? Diese Disparität sieht man auch daran, daß jedem Schüler die Gesetze der Mechanik „merkwürdig“ erscheinen. Intuitiv geht er, sozusagen als „geborener Aristoteliker“, jeweils fast immer vom Gegenteil aus.

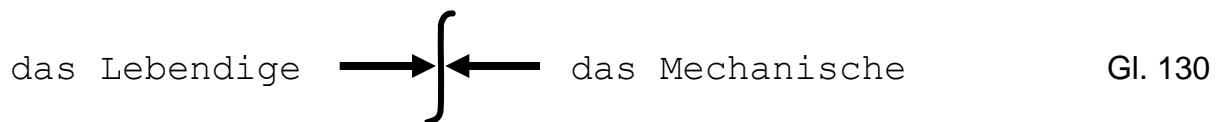
Nachdem wir aus dem „natürlichen Animismus“ herausgewachsen sind, werden wir in dieser Welt erst dann wieder heimisch werden, wenn wir den höheren (engeren) Funktionsbereich aus dem tieferen (umfassenderen) ableiten:



Gl. 128 wird im folgenden entwickelt und auf diese Weise der antagonistische Gegensatz



in einen einfachen Gegensatz



umgewandelt. Die Mechanik wird in übergreifende Funktionszusammenhänge eingeordnet und ganz zu unserem Werkzeug gemacht.<sup>42</sup>

Das „lebensfremde“, wenn nicht sogar lebensfeindliche Wesen der Mechanik wird anhand des „Prinzips der kleinsten Wirkung“ deutlich, das nach dem Physiker Hamilton benannt wurde (Linhard 2002). Ein Stein fällt gerade zu Boden, weil er auf jeder anderen Bahn sich schneller bewegen müßte und dergestalt eine größere Wirkung zeitigen würde. Zwar erreichen ein gradlinig nach unten fallender und ein horizontal nach vorne geworfener Körper gleichzeitig den Erdboden, aber eben deshalb hat der geworfene Körper, der eine längere Strecke zurücklegt und sich deshalb schneller bewegen muß, eine größere Wirkung, wenn er auf den Boden auftrifft.

Zur Vergegenwärtigung des Hamiltonschen Prinzips vergleiche man einen Ball, der frei von einem Felsvorsprung fällt mit einem, der auf der anderen Seite den Berg hinabrollt. Oder man nehme einen Hebel, dessen Hebelarme identisch mit den beiden von Materie unabhängigen Kraftarmen sind und vergleiche ihn mit einem „Winkelhebel“ bzw. beliebig geformten Hebel:

<sup>42</sup> Aus einer anderen Perspektive wurde dieses Thema bereits in **Hans Hass und der energetische Funktionalismus** ([www.orgonomie.net/hdomath.htm](http://www.orgonomie.net/hdomath.htm)) abgehandelt.



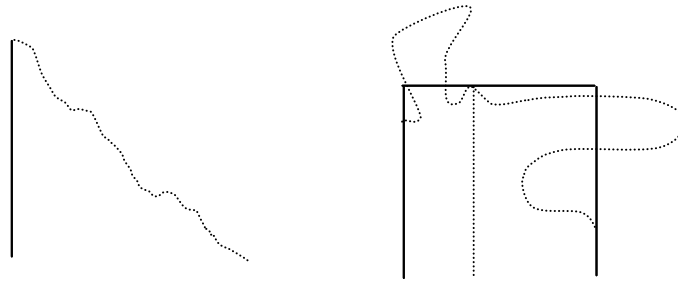


Abb. 31

Bei der linken Figur Abb. 31 ist es, jedenfalls von der Energiebilanz her betrachtet, *vollkommen* gleichgültig, wie der Ball den Berg herunterrollt. Es zählt einzig die Länge der „immateriellen“ durchgezogenen Linie des freien Falls, – auch wenn Bergsteiger das natürlich anders sehen. Desgleichen ist es *vollkommen* gleichgültig, wie bizarr die durch Punktlinien beschriebene Hebelwaage (rechte Figur Abb. 31) auch immer geformt sein mag: einzig die „immateriellen“ durchgezogenen Linien geben an, welche Gewichte links und rechts an die Waage gehängt werden müssen.

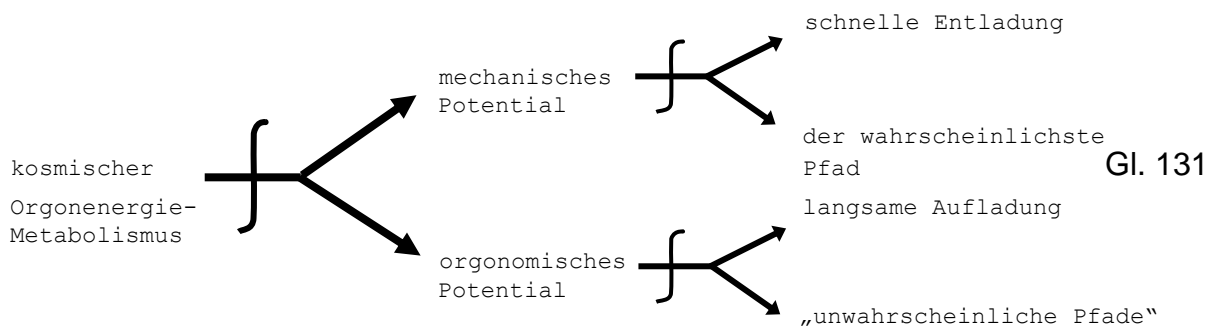
Das in Abb. 31 illustrierte Prinzip beinhaltet im Grunde den gesamten Schatz der mechanistischen Naturgesetze: eine Kugel rollt immer den steilsten Weg hinunter, ein Lichtstrahl wählt immer den kürzesten Weg durch ein Medium, Atomhüllen streben immer nach dem energetisch niedrigsten Zustand, die Planeten haben „stationäre“ Bahnen, Temperaturunterschiede gleichen sich aus, etc. – so lassen sich die Gesetze von Mechanik, Optik, Quantenmechanik, Himmelsmechanik, Thermodynamik, etc. auf den Zwang zur kleinstmöglichen Wirkung zurückführen. Es ist das Prinzip des „kleinsten Widerstandes“ bzw. des „kürzest möglichen Weges“. Dieser Weg wird auf der Grundlage von Nichtlokalität zwischen all den denkbaren Wegen ausgewählt. Die organo-energetischen Grundlagen des Hamiltonschen Prinzips hat Reich in **Die kosmische Überlagerung** am Beispiel des freien Falls exemplifiziert: durch die Funktion der Überlagerung verwandeln sich die lokalen organotischen Strömungen in die nicht-lokale Funktion „Gravitation“ (Reich 1951a).

Die auf das Hamiltonsche Prinzip reduzierbaren mechanischen Naturgesetze lassen sich weiter auf das zurückführen, was Reich als „mechanisches Potential“ bezeichnet hat (Reich 1949a). Es ist mit Entladung und dem „kürzesten Weg“ verknüpft (vgl. Grossmann, Grossmann 1955). Zwar geht Gravitation zweifellos auf das organomische Potential zurück (die wechselseitige Anziehung und Überlagerung zweier Organenergie-Ströme), doch sie *äußert* sich als mechanisches Potential: fällt etwas zu Boden, folgt es dem mechanischen Potential, wird es aufgehoben, dem organomischen Potential. Auch sei bedacht, daß aus der organotischen Überlagerung Materie und damit das mechanische Potential (mechanisches Funktionieren) hervorgeht.

Im Gravitationsfeld wird alles „schnellstmöglich“ auf den niedrigsten energetischen Zustand reduziert und es bedarf hoher Organenergie-Ladungen, um sich gegen diesen nivellierenden Trend der Gravitation zu wehren. Man denke beispielsweise an das langsame Wachstum der Pflanzen, die sich gegen den Sog der Gravitation

wehren, bis sie, etwa nach einem Axthieb, von einem Augenblick zum anderen umfallen. Das organomische Potential entspricht den von der Mechanik größtenteils ignorierten langsamen „Umwegen“, die insbesondere das Lebendige nimmt. Es ist, als würden die Organismen auf diesem Planeten das Hamiltonsche Prinzip beständig verhöhnen.<sup>43</sup> Diese Umwege entsprechen den „lokalen“ organotischen Strömungen.

Einen Überblick bietet die folgende Entwicklungsgleichung:



## VI.1.b. Vom mechanischen Potential zum organomischen Potential

Der Übergang von den Fallgesetzen zu den Hebelgesetzen ist denkbar einfach (vgl. Abb. 31). Reich hat gezeigt, daß ein frei fallender Gegenstand vor dem Hintergrund des kosmischen Orgonenergie-Ozeans gar nicht gerade zu Boden fällt, sondern einer Kurve folgt. Diese Kurve sehen wir, wenn wir den freien Fall unterbrechen und den Gegenstand über den Boden rollen. Betrachten wir dazu einen gleichförmig geformten Körper, etwa eine rechteckige Kiste, die gekippt wird.<sup>44</sup> Um den Kipppunkt herum vollführt der Schwerpunkt der Kiste eine Kreisbewegung bzw. natürlich einen mehr oder weniger weiten Kreisbogen:

<sup>43</sup> Im 2. Abschnitt werden wir sehen, daß sie auch die Newtonschen Gesetze verhöhnen.

<sup>44</sup> Wir haben hier einen (einseitigen) Hebel vor uns.

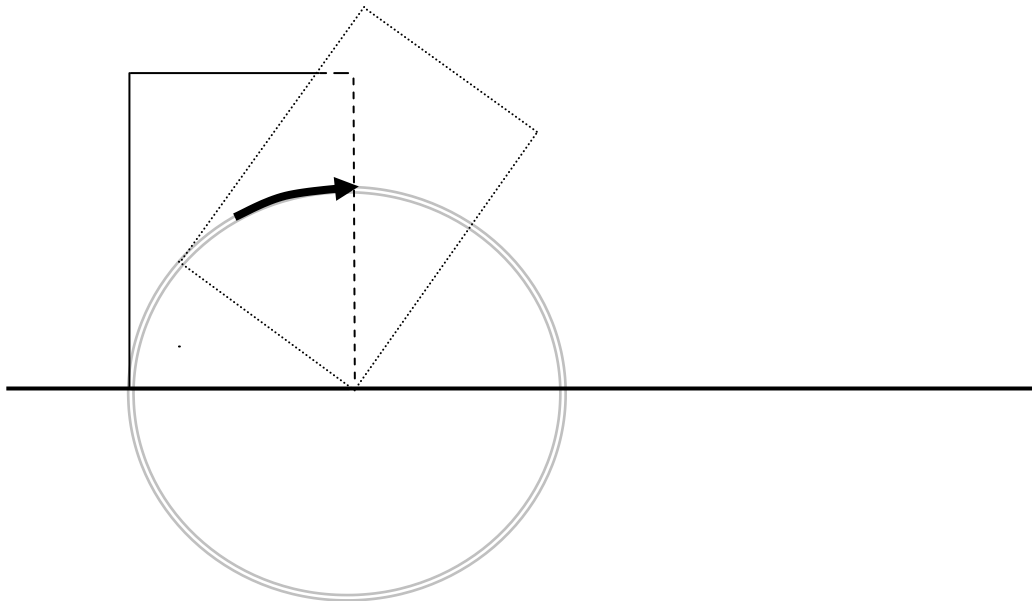


Abb. 32

Nicht anders sieht es bei einer sogenannten „runden Kiste“ aus: wenn ein Rad rollt, befindet sich die Achse des Rades in jedem gegebenen Augenblick auf einer Kreisbahn um den Berührungspunkt.

Mit Hilfe einer Pleuelstange, die sich wie ein Pendel hin und her bewegt, wenn sich das Rad, an dem die Stange befestigt ist, dreht, kann eine Kreisbewegung in eine Wellenbewegung („W“) überführt werden. Kreiswellen (KRW), bzw. „verlängerte Zykloide“, konstruiert man mit Hilfe zweier Räder, deren Bewegung voneinander abhängen („ $p \cdot W$ “ – siehe weiter unten). Auf diese Weise kann beispielsweise die Bewegung der Planeten durch den „Äther“ beschrieben werden („Epizyklen“). Reich hat diese Art der Bewegung auf die kosmische Überlagerung zurückgeführt (Reich 1951a). Halten wir uns mit Hilfe von Abb. 32 nun vor Augen, daß im Gravitationsfeld alle Schwerpunkte solange „kippen“, d.h. einen Kreisbogen vollführen, bis sie den tiefstliegenden Punkt erreicht haben (mechanisches Potential), wird deutlich, daß nicht nur bei Planeten und Monden, sondern auch bei kippenden Stühlen und anderen Alltagsobjekten die von Reich beschriebene Überlagerung hinter der Schwerkraft stehen muß (organomisches Potential).

Um die Hebelgesetz mit Hilfe der KRW erklären zu können, betrachten wir zunächst ein spezielles Rad, das „Wellrad“, das sich aus zwei Rädern zusammensetzt:

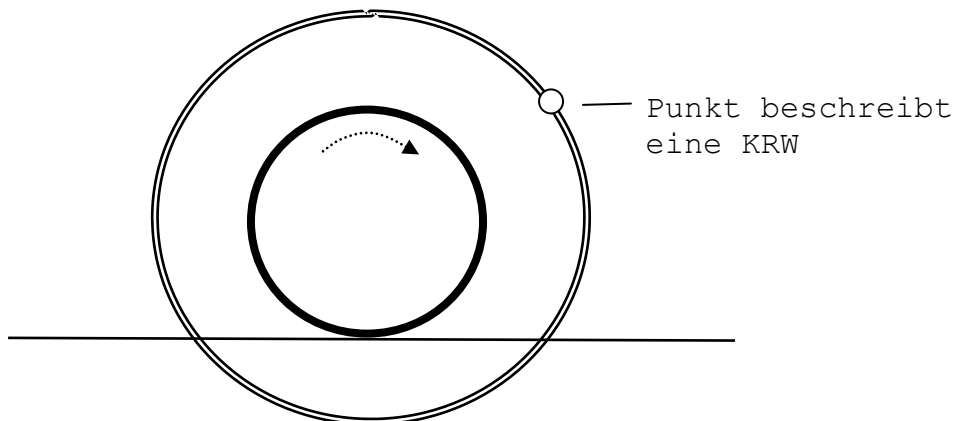


Abb. 33

Beim Wellrad ist ein großes Rad starr mit einem kleinen Rad (das leider die, was unseren Zusammenhang betrifft, irreführende Bezeichnung „Welle“ trägt) so verbunden, daß sich beide die gleiche Achse teilen. Das Wellrad ist eine Art Flaschenzug: das Weniger an Kraftaufwand wird mit einem Mehr an Weg erkaufte. Je kleiner das innere Rad im Vergleich zum äußeren ist, desto stärker ist die „Hebelwirkung“.<sup>45</sup>

Das kleinere Rad können wir mit der kontraktiven, „partikelartigen“ Pulsfunktion  $p$  gleichsetzen, weil je kleiner es wird, es desto besser seine Funktion erfüllt. Es ist demnach mit dem Zentrum, der Achse, verbunden. Das größere Rad ist entsprechend mit der expansiven Wellenfunktion  $W$  funktionell identisch. Dieser Zusammenhang wird deutlicher, wenn man das Wellrad Abb. 33 so zweiteilt, daß die beiden Räder jeweils eigene Achsen besitzen und das große Rad mittels eines Treibriemens das kleine Rad antreibt. Da das Drehmoment erhalten bleiben muß, wird das kleinere Rad desto schneller rotieren, je kleiner es ist. In diesem Verhältnis zeigt sich die Überlagerungsfunktion, die zur Formation von Materie führt (vgl. Reich 1951a). Das Wellrad entspricht also in jeder Hinsicht der sich kreiselwellenartig fortbewegenden Orgonenergie (vgl. Gl. 105):

$$\xi \rightarrow \int p \cdot W$$

Gl. 132

Auf dem funktionellen Gegensatz von  $p$  (kleiner Kraftarm) und  $W$  (großer Kraftarm) beruht der Antrieb eines Fahrrades, Windrads, jedes Hebels, jeder Kneifzange – im Grunde unsere gesamte Technik:

<sup>45</sup> Das erinnert an die Pulsation mit ihrer Abfolge von Kontraktion („kleiner Kreis“) und Expansion („großer Kreis“). Ähnlich wie eine minimale Bewegung des kleinen Kraftarms, eine große des großen Kraftarms erzeugt, ist die Kontraktion des organotischen Systems Voraussetzung für seine Expansion. Man denke beispielsweise an den Sprung eines Tigers, der sich wie eine Feder zunächst zusammenzieht, um sich dann um so besser strecken zu können.

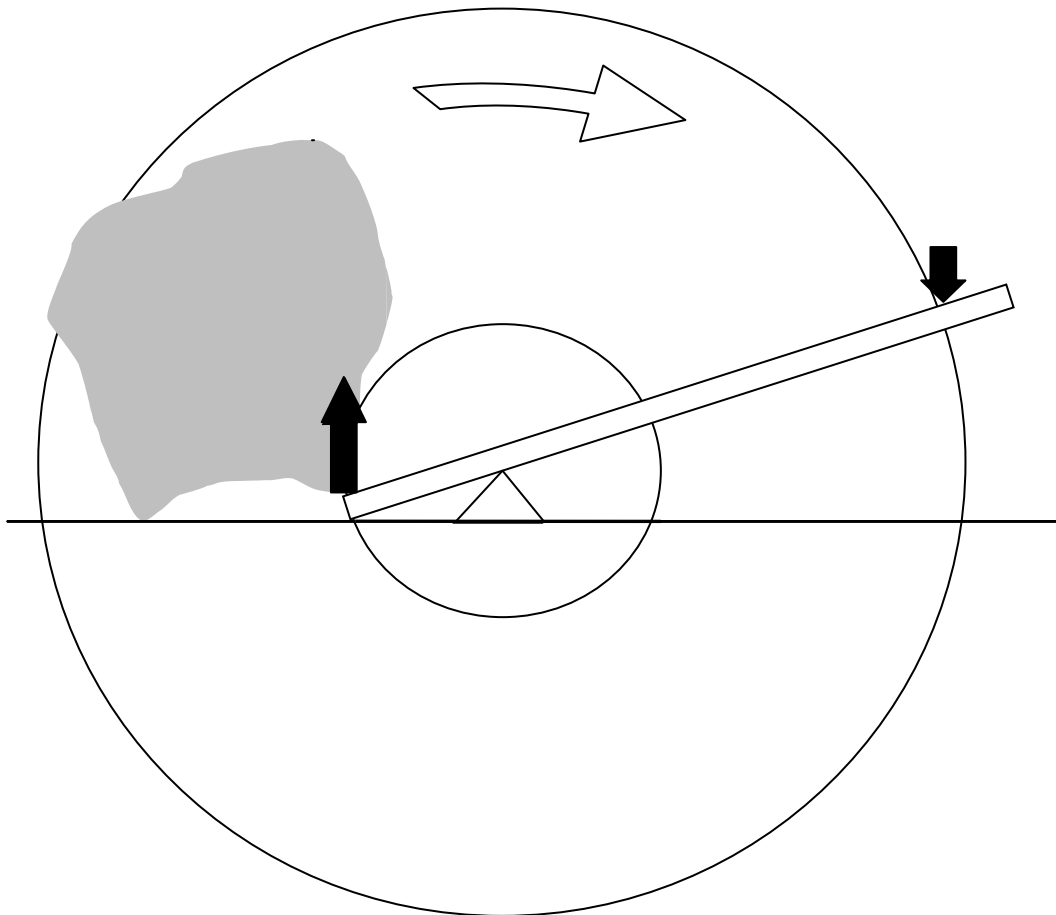


Abb. 34

Bei dem in Abb. 34 skizzierten zweiseitigen Hebel zeichnen um den Drehpunkt die beiden Angriffspunkte der Kräfte einen kleineren und einen größeren Kreis, d.h. ein „virtuelles Wellrad“ und damit die KRW.<sup>46</sup> Ein einzelner Mensch kann mit Hilfe einer Hebestange („Hebel“) tonnenschwere Felsbrocken in Bewegung setzen, da der Lastarm und der Kraftarm den Radien der beiden Kreise entsprechen, die die KRW zeichnen! Konkret äußert sich das so, daß die Ersparnis an Kraft („p“)<sup>47</sup> durch ein Mehr an Weg („W“) erkaufte wird. Je nach Verhältnis der beiden Kraftarme („Drehmoment“) legt der Punkt rechts, den wir nach unten drücken, eine längere Wegstrecke zurück, als der Punkt links, der am Felsen angreift, nach oben („Arbeit“).

Hier kann man natürlich einwenden, daß zwar die Hebelarme, aber keineswegs die alles entscheidenden Kraftarme ein Wellrad zeichnen, denn schließlich haben die Kraftarme eine Länge von gleich Null, wenn der Hebel senkrecht steht (vergleiche Abb. 31 links). Doch statt die funktionelle Gleichsetzung von Hebel und KRW infrage zu stellen, untermauert dieser „Widerspruch“ sie nur noch mehr, denn hier wird die Pulsation evident, die mit der KRW untrennbar verbunden ist und die sich

<sup>46</sup> Bei einem einseitigen Hebel würden sich die beiden „Räder“ in die entgegengesetzte Richtung drehen.

<sup>47</sup> Wie Kraft  $F$  und Puls  $p$  miteinander zusammenhängen, wird weiter unten deutlich.

beispielsweise bei den kreiselwellenartigen Planetenbewegungen im Wechsel von Aphel (Expansion) und Perihel (Kontraktion) äußert. Siehe dazu Gl. 59.

Was für den Hebel gilt, gilt auch für die „schiefe Ebene“, die auf den ersten Blick nun wirklich nichts mit dem Wellrad verbindet. Man braucht etwa beim Umzug ein besonders schweres Möbelstück nicht mit einem ungeheuren Kraftaufwand auf den Möbeltransporter hochwuchten, sondern nur die schiefe Ebene hochschieben, wobei hier ebenfalls das Weniger an Kraft durch ein Mehr an Weglänge erkauft wird. (Erinnert sei auch an den Berg in Abb. 31.) Eine Schraube ist nichts anderes als eine „gedrehte schiefe Ebene“. Flugzeugpropeller und Schiffsschrauben sind „Schrauben ohne Ende“, – womit wir wieder bei der KRW wären.

Der funktionelle Gegensatz von Kraft (F) und Weg (L) muß funktionell identisch sein mit dem von Puls p und Welle W:

$$p \cdot W \equiv F \cdot L \quad \text{Gl. 133}$$

Indem wir (entsprechend dem langen Kraftarm) „den langen Weg gehen“ verwandeln wir mechanisches Potential in organomisches Potential.

Betrachten wir dazu zunächst zwei Balken, die mit Drehachsen versehen um 360° frei drehbar sind. Der erste ist gepunktet gezeichnet, der zweite mit durchgezogenen Linien:

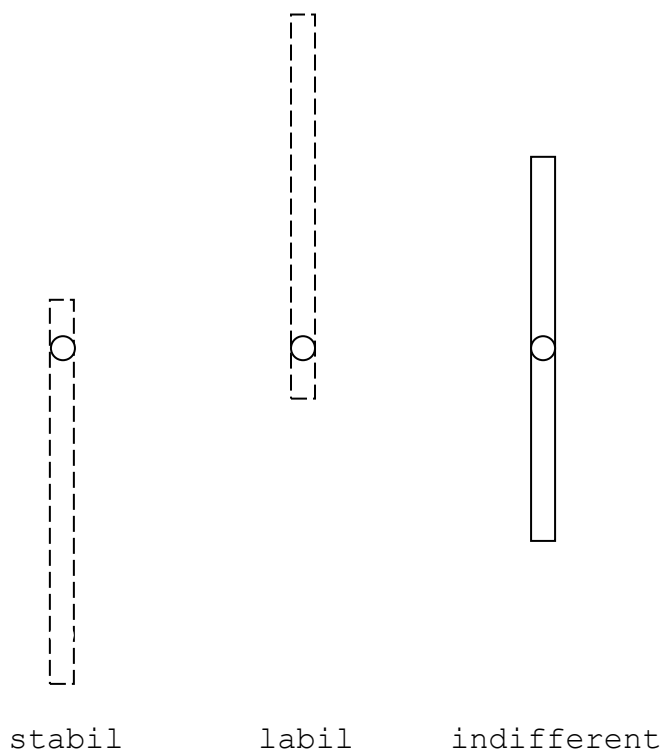
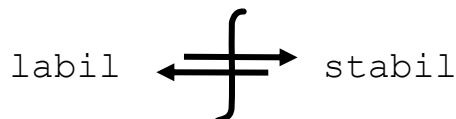


Abb. 35

In der Mechanik gibt es drei Zustände: stabil („der Ball liegt in einer Senke“), labil („der Ball liegt auf einem Hügel“) und indifferent („der Ball liegt auf einer planen Ebene“). Der gepunktet gezeichnete Balken hängt links „stabil“ an seiner Drehachse, rechts wurde er in eine „instabile“ Position gedreht. Bei „indifferent“ in Abb. 35 ist der Drehpunkt identisch mit dem Schwerpunkt. Der Schwerpunkt bleibt an seinem Platz, wie auch immer die Stange gedreht wird. (Wir werden die funktionelle Bedeutung dieser Konfiguration im zweiten Abschnitt noch eingehend diskutieren!) Sobald aber der Schwerpunkt von der Drehachse weg verlagert wird, wie beim gepunkteten Balken, wird das Kräftegleichgewicht gestört: wir haben einen Hebel vor uns, der eine KRW zeichnet. Entsprechend hört der Körper zumindest potentiell auf, ausschließlich den mechanischen Gesetzen zu folgen.

Zwar führt kein spontaner Weg vom „stabilen Hebel“ in Abb. 35 zum „labilen Hebel“, doch wenn lebendige Wesen Hebel benutzen, werden, gemäß dem pulsatilen Charakter der KRW, die Wege in beide Richtungen frei:



Gl. 134

Beispielsweise können wir durch Herstellen labiler Zustände fast beliebig schwere Gegenstände bewegen. So könnte jeder mit einer Schaufel und ein paar Holzklötzen gigantische Felsen ins Wanken bringen und ohne Probleme sein eigenes „Stonehenge“ bauen (wenn er denn entsprechend geformte große Felsen zur Verfügung hat). Im Grunde funktionieren so alle Maschinen („mechane“, griechisch für „List“): der Mensch macht das Tote („stabile“) labil, bzw. „lebendig“. Es werden nicht nur die „kürzesten Pfade“ des Hamiltonschen Prinzips beschritten (mechanisches Potential), sondern auch lange und „unwahrscheinliche“ Pfade (organomisches Potential).

## VI.2. Die Überwindung der Newtonschen Gesetze

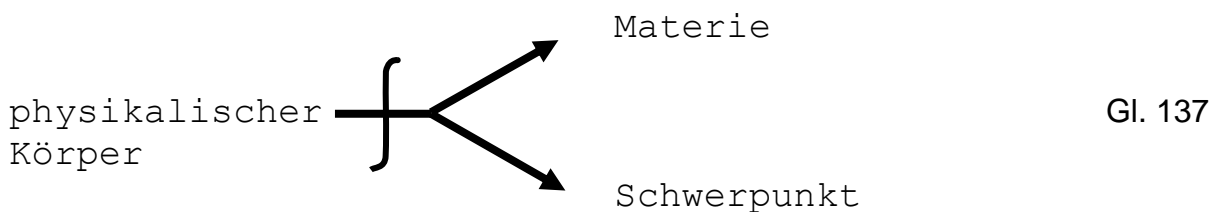
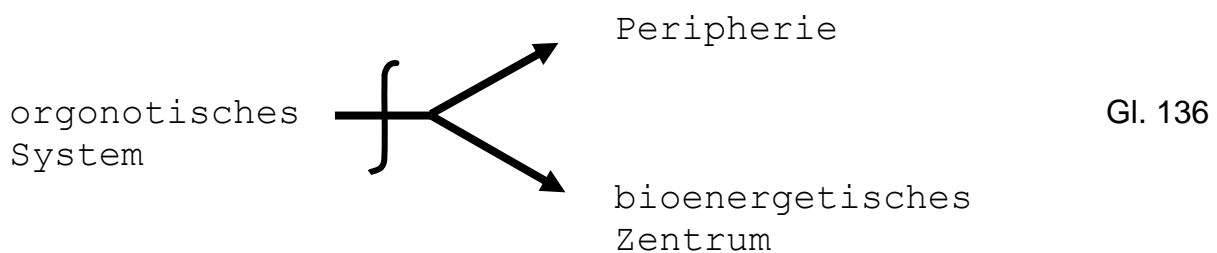
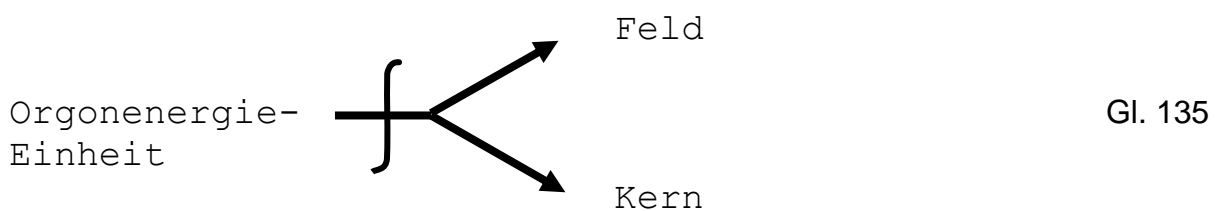
### VI.2.a. Von der KRW zur Pulsation

Die Mechanik sieht von praktisch allem ab, was „Natur“ ausmacht, teilweise sogar von der Form der Körper! Sie interessiert sich, ohne sich ihrer eigenen Grundlagen, die von Reich offengelegt wurden, bewußt zu sein, allein für eben dieses Fundament: die immaterielle (d.h. organotische) KRW.<sup>48</sup> Auf dieser Grundlage läßt

<sup>48</sup> Dies ist auch der tiefere Grund, warum Mechanik weitgehend mit Mathematik identisch ist. In der Mechanik kommen die einfachen energetischen Strukturen, genauer gesagt das nicht-lokale Funktionieren der Orgonenergie hinter der verwickelten und mathematisch nicht

sich das dritte Newtonsche Gesetz unmittelbar aus dem Hamiltonschen Prinzip ableiten. Dazu müssen wir den Schwerpunkt bzw. „Massenmittelpunkt“ von Körpern betrachten (vgl. Abb. 32).

Der Schwerpunkt, der bezeichnenderweise auch außerhalb des betreffenden Körpers liegen kann,<sup>49</sup> ist die mechanische Entsprechung der von Reich beobachteten punktförmigen „Orgonenergie-Einheiten“, die jeweils von einem Energiefeld umgeben sind (vgl. Reich 1951c). Beim Menschen ist der Schwerpunkt bei normaler Körperhaltung identisch mit dem bioenergetischen Zentrum des Organismus. Es ist der Kern der „Orgonenergie-Einheit“ Mensch.



Dabei sind die unteren Varianten von Gl. 135, Gl. 136 und Gl. 137 jeweils funktionell identisch mit der Pulsfunktion  $p$ , die oberen mit der Wellenfunktion  $W$ .

Die funktionelle Bedeutung des Schwerpunktes Gl. 137 wird deutlich, wenn man die Wurfbahn eines Chinaböllers betrachtet: egal ob (und wie) er explodiert oder nicht, der Schwerpunkt des Chinaböllers beschreibt (bei exakt gleichen Anfangsbedingungen) jeweils die mathematisch identische Bahn. Dabei kann es

---

beschreibbaren komplexen Wirklichkeit zum Ausdruck. Das bedeutet nichts anderes, als daß die Mathematik orgonotische Strukturen erforscht. (Siehe dazu Kapitel IV.)

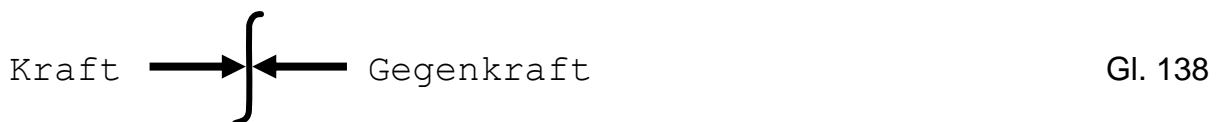
<sup>49</sup> Bei einem aufgepumpten Fahrradschlauch liegt der Schwerpunkt weit weg von jeder Materie im Mittelpunkt des Rings.



sogar soweit kommen, daß sich im Schwerpunkt, der dieser Flugbahn folgt, selbst keinerlei „Chinaböller-Materie“ mehr befindet. Der Schwerpunkt bleibt erhalten, weil er von der immateriellen KRW bestimmt wird. Der materielle Rest des Körpers ist in diesem Zusammenhang nur Beiwerk.

Die unbedingte Erhaltung des Schwerpunktes erzwingt, daß alle Kräfte, die zwischen den Teilen dieses „materiellen Beiwerkes“ wirken, sich gegenseitig so ausgleichen, daß der Schwerpunkt nicht verschoben wird, d.h. seine vorgeschriebene organotische Flugbahn erhalten bleibt. Das kann man sich beispielsweise anhand zweier miteinander rangelierender Kinder vergegenwärtigen. Wenn sie sich umklammern, bilden sie *einen* (physikalischen) Körper mit einem gemeinsamen Schwerpunkt. Schubst nun eines der Kinder das andere von sich weg, wird das stoßende Kind mit der gleichen Kraft nach hinten geschleudert, mit der es seinen Spielkameraden wegstößt: Aktion ist gleich Reaktion, weil der Schwerpunkt nicht durch *innere* Kräfte verschoben werden darf.

Dieses dritte Newtonsche Gesetz bedingt beispielsweise, daß der Stuhl, auf dem wir sitzen, uns mit der gleichen Kraft nach oben drückt, mit der wir von der Erdanziehungskraft nach unten gezogen werden.



Ist eine Kraft durch *äußere* Bedingungen stärker als die andere, entsteht positive oder negative Beschleunigung. Man denke etwa an Zugkraft und Reibungskraft.

Der Schwerpunkt ist mit dem bioenergetischen Zentrum funktionell identisch (Gl. 136 und Gl. 137). Kräfte, die zwischen den Teilen wirken, die den Schwerpunkt umgeben, sind entsprechend funktionell identisch mit dem Wechsel von Kontraktion und Expansion und den damit einhergehenden organotischen Strömungen des menschlichen Körpers. Dabei handelt es sich aber wirklich nur um funktionelle Entsprechungen, denn schließlich beschäftigen sich Statiker beim „Freischneiden“, d.h. dem Ersetzen von Strukturen durch Kraftpfeile, nicht mit „Strömungen“. Es ist nicht die Frage, ob tatsächlich Orgonenergie durch die Streben und Bögen einer Kathedrale oder einer Brücke fließt, denn schließlich verbrauchen Gebäude keine Energie, wenn sie „einfach nur dastehen“. Trotzdem leiten auf den ersten Blick vollkommen funktionslose Bögen Druck- und Spannkkräfte ab, *so als würde* tatsächlich etwas fließen.<sup>50</sup> Heben sich diese virtuellen „Ströme“ gegenseitig so auf, daß nichts „ab- oder zufließt“, hat der Statiker seine Arbeit gut gemacht: der Schwerpunkt des Gebäudes bleibt an seinem Ort.

Das „Fließen“ und „Pulsieren“, das den Kräften zugrunde liegt, kann man sich mit Hilfe von Kraftmessern vergegenwärtigen. Die Feder eines Kraftmessers wird entsprechend der wirkenden Kraft langgezogen. Ziehen zwei Kraftmesser mit jeweils

<sup>50</sup> Es „vergeht keine Zeit“, sondern die dritte Raumdimension „öffnet sich“. Drücke („Kraft pro Fläche“) sind eine Exemplifikation des in Kapitel V im Zusammenhang mit der dritten Dimension diskutierten Verhältnisses von Fläche und „Tiefe“.

1 N (Newton) gemeinsam an einem dritten Kraftmesser, zeigt dieser 2 N an. Genauso bei Flüssigkeiten: verzweigt sich ein Wasserstrom gabelförmig, fließt in jeden (gleichgroßen und symmetrisch angeordneten) Teil die Hälfte des Wassers. Die pulsatile Natur dieser „Kraftströme“ wird dadurch sichtbar, daß, wenn wir mit 1 N an der Feder ziehen, zu spüren ist, wie die Feder ihrerseits mit 1 N an unserer Hand zieht. Eine Kontraktion (wir ziehen die Feder an uns heran) wird immer begleitet von einer gleichgroßen Expansion (unsere Hand wird nach außen gezogen). Desgleichen, wenn wir einen Baumstamm, oder etwas entsprechendes, wegdrücken (Expansion): mit der gleichen Kraft drückt der Baum gegen uns (Kontraktion).

## VI.2.b. Von der Pulsation zur KRW

Reich gelang die massefreie Darstellung der Energie mittels der Unterscheidung von Puls  $p$  und Welle  $W$  in der sich kreiselwellenartig fortbewegenden Orgonenergie  $\xi$ .

$$\xi \equiv L^3 \cdot t^{-2} \equiv p \cdot W \quad \text{Gl. 139}$$

Formal könnte daraus folgende Gleichung für die orgonotische Kraft  $F$  abgeleitet werden, wobei man auf das zweite Newtonsche Gesetz zurückgreift, demzufolge Kraft  $F$  „die zeitliche Ableitung des Impulses  $p$  ist“:  $F = p/t$ .<sup>51</sup>

$$F \equiv L^2 \cdot t^{-2} \equiv p \cdot t^{-1} \quad \text{Gl. 140}$$

Während also Energie die Bewegung oder Abfolge orgonotischer Impulse ist (Gl. 139), man denke dabei beispielsweise an auflaufende Meereswellen, ist Kraft gleichbedeutend mit Impulsänderung (Gl. 140).

Jedoch gibt es offensichtlich entscheidende Unterschiede zwischen der Kraft, die Newton mit seinen drei Gesetzen beschrieben hat, und der „orgonotischen Kraft“. Werfen wir dazu einen Blick auf das erste Newtonsche Gesetz, das sogenannte „Trägheitsgesetz“, demzufolge Körper in Ruhe verharren (bzw. in gleichförmiger gradliniger Bewegung), solange eine *äußere* Kraft sie nicht aus diesem Zustand herauszwingt. Wir alle wissen, daß das nur die halbe Wahrheit ist, denn wir können uns, anders als der träge Fels neben uns, erheben und unseren Schwerpunkt entgegen dem ersten Newtonschen Gesetz selbständig überall hin verlagern, wohin wir wollen. Wir sind dazu in der Lage, weil wir innerlich pulsieren. Reich zeigte dies, indem er in seiner Bion-Forschung eine bestimmte Menge Orgonenergie durch eine

<sup>51</sup> Wir verzichten hier auf Differentialgleichungen, weil sie in unserem Zusammenhang nichts zur Erhellung beitragen, sondern die Darstellung nur verkomplizieren. In Kapitel VII werden wir uns mit der Infinitesimalrechnung beschäftigen.

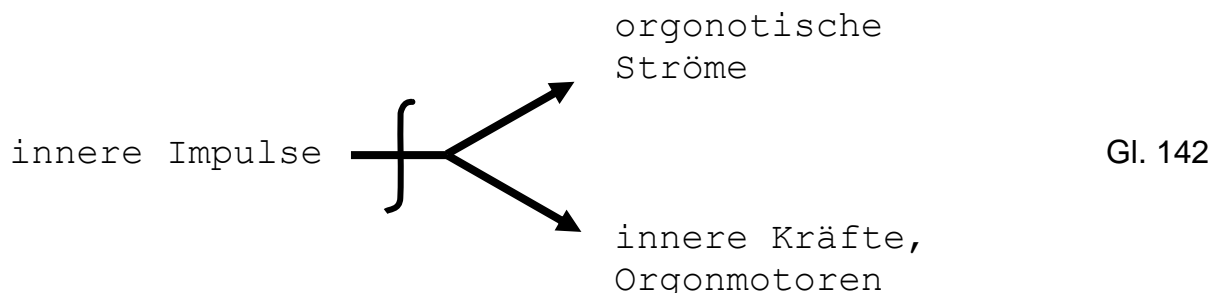
Membran von der Umwelt abtrennte. Die „inneren Impulse“ ermöglichen es den dergestalt entstandenen Organismen, sich frei in der Umwelt zu bewegen. Bei Amöben kann man beobachten, wie sich die nach außen fließenden organotischen Ströme (Expansion) unmittelbar in Bewegung umsetzen. Zentral ist dabei, Reich zufolge, der Gegensatz zwischen dem nach außen gerichteten lebendigen Impuls und dem ihm entgegengesetzten elastischen mechanischen Hindernis, der Membran. Durch die Membran wandelt sich die primordiale energetische Pulsation in die „materielle“ Pulsation der Organismen um mit deren diversen mechanischen Funktionen (etwa dem Blutdruck) (vgl. Reich 1992, S. 13f).

In der Bion-Forschung wurde Materie mittels Kochen, Autoklavieren und Glühen sozusagen ausreichend „geschmeidig“ gemacht, damit sie mit der Orgonenergie „mitschwingen“ vermochte. Der *energetische* Impuls E kann so auf die *materielle* Membran M ( $E \rightarrow M$ ) einwirken, woraufhin die Membran dem energetischen Impuls einen Widerstand entgegengesetzt ( $M \rightarrow E$ ).



Strukturen, die normalerweise streng dem „nicht-lokalen“ Hamiltonschen Prinzip folgen, wird auf diese Weise das „lokale“ Strömen der Orgonenergie aufgeprägt. Entsprechend können sich Lebewesen entgegen den Gesetzen der Mechanik, die immer „den kürzesten Weg vorschreiben“, bewegen. Beispielsweise kann ein Lebewesen einen Berg erklimmen und auf fast beliebigen Wegen herabsteigen (vgl. Abb. 31). Oder anders ausgedrückt: „Objekte mit inneren Impulsen“ sind nicht mehr passive Sklaven der *äußeren* KRW, sondern können sich selbst frei auf *eigenen* KRW-Bahnen bewegen. Man denke etwa an den Flug einer Drossel oder das Laufen eines Hundes!

Bei rein mechanischen Systemen, die keinerlei Voraussetzungen für lebendiges Funktionieren haben, kann man „innere Impulse“ simulieren, indem die organotischen Ströme durch ihr funktionelles Äquivalent, d.h. „Newtonsche Kräfte“ ersetzt werden. Diese Kräfte werden einfach durch eine äußere materielle Umfassung eingegrenzt, so daß „innere Impulse“ gegeben sind, die das mechanische Gebilde in Bewegung setzen:



In einem anderen Zusammenhang habe ich bereits auf die Arbeit von Arindam Banerjee hingewiesen (**Erstrahlung, Überlagerung und Relativität** ([www.orgonomie.net/hdorelativ.htm](http://www.orgonomie.net/hdorelativ.htm))). Das erste Newtonsche Gesetz, demzufolge sich nichts durch innere Kräfte fortbewegen könne, werde, so Banerjee, durch das Funktionieren der Organismen widerlegt. Es gelte daher die Grundqualität des Lebens, die selbständige Bewegung, auf mechanische Objekte zu übertragen. Läßt man beispielsweise ein ferngesteuertes Spielzeugauto innerhalb einer Kiste gegen eine Wand fahren, wird sich die Kiste in die entsprechende Richtung bewegen. „Wenn ein Körper einen anderen einschließt, der von beträchtlicher Masse ist und ihn von innen heraus anstößt, ergibt sich für beide Systeme eine Bewegung, die von Ausmaß, Richtung und Dauer der inneren Stöße abhängig ist, und der Art und Weise, wie die einander entgegengesetzten Kräfte der Natur gelenkt werden.“ Ausgehend von dieser denkbar einfachen Überlegung lassen sich Maschinen, welche Banerjee als *Internal Force Moved Bodies* bezeichnet, konzipieren, die mittels eines hydraulischen Systems die innerhalb des Körpers gegeneinander gerichteten kinetischen Energien so umlenken, daß der Körper sich nicht nur hin und her bewegt, oder allenfalls nur vorwärts ruckt, sondern sich kontinuierlich weiter bewegt und dabei ständig an Geschwindigkeit zunimmt (Banerjee 2003).

# VII. Die Lebensenergie (Orgon) in der Schulphysik

Kapitel VI befaßte sich mit dem funktionellen Gehalt der Mechanik, wie wir ihr alltäglich begegnen, wenn wir etwa Nüsse mit Hilfe der Hebelgesetze knacken und die zersprungenen Schalen, auf dem schnellsten Weg auf den Boden gelangen. Im folgenden soll gezeigt werden, wie die Größen der Physik (Zeit  $t$ , Länge  $L$ , Masse  $m$ , usw.) CFPs sind, die jeweils für eins stehen: die Orgonenergie in der Materie. Erst von daher macht das besagte Kapitel VI, das das Wirken der Orgonenergie in der Materie aufzeigt, überhaupt Sinn. Um den funktionellen Zusammenhang zu wahren, müssen dabei die drei Newtonschen Gesetze erneut erarbeitet werden.

## VII.1. Die mathematischen Grundlagen der Schulphysik

### VII.1.a. Algebra

Im Kapitel I haben wir die „orgonometrische Algebra“, d.h. die grundlegenden Funktions-, Entwicklungs-, Gedanken-, und Schöpfungsgleichungen mit den dazugehörigen Buchstaben A, A1, A2, etc.,  $x$ ,  $y$ , N und V eingeführt.

Das Wort „Algebra“ geht auf das Arabische zurück und läßt sich mit „Ergänzen“ übersetzen. Hier soll Algebra für eine Methode stehen, bei der in Gleichungen nach einer Unbekannten gesucht wird nach dem Muster „ $10 - x = 7 \rightarrow x = 10 - 7$ “. In der Orgonometrie suchen wir entsprechend nach Funktionen und CFPs. Die enge Beziehung von Algebra und Orgonometrie sieht man daran, daß die Algebra ebenfalls Verallgemeinerung und Vereinfachung ist. Beispielsweise läßt sich  $1 + 1 = 2$  verallgemeinern zu  $x + x = 2x$  und dies wiederum vereinfachen zu  $x = x$ .

Der alles entscheidende Unterschied zwischen diesen beiden Ansätzen ist, daß es in der Orgonometrie primär um *qualitative* Unterschiede geht, in der Algebra

ausschließlich um *quantitative*. Das wird deutlich, wenn man sich mit den Zahlen beschäftigt, die schließlich für das „x“ stehen.

Die natürlichen Zahlen kann man sich mit etwas grundlegenderem als der Arithmetik vergegenwärtigen: der Mengenlehre. Null entspricht dann der Nullmenge (dem Nichts, im Sinne von „kein Gegenstand“), die Eins irgendeinem beliebigen Element, die Zwei irgendwelchen zwei Elementen, etc.:

$$0 = \{\emptyset\}$$

$$1 = \{\odot\}; \{\bullet\}; \{\xi\} \text{ etc.}$$

$$2 = \{\forall, \mathbb{H}\}; \{\ominus, \text{dz}\}; \{\mathbf{u}, \mathbf{c}\} \text{ etc.}$$

Abb. 36

$$3 = \{\downarrow, \uparrow, \parallel\}; \{\clubsuit, \equiv, \mathbb{P}\}; \{\bullet, \checkmark, \Delta\} \text{ etc.}$$

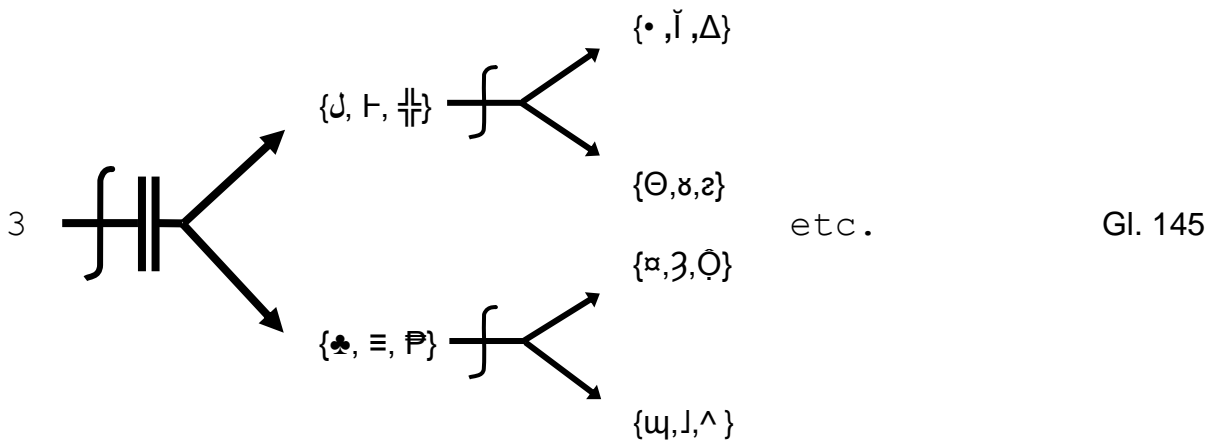
etc.

Die natürlichen Zahlen sind demnach so etwas wie CFPs, d.h. sie fassen verschiedene Elemente zusammen. Das gelingt ihnen aber nur, weil sie selbst vollständig inhaltsleer sind. „3“ selbst bedeutet gar nichts, da es für unendlich viele „drei beliebige Elemente“ steht. Das Wesen der Mathematik wird damit durch Gl. 144 ausgedrückt (siehe Reich 1950d, S. 173):

$$1 \text{ — } \perp \text{ — } \infty$$

Gl. 144

Für die „1“ kann man beliebige andere Zahlen einsetzen. Das Wesen der Mathematik ist demnach das Unendliche. Im krassen Gegensatz zur Organometrie gibt es hier keine Hierarchie, d.h. Gleichungen wie die folgenden wären vollkommen sinnlos und würden die Mathematik ad absurdum führen:



Oder mit anderen Worten: die mechanistische Mathematik ist kurzschlüssig. Dies macht aber wiederum ihren funktionellen Gehalt aus, weil auf diese Weise Dinge gleich behandelt werden können – *in besonderen Zusammenhängen handhabbar gemacht werden können* –, die nichts miteinander verbindet. Beispielsweise sind ein beliebiger Grashalm und ein weiterer beliebiger Grashalm zwei Grashalme; ein Krater auf dem Mars und die Leber eines Schwertwals zwei Gegenstände, etc.pp.:  $1 + 1 = 2$ . Die Mathematik verbindet alles mit allem, bricht alles über den gleichen Leisten – ohne, daß die Mathematiker auch nur ahnen, daß dies nur deshalb möglich ist, weil alles von der kosmischen Orgonenergie geschaffen wurde und durchdrungen wird. Eben dies beschreibt die Organometrie.

Reich sagt dazu:

Das Menschentier kann die Natur in sich und außer sich nur dann fassen und lieben lernen, wenn es ebenso denkt und handelt, wie die Natur funktioniert, nämlich funktionell und nicht mechanistisch und mystisch. Die Welt des organomischen „energetischen“ Funktionalismus ist eine lebhaft funktionierende freie und demnach gesetzliche und harmonische Welt. (...) Die Welt des Funktionalismus ist (...) keine „Schattenwelt“, wie für den abstrakten Mathematiker, sondern sie ist eine greifbare, volle, pulsierende Welt, gleichzeitig wahrnehmbar und meßbar. Der abstrakte Mathematiker übersieht, daß seine Formeln nur deshalb objektive Prozesse zu treffen vermögen, weil sein Gedanke ein Stück derselben Naturfunktion ist, die er in abstrakten Symbolen faßt. Dem Kenner der Organempfindungen ist es möglich, die Quellen aufzuspüren, aus denen der „höhere“ Mathematiker seine Einsichten schöpft, ohne sie zu kennen. Wenn auch die Funktionssymbole, die er an die Stelle der realen Welt setzt, unwirklich sind und eine Wirklichkeit abzubilden auch gar nicht vorgeben, so ist doch zweifellos der Schöpfer dieser Funktionssymbole ein lebhaft pulsierendes organotisches System, das keine Mathematik betreiben könnte, wenn es nicht pulsierte. Die „höhere“ Mathematik konnte sich nur deshalb als das höchste Entwicklungsprodukt der Naturwissenschaft ausgeben, weil ihre Verwurzelung in der pulsierenden Natur nicht bekannt oder nicht zugegeben war. Das Gehirn des Mathematikers ist kein besonders

geartetes Instrument; es ist nur darin andersartig, daß es die Organempfindungen in mathematischer Form auszudrücken vermag. Die mathematische Formel ist also nur ein Ausdrucksmittel unter anderen und nicht der Zauberstab, als der sie dem bornierten Verstande des mystischen Menschen erscheint. Es ist der lebendige Organismus, der seine Empfindungen anordnet, umgruppiert, in Zusammenhang bringt, ehe er sie mathematisch formuliert. (Reich 1949a, S. 99f)

Und weiter an anderer Stelle:

Die ausschließlich quantitative Natur der Mathematik stellt das größte Hindernis für eine abstrakte funktionelle Annäherung an die Natur dar. In der mechanistischen Physik hat der ausschließlich quantitative Grundgedanke zu Abstraktionen ohne jeden Inhalt geführt, d.h. zum Ausschluß aller Sinneswahrnehmungen. Wir wissen, wie schlimm wegen des vollständigen Fehlens von beobachtbarem Gehalt die Lage in der Grundlagenforschung geworden ist. Demgegenüber wurde in der Organomie die direkte Beobachtung und Sinneserfahrung der funktionellen Eigenschaften der Natur (...) zu den vordringlichen Voraussetzungen unserer Naturerforschung. Bevor wir irgendetwas messen können, müssen wir uns dessen, was wir messen, bewußt sein, es sehen und fühlen. Da die Natur funktionell und nicht mechanistisch ist, ist eine ausschließlich quantitative Herangehensweise von vornherein unmöglich. (Reich 1950d, S. 164)

## VII.1.b. Differenzieren

Die hellenistische und die chinesische Kultur (der Rest ist aus naturwissenschaftlicher Sicht nicht der Erwähnung wert) haben versucht, die Materie zu verstehen, indem sie vom Menschen ausgingen, d.h. über haltlose Spekulation (oder besser gesagt „Projektion“). Die Flugbahn eines Steins wurde etwa damit „erklärt“, daß er aus seinem „natürlichen Ort“ herausgerissen worden sei und alles versuche, so schnell wie möglich zu diesem zurückzukehren.

Erst nachdem Galilei die Fallgesetze erforscht hat, gibt es eine klare Trennung zwischen Subjekt und Objekt, d.h. die Materie wird wirklich objektiv, *aus ihren eigenen Voraussetzungen heraus* beobachtet. Seitdem versucht die Physik in die Materie einzudringen, d.h. ihr Wesen zu erkennen.

Den ersten Schritt in diesem Forschungsprogramm machte Newton. Anders als Galilei gab er sich nicht damit zufrieden, die Durchschnittsgeschwindigkeit eines Objekts zu erforschen. Man nehme etwa ein Auto, das in einer Stunde (h) von Hamburg zum 100 km entfernten Bremen fährt: „Hamburg minus Bremen gleich 100“. Seine Geschwindigkeit ist dann 100 km/h. Wie potentiell absurd diese Betrachtungsweise ist, wird deutlich, wenn das Auto nur bis Sittensen fährt und dann auf halber Strecke umkehrt, um nach einer Stunde wieder zurück in Hamburg zu



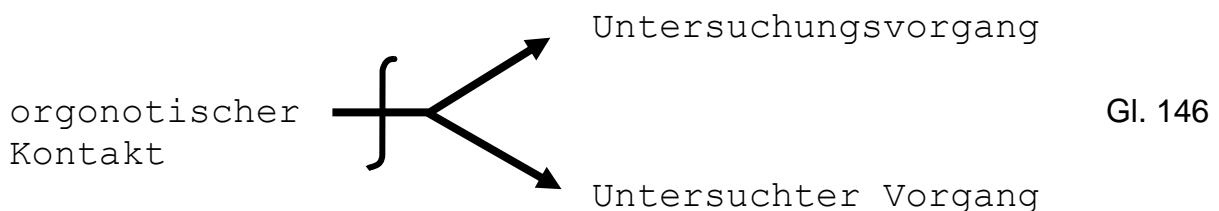
sein: „Hamburg minus Hamburg gleich 0“, d.h. die Durchschnittsgeschwindigkeit wäre 0 km/h!

Ein pragmatischer „chinesischer Wissenschaftler“ würde verächtlich mit den Schultern zucken und einfach sagen: „Unsinn, das sind zweimal 50 km und die Durchschnittsgeschwindigkeit war deshalb 100 km/h!“ Aber was ist etwa, wenn das Auto mit 250 km/h über die Autobahn gebrettert wäre und wegen dem Stadtverkehr trotzdem eine Stunde von einem Stadtzentrum zum anderen gebraucht hätte? Auch hier wäre die Durchschnittsgeschwindigkeit 100 km/h, man sieht jedoch, daß uns mit der ausschließlichen Betrachtung der Durchschnittsgeschwindigkeit das *tatsächliche* Verhalten des Objekts durch die Lappen geht.

Newtons entscheidender Schritt war „ $v(t)$ “. In diesem zentralen physikalischen Ausdruck wird die Geschwindigkeit als Funktion der Zeit betrachtet. Die Frage wird gestellt, wie schnell sich das Objekt *zu jedem einzelnen Zeitpunkt* bewegt. Das ist an sich eine sinnlose Frage, denn ein „Punkt“ hat per definitionem keine Ausdehnung: „Abfahrt“ und „Ankunft“ sind identisch! Newtons (und parallel dazu Leibniz') Geniestreich war, daß er infinitesimal kleine Zeit- und Streckenabstände betrachtete und mathematisch handhabbar machte. Mit Hilfe der Infinitesimalrechnung gelang ihm (jedenfalls prinzipiell) das Unmögliche: die Geschwindigkeit jedes beliebigen Objekts zu jedem beliebigen „Zeitpunkt“ zu berechnen.

Er tat das, was jeder Autofahrer macht, wenn er auf seinen Tacho schaut und sieht, wie schnell er gerade fährt. *Newton konnte sich im übertragenen Sinne in jedes beliebige bewegte Objekt versetzen „und auf dessen Tacho schauen“.*

Das war der Beginn der eigentlichen Naturwissenschaft, d.h. Subjekt (der Forscher) und Objekt (die Materie) nahmen eine funktionelle Beziehung auf, statt daß das Objekt einfach seine „Weltsicht“ auf das Objekt projizierte:



Sich in die Materie nicht spekulativ, sondern *konkret* hineinversetzen zu können, macht es möglich, die Orgonenergie im Inneren der Materie aufzuspüren. Reich hat mit dieser Herangehensweise die Orgonenergie in lebenden Organismen entdeckt:

Die Grundfrage aller Biologie ist nach der Herkunft der inneren Impulse des lebenden Organismus. Niemand zweifelt daran, daß sich das Lebendige vom Nichtlebenden durch die innere Herkunft der Bewegungsimpulse unterscheidet. Der innere Bewegungsimpuls kann nur einer innerhalb der Grenzen des Organismus wirkenden Energie zugeschrieben werden. Die Frage, woher diese Energie

selbst stammt, beantwortet sich durch das Bionexperiment: Die biologisch wirksame Energie im Innern, die die Impulse erzeugt, stammt aus derselben Materie, aus der sich das Bion stofflich zusammensetzt. Die Energie, die wir in beweglicher bionöser Materie bei der Arbeit sehen, nannte ich „Orgon“. (Reich 1948, S. 51)

## VII.1.c. Integrieren

Tatsächlich haben wir hier die Entsprechung zu Gl. 136 vor uns, wo es um die Orgonenergie-Einheit ging. In der oben beschriebenen Differentiation, als wir uns mit der Geschwindigkeit eines Objekts zu einem bestimmten „Zeitpunkt“ beschäftigten, beschrieben wir den Kern, im Gegenteil der Differentiation, der Integration, beschreiben wir nun das Feld. Betrachten wir dazu die Definition der Energie E:

E wird definiert als die Arbeit, die eine Kraft F über eine bestimmte Strecke L hinweg leistet:  $E = F \cdot L$ . E kann man sich entsprechend wie einen „Flächeninhalt“ vorstellen, den man berechnet, indem man die eine Seite der Fläche („F“) mit der anderen Seite der Fläche („L“) multipliziert. Das Problem ist, daß in der wirklichen Welt die Kraft nicht konstant sein muß, sondern sich auf der Wegstrecke L ständig ändern kann. Um die Arbeit (= Energie) zu bestimmen, die zwischen den Punkten  $L_1$  und  $L_2$  geleistet wurde, müssen wir infinitesimal schmale  $[,d(L)']$  und damit unendlich viele Teilabschnitte addieren, d.h. „integrieren“:  $E = \int F(L) \cdot d(L)$ . Wie man dieses mathematische Wunder vollführt, hat ebenfalls Newton (und parallel dazu Leibniz) entdeckt.<sup>52</sup>

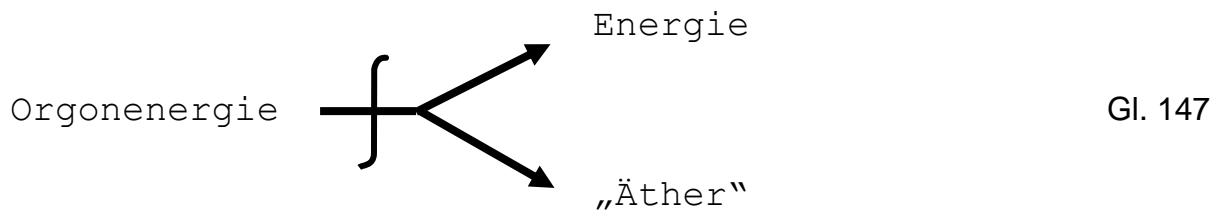
Was bei dem Jonglieren mit den entsprechenden Gleichungen letztendlich herauskommt, ist, daß sich die Kraft zwar ändern mag, dabei jedoch die Energie konstant bleibt („ $K_2 + U_2 = K_1 + U_1$ “). Oder mit anderen Worten: der „Flächeninhalt“ bleibt gleich, wenn ich die eine Seite der Fläche verkleinere und die andere entsprechend vergrößere – die Form der Fläche ändert sich, der Flächeninhalt nicht. Tatsächlich ist die Ableitung etwas komplizierter, aber darauf läuft letztendlich der Energieerhaltungssatz hinaus.

Was m.W. (!) noch niemand erkannt hat, ist, daß der Energie, wegen ihrer „Flächeneigenschaft“ die Eigenschaft einer raumfüllenden Substanz („Äther“) inhärent ist. Normalerweise wird nämlich aus dem Energieerhaltungssatz abgeleitet, daß die Größe Energie kaum mehr ist als eine bloße Bilanzgröße am Ende abstrakter physikalischer Kalkulationen.

Berechnet man das ganze im dreidimensionalen Raum, kann man sich die Energie als einen fixen Volumeninhalt vorstellen. Das funktioniert aber nur, wenn man es mit *konservativen* Kräften zu tun hat, wie Gravitation oder der Coulombkraft des elektrischen Feldes, also jeder *fundamentalen* Kraft. „Konservative Kraft“ bedeutet

<sup>52</sup> Man sucht nach der Ursprungsfunktion, deren erste Ableitung die Funktion ergibt, die den Graphen der Kraft F beschreibt.

dabei einfach, daß die Energie nur von einer Dimension abhängt: es gibt bei ihr nur „oben und unten“ nicht „links und rechts, vorne und hinten“. Es ist egal, wie ich den Berg hinauf- oder herabsteige (fast senkrecht oder fast waagrecht), energetisch zählt nur die zurückgelegte vertikale Höhe, nicht der horizontale Weg. Oder mit anderen Worten: es geht um das Wechselspiel von kinetischer (K) und potentieller Energie (U):  $K_2 + U_2 = K_1 + U_1$ . Uns soll hier aber der besagte „Flächeninhalt“ bzw. der „Volumeninhalt“ interessieren: die Vorstellung von einer inkompressiblen Flüssigkeit in einem Ballon, den wir beliebig formen können und das Volumen trotzdem konstant bleibt.<sup>53</sup> Wir haben dann:



## VII.1.d. Vektoren

In Abschnitt VII.1.b. hatten wir das Beispiel mit der Strecke zwischen Hamburg und Bremen mit Sittensen genau in der Mitte. Man kann sagen, ich fahre 50 km bis Sittensen und von dort weitere 50 km. Wo bin ich dann? Ich könnte von Sittensen weitere 50 km nach Bremen fahren oder 50 km nach Hamburg zurück. Um eine sinnvolle Aussage zu tätigen, muß ich also eine Richtung angeben.

In einer Dimension gibt es nur zwei Möglichkeiten der Bewegung, die ich mit einem Plus- bzw. Minuszeichen beschreiben kann. Kommt eine zweite oder gar dritte Dimension hinzu, komme ich um den „Vektor“ nicht herum. Ich könnte von Sittensen aus beispielsweise 50 km bis Stade fahren:

<sup>53</sup> Mit den Flüssigkeiten und ihrer Entsprechung zur Orgonenergie („kosmisches Fluidum“) werden wir uns im 3. Abschnitt beschäftigen.

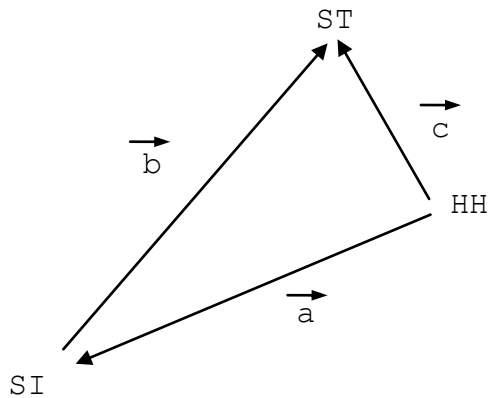


Abb. 37

Wenn ich das mit Hilfe der Vektoren  $\vec{a}$  und  $\vec{b}$  zeichne, ist offensichtlich, daß mich die Summe dieser beiden Vektoren, der Vektor  $\vec{c}$ , weit effektiver nach Stade bringen würde.<sup>54</sup> (Norddeutschland ist so flach, daß wir hier oben keine Straßen benötigen!)

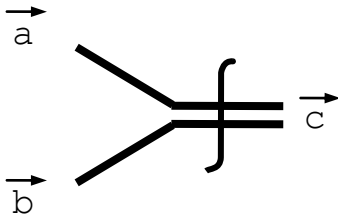
In Abschnitt VII.1.b. haben wir gesehen, daß mit dem Schritt von der Durchschnitts- zur Momentangeschwindigkeit zumindest ansatzweise das *Qualitative* Einzug in die Physik nahm. Man denke nur daran, daß formal die Durchschnittsgeschwindigkeit auf der Fahrt von Hamburg nach Sittensen und zurück gleich 0 war! Mit der Einführung des Vektors wird ein weiterer Weg beschritten, um das zu beschreiben, was *wirklich* geschieht.

Im obigen zweidimensionalen Beispiel ist das Resultat der Vektor  $\vec{c}$ , der von Hamburg nach Stade zeigt. Orgonometrisch ist der Vektor  $\vec{c}$  das Fusionsprodukt der beiden Vektoren  $\vec{a}$  und  $\vec{b}$ , da es die beiden Wege zusammenfaßt. Bedeutsam ist, daß sich ausnahmslos die Bewegung aller Objekte in dieser Welt auf diese Weise beschreiben läßt! Es läßt sich in jedem gegebenen Augenblick ein Vektor zeichnen, der jede beliebige Bewegung „funktionell zusammenfaßt“.

Wir haben also ein Beispiel für Überlagerung vor uns:<sup>55</sup>

<sup>54</sup> Es ist nicht üblich, in gedruckten Texten, den Vektorgrößen mit einem Pfeil zu kennzeichnen, vielmehr benutzt man Fettdruck. Wegen der Eindeutigkeit, die stets die einzige Leitlinie wissenschaftlicher Texte sein sollte, ignoriere ich diese Konvention. Sie wurde eh nur wegen drucktechnischer Notwendigkeiten eingeführt!

<sup>55</sup> Ich bin mir bewußt, daß man beliebig viele Vektoren addieren kann und es Vektoren in einer beliebigen Anzahl von Dimensionen gibt, aber hier geht es um das einfachste Beispiel, das das Wesen der Vektoranalysis aufzeigt. Außerdem zeigen gerade die Vektoren, daß der dreidimensionale Raum von allen theoretisch möglichen Räumen mathematisch hervorsteicht, wie gleich gezeigt wird.



Gl. 148

Das ist nicht nur eine komplette Gedankgleichung, sondern tatsächlich eine komplette Funktionsgleichung (Überlagerung). Weisen aber nicht die beiden Vektoren  $\vec{a}$  und  $\vec{b}$  in *divergierende* Richtungen und welche „Strömungen“ sollen sich hier überlagern? Wie in Kapitel VI dargelegt, ist Mechanik mit Nicht-Lokalität verbunden, so daß nicht unbedingt etwas „strömen“ muß.

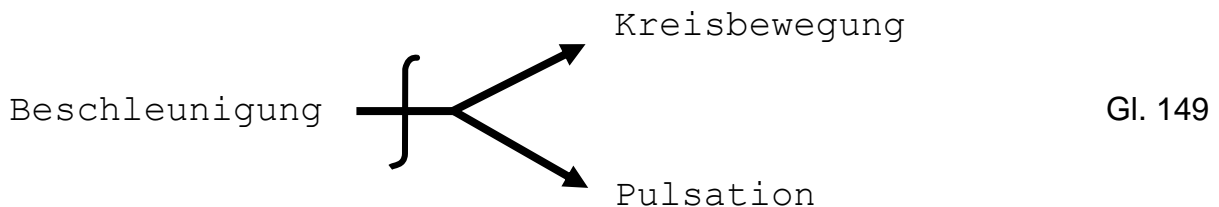
Die Ableitung des Ortsvektors nach der Zeit  $t$  ergibt den Geschwindigkeitsvektor  $\vec{v}$  und dessen Ableitung nach  $t$  den Beschleunigungsvektor  $\vec{a}$ . Das besondere ist nun, daß es nicht nur zu einer Geschwindigkeitsänderung (Beschleunigung,  $a$ ) kommt, wenn sich die *Größe* der Geschwindigkeit verändert, sondern, da es sich ja um einen Vektor handelt, auch *deren Richtung*. Bei der Änderung der Geschwindigkeit weisen die beiden Vektoren  $\vec{v}$  und  $\vec{a}$  in die gleiche Richtung. Man denke etwa an das Beispiel aus Abschnitt VI.1.b., wo jemand zeitweise mit 250 km/h über die Autobahn zwischen Hamburg und Bremen gebrettert ist, sich im Durchschnitt jedoch mit 100 km/h bewegt hat. Wenn es jedoch zu einer Änderung der Richtung kommt, ist der entsprechende Vektor  $\vec{a}$  auf das Zentrum des Kreises (bzw. Kreissegments) gerichtet, der in diesem Augenblick virtuell gezeichnet wird.

Man denke dabei an den gleichen Autofahrer auf dem Nürburgring. Selbst wenn er immer auf sein Tacho achtet und die ganze Strecke über stur 100 km/h fährt, wird das Auto doch beschleunigt. Die Richtung der Beschleunigung fällt mit dem Radius  $r$  des Nürburgringes (bzw. der jeweiligen Kurve des Nürburgringes!) zusammen und beträgt  $\vec{a} = -v^2/r \cdot \vec{e}_r$ . „ $\vec{e}_r$ “ steht für den Einheitsvektor. Wichtig ist hier aber nur das Minuszeichen, das aussagt, daß der Einheitsvektor auf den Ursprung des Radius  $r$  zeigt. Mit Hilfe von Trigonometrie und Analysis läßt sich die Gleichung einfach ableiten, was im übrigen ein schönes Beispiel dafür ist, daß die Mathematik in mancher Hinsicht organometrisch strukturiert ist: nur so kann die Schulphysik überhaupt funktionieren!

Doch wofür steht der auf das Kreiszentrum gerichtete Pfeil *funktionell*? Ich verweise auf Abb. 11, wo gezeigt wird, daß die organotische Kreiselwelle mit einer organotischen Pulsation einhergeht. Dies findet sich auch in der Orgasmusformel, d.h. in der Grundlage alles Lebendigen, die Jacob Meyerowitz mit einem organometrischen Ausdruck *sowohl pulsatil als auch kreisläufig* gefaßt hat: „Die alternierende Operation der tieferen Funktionen, mit ihrem Wechsel von Expansion und Konvulsion (Kontraktion, PN), bestimmt die zyklische Operation des Viertaktes der Lebensformel“ (Meyerowitz 1994, S. 243). Meyerowitz führt weiter aus, „daß alle zyklischen Prozesse, wie beim Herzschlag (lebendige Funktion) oder einer Planetenbahn (anorganische Funktion), von einer gleichartigen, unterliegenden

Operation von alternierenden gegensätzlichen Funktionen beherrscht wird“ (vgl. Reich 1957b, S. 109).

Aus abstrakterer Sicht ist Beschleunigung das CFP von Kreisbewegung und Pulsation:



Wie es bei der Pulsation eine ständige Geschwindigkeitsänderung gibt in der Bewegung weg vom Zentrum und dann wieder hin zum Zentrum, besteht auch die Kreisbewegung aus ständiger Beschleunigung aufgrund der ununterbrochenen Richtungsänderung in der Bewegung um ein virtuelles Zentrum herum (vgl. Reich 1957b, S. 39, 129-131).

Gehen wir nun in den dreidimensionalen Raum, begegnet uns eine nicht minder kontraintuitive Überraschung: das Produkt zweier Vektoren auf der Ebene verweist entweder nach oben aus der Ebene heraus oder nach unten in die Ebene hinein. Das schreibt sich beispielsweise  $\vec{r} \times \vec{v} = \vec{z}$ . Was soll sich ein „normaler Mensch“ darunter vorstellen? Man stelle sich vor, die Strecke  $r$  wäre der Abstand zwischen Bremen und Hamburg und da wir Bremen in diesem Abstand mit der Geschwindigkeit  $v$  umrunden, können wir  $r$  als Radius eines Kreises betrachten und entsprechend eine Richtung zuordnen, die von Bremen nach Hamburg weist: wir haben den Vektor  $r$  vor uns. Das „Kreuzprodukt“  $z$  gibt dann die Achse des Kreises an, die durch Bremen hindurchgeht. Das Kreuzprodukt wird uns im Zusammenhang mit der kosmischen Überlagerung nochmals begegnen.

## VII.2. Körper in Bewegung

### VII.2.a. Masse

Das Trägheitsgesetz besagt einfach, daß ein Objekt in seinem Bewegungszustand verharrt, wenn es keinen äußeren Kräften ausgesetzt ist. Ein Stein bleibt liegen oder bewegt sich mit konstanter Geschwindigkeit, solange keine äußeren Kräfte auf ihn wirken, *insbesondere keine Reibung*. In dieser Beziehung gibt es keinerlei Unterschied zwischen einem ruhenden ( $v = 0$ ) und einem sich gleichmäßig bewegenden Gegenstand ( $v = \text{const.}$ ). Daß das so sein muß, wird deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß es (zumindest potentiell) eine *unendliche* Anzahl von

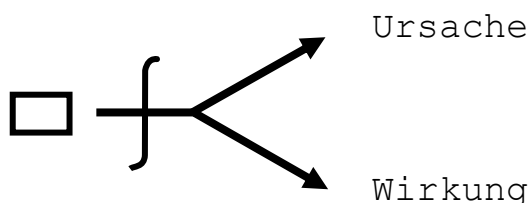
„inertialen Beobachtern“ gibt. Das bringt uns zurück zu Gl. 144. Für mich, der ich hier am Tisch sitze, ruht der Bleistift, der vor mir liegt ( $v = 0$  km/h). Für den Autofahrer, der von der Autobahn abgekommen mit 100 km/h durch mein Zimmer donnert, bewegt sich der Bleistift in entgegengesetzter Richtung an ihm vorbei ( $v = -100$  km/h).

Das mag nicht sonderlich weltbewegend klingen, doch mit dem Trägheitsgesetz kommt die Relativitätstheorie ins Spiel: in einem geschlossenen Raum ist kein mechanisches Experiment in der Lage festzustellen, ob der Raum ruht oder sich gleichmäßig bewegt. Das ändert sich drastisch, wenn der Raum beschleunigt wird.

Die besagten Kräfte ( $F$ ) kommen ins Spiel, wenn man nicht mehr nur eine gleichmäßige Geschwindigkeit, sondern die Änderung der Geschwindigkeit betrachtet. Siehe Gl. 149, die mit dem zweiten Newtonschen Gesetz verbunden ist:  $F = m \cdot a$ . Die Masse  $m$  eines Objekts ist demnach gleichbedeutend mit dem Widerwillen des Objekts, beschleunigt ( $a$ ) zu werden. Ich kann den Bleistift mit dem kleinen Finger wegschnippen, aber den ganzen Schreibtisch mit seiner so viel größeren Masse aus seiner konstanten Geschwindigkeit ( $v = 0$ ) zu reißen, d.h. ihn zu beschleunigen, bedarf der Kraft meines ganzen Körpers, selbst wenn der Schreibtisch reibungsfrei auf einem Luftkissen schwebte.

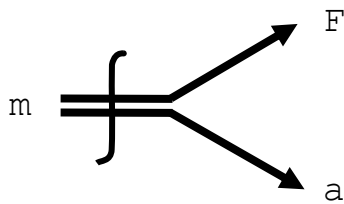
Hier sind wir beim Kern der Schulphysik angelangt: Dinge müssen durch eine Kraft in die Beschleunigung  $a$  *gezwungen* werden, während die konstante Geschwindigkeit ( $a = 0$ ) kräftefrei ist.

Mit anderen Worten kommt es, wenn Kräfte mitspielen, (scheinbar) zur mechanomystischen Abfolge von Ursache und Wirkung, gegen die Reich seinen Funktionalismus stellte, der zwischen Ursache und Wirkung einen dritten, unbekanntem Faktor gesetzt hat:



Gl. 150

In der Formulierung  $F = m \cdot a$  steht „ $F$ “ (Kraft) für die Ursache und „ $a$ “ (Beschleunigung) für die Wirkung. Entsprechend lässt sich die daraus abgeleitete Gleichung  $m = F/a$  wie folgt organometrisch darstellen:



Gl. 151

Die Masse  $m$  steht an dieser Stelle für die Orgonenergie in der Materie. Siehe dazu Gl. 96. Außerdem sei daran erinnert, was ich in Kapitel VI.2.a. über die Bedeutung des im Einzelfall vollkommen immateriellen („massefreien“) Schwerpunkts von Körpern geschrieben habe.

Daß wir es hier tatsächlich mit der Orgonenergie zu tun haben, wird am dritten Newtonschen Gesetz, dem Wechselwirkungsprinzip, deutlich, demzufolge Kräfte stets paarweise auftreten. Siehe dazu Gl. 138. Ziehe ich etwa an einer Feder, wird mich die Feder mit der gleichen Kraft, nur mit der entgegengesetzten Vektorrichtung anziehen. Auf den ersten Blick sieht das so aus, als würde stets die eine Kraft ( $F$ ) von der anderen Kraft ( $-F$ ) genau aufgehoben und alles auf ein Universum hinauslaufen, in dem sich alle Kräfte gegenseitig aufheben ( $F = 0$ ). Jedoch sorgen die unterschiedlichen Massen dafür, daß die Natur asymmetrisch bleibt.<sup>56</sup>

Beispielsweise kann es mir ziemlich gleichgültig sein, daß der obenerwähnte Bleistift, den ich mit der Kraft  $F$  so wegschneide, daß er durchs ganze Zimmer fliegt, mit der gleichen Kraft  $-F$  auf mich zurückwirkt, denn wegen meiner so viel größeren Masse  $m$  ist die Beschleunigung  $a$ , der ich ausgesetzt bin ( $a = F/m$ ) verschwindend klein. Oder der mit anderen Worten:  *$m$  ist in der Tat der „gestaltende“ dritte Faktor, der zwischen  $F$  („Ursache“) und  $a$  („Wirkung“) steht, wie in Gl. 151 dargestellt, und damit eine Entsprechung der Orgonenergie.*

## VII.2.b. Jenseits der Masse

Betrachten wir nun einen Zirkusartisten, der mit seinem Fahrrad ein waghalsiges Looping macht:

<sup>56</sup> Von der Reibung wollen wir hier absehen. Sie hat eine ähnlich strukturierende Funktion wie die Masse. Siehe dazu meine Erläuterungen zur Erstrahlung in **Erstrahlung, Überlagerung und Relativität** ([www.orgonomie.net/hdorelativ.htm](http://www.orgonomie.net/hdorelativ.htm)).



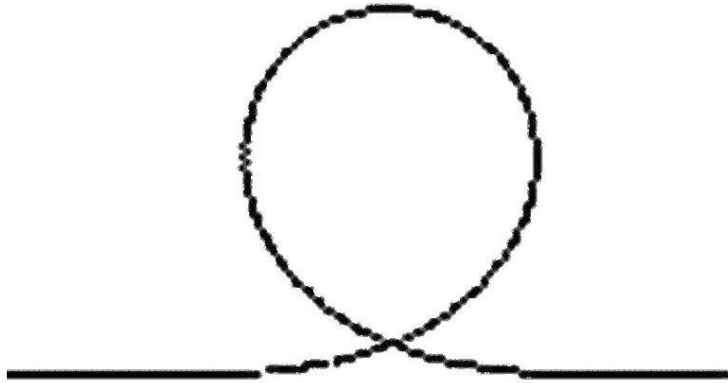


Abb. 38

Warum fällt der Radfahrer, solange er eine gewisse Geschwindigkeit einhält, nicht vom höchsten Punkt herab? Wirklich alle Kräfte ( $F = m \cdot a$ ) weisen dort nämlich nach unten, d.h. sowohl die Gewichtskraft, die zu diesem Zeitpunkt auf den Mittelpunkt des Kreises weist, als auch die „Normalkraft“, d.h. die Kraft, mit der der Untergrund gegen das Fahrrad drückt! *Das Rad fällt tatsächlich nach unten*, genauso wie der sprichwörtliche Apfel nach unten fallen würde, die Sache ist nur, daß sich der Radfahrer so schnell vorwärtsbewegt, daß dieser Fall vom Kreis sozusagen aufgefangen wird.

Wir haben es mit Vektoren zu tun: der Radfahrer folgt nicht dem Vektor, der senkrecht Richtung Erde weist ( $v/t$ ), weil diesem der Vektor hinzuaddiert werden muß, der horizontal gerichtet ist ( $v$ ). Der Radfahrer bleibt an der Bahn haften, solange der sich jeweils in jedem infinitesimal kleinen Zeitabschnitt bildende resultierende Vektor zumindest der Krümmung der Loopingkurve entspricht.

Formal ist das die gleiche Situation, wie bei Projektilen, die, waagegerecht von einem hohen Turm abgefeuert, in immer weiterer Entfernung auf den Boden fallen, bis schließlich ein Projektil mit einer Geschwindigkeit der Kanone entweicht, die es zum Satelliten macht, d.h. es wird aufgrund der Vektoraddition in alle Ewigkeit auf den Boden fallen. Es bewegt sich derartig schnell, daß sich die Erde bereits weiter fortbewegt hat und nicht mehr da ist, wenn das Projektil den Boden erreichen würde. Verständlich wird dieses aller Intuition widerstrebende und unlogisch wirkende Bild, wenn wir den Mond als ein derartiges „Projektil“ betrachten. Er fällt ständig durch den Mittelpunkt der Erde, nur daß die Erde selbst schon längst vorbeigestrichen ist.

Was wir hier vor uns haben, ist nichts anderes als die *kosmische Überlagerung*, die in den drei Newtonschen Gesetzen dergestalt sozusagen schlummert. Reich schreibt dazu:

Die Skizze (Abb. 39) führt die tatsächliche Wechselbeziehung vor. Erde und Mond bewegen sich rotierend im Raum vorwärts,

und ihre offenen (nicht geschlossenen) Bahnen nähern sich gegenseitig an und laufen wieder auseinander. Es sind also nicht die schweren Massen, sondern die BEWEGUNGSBAHNEN der schweren Massen, die zusammentreffen. Der Mond „dreht sich nicht um die Erde“, denn beide bewegen sich auf einer offenen, spiralförmig gekrümmten Linie. Außerdem erreicht der Mond den Erdmittelpunkt nicht. Er trifft allerdings tatsächlich auf einen Punkt im Raum, an dem sich der Erdmittelpunkt einmal befand oder früher oder später befinden wird. Der kosmische Orgonenergiestrom, der Erde wie Mond mit sich trägt – in dieselbe Richtung, auf derselben Ebene und in perfekt aufeinander abgestimmtem Temporhythmus –, ist in Wahrheit verantwortlich für den mit der Schwerkraft begründeten freien Fall. Erst indem wir auf das gemeinsame Funktionsprinzip von Erde und Mond, den Orgonenergiestrom, Bezug nehmen, gewinnen ansonsten widersprüchliche Aussagen zur Gravitation von Himmelskörpern Gültigkeit. (Reich 1951a, S. 119f)

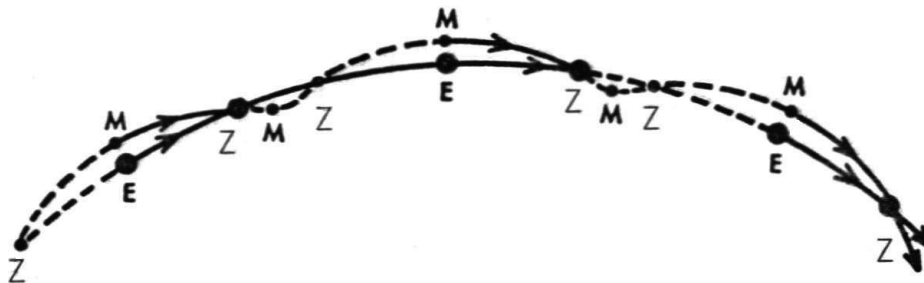


Abb. 39

"Der Mond (M) 'fällt' zum Zentrum (Z) der Erde (E)."

## VII.2.c. Himmelsmechanik

Die drei Gesetze Keplers, die die Himmelsmechanik beschreiben, verweisen auf das im vorigen Abschnitt beschriebene Funktionieren jenseits der Masse.

Das zweite Keplersche Gesetz besagt, daß in gleichen Zeitabschnitten der Radius des Planeten die gleiche Fläche überstreicht. Das ist natürlich nichts anderes als

Ausdruck des Energieerhaltungssatzes, den wir bereits in VI.1.c. beschrieben haben („die Flächen bleiben konstant“).

Das dritte Gesetz verweist darauf, daß diese kosmische Energie masselos ist. Es besagt, daß eine bestimmte Konstante C für alle Planeten gleich ist:  $a^3/T^2 = C$ .<sup>57</sup> „a“ steht hier für die mittlere Entfernung von der Sonne und „T“ für die Umlaufzeit des Planeten. An dieser Formulierung ist zweierlei bemerkenswert: 1. ist sie masseunabhängig (nirgends taucht hier die Masse m auf!) und 2. hat sie die gleiche Dimension wie die kosmische Orgonenergie. Siehe Gl. 97.

Das erste Keplersche Gesetz schließlich verweist darauf, daß dieser Energie die Kreiswellenbewegung inhärent ist. Die Planetenbahnen sind Ellipsen, hinter der sich die orgonotische Kreiswelle versteckt, die mathematisch eine verlängerte Zykloide darstellt, wie in Abb. 33 dargelegt. Verlängerte Zykloide werden mit einem Kreis erzeugt, der zwei Radien besitzt: einen längeren und einen kürzeren (a und b). Ganz ähnlich entstehen Ellipsen, wie beispielsweise die Planetenbahnen, die Kepler untersucht hat. Ein Band wird nicht nur um einen zentralen Punkt geführt und so ein Kreis gezeichnet, sondern um zwei zentrale Punkte („Gärtnerkonstruktion“).<sup>58</sup>

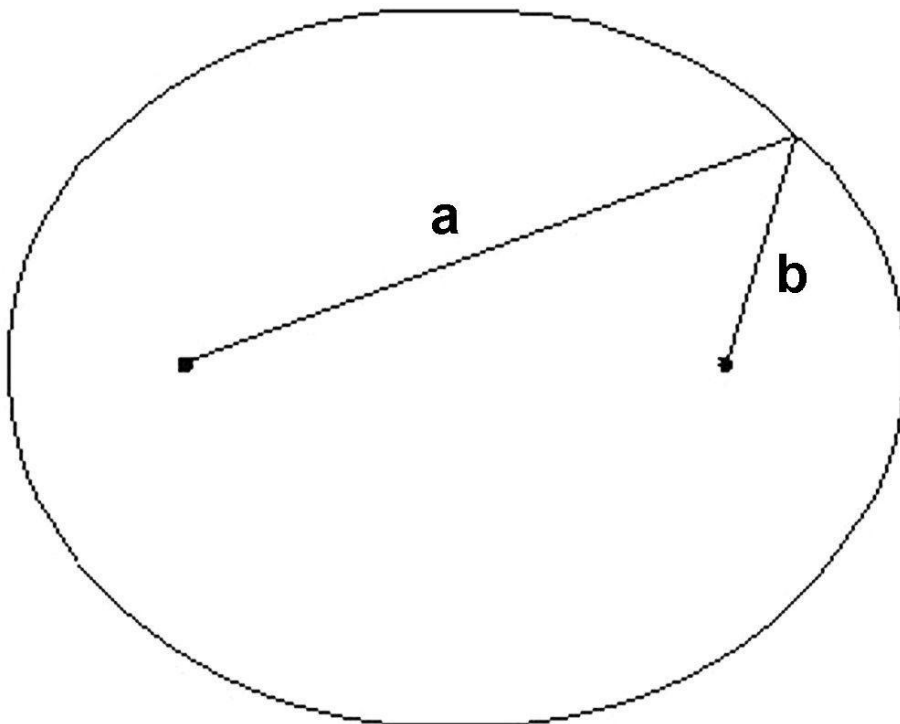


Abb. 40

<sup>57</sup> Leider hat Kepler die Konstante genau umgekehrt geschrieben („ $T^2/a^3 = C$ “). Erst Reich hat die wirkliche Bedeutung der Konstanten durchschaut und sie sozusagen vom Kopf auf die Füße gestellt (Reich 1957b, S. 133).

<sup>58</sup> An vier Punkten der Ellipse sind die beiden Radien gleich lang. Siehe dazu meine Ausführungen in Kapitel IV.

Newton schloß aus diesen Gesetzen auf das zugrundeliegende Kraftgesetz der Bewegung des Mondes mit der Masse  $m$  im Abstand  $r$  und mit der Geschwindigkeit  $v$  um die Erde mit der Masse  $M$  (wobei wir der Einfachheit halber von der Ellipse absehen und von einem perfekten Kreis ausgehen):  $f \cdot M \cdot m/r^2 = m \cdot v^2/r$  bzw. vereinfacht  $f \cdot M = v^2 \cdot r$ .

Damit sind wir wieder am Beispiel des vorherigen Abschnitts angekommen, denn mit dieser Gleichung läßt sich berechnen, wie schnell („ $v_1$ “) das erwähnte „Projektile“ sein muß, das wir von einem hohen Turm abschießen, damit es zu einem Satelliten der Erde wie der Mond wird. Oder mit anderen Worten: *die Gleichung sagt uns, wie schnell das Objekt sein muß, um die Erdgravitation zu überwinden und in den kosmischen Orgonenergie-Ozean mit seiner ihm inhärenten Kreiselwellenbewegung einzutauchen*. Damit das Projektile die Erde ganz verlassen kann, also kein Satellit wird, benötigt es gemäß  $2f \cdot M = v^2 \cdot r$  eine entsprechend höhere Geschwindigkeit („ $v_2$ “).

Der linke Teil dieser Gleichung ist die Ursache („ $f$ “ ist die universelle Gravitationskonstante, die beschreibt, wie groß die Gravitationskraft ist), der rechte Teil ist die beobachtete Wirkung entsprechend Gl. 150. Was ist das CFP? Es kann nicht die Masse sein, wie in der kompletten Gleichung Gl. 151, denn wir bewegen uns jenseits der Masse. Es ist die kosmische Orgonenergie, die uns im dritten Keplerschen Gesetz als die Konstante  $C = a^3/T^2$  begegnet ist und die Newton mit  $f \cdot M/4\pi^2$  gleichgesetzt hat. Alle Komponenten zusammen haben hier die Dimension der massefreien Energie  $L^3/t^2$  und wir erhalten die inkomplette Gleichung:

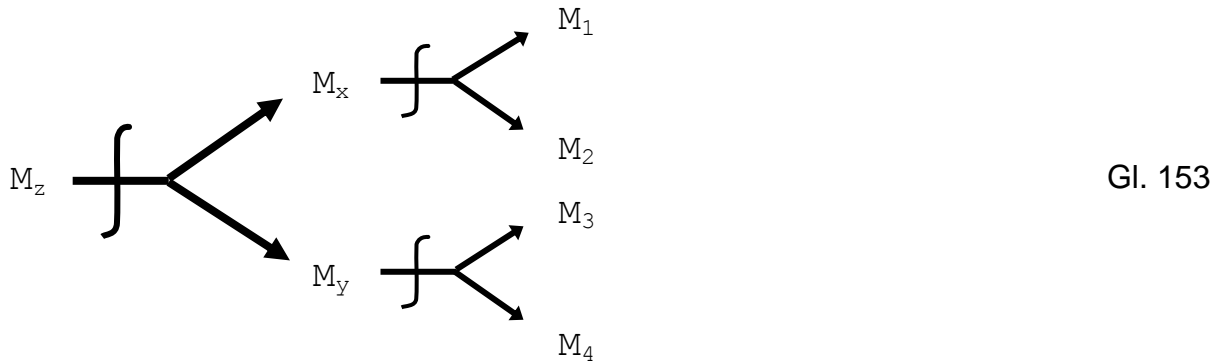
$$L^3/t^2 \left\{ \begin{array}{l} \nearrow f \cdot M \\ \searrow v^2 \cdot r \end{array} \right. \quad \text{Gl. 152}$$

Der Unterschied zwischen der ersten Fluchtgeschwindigkeit ( $v_1 = \sqrt{f \cdot M/r}$ ) und der zweiten Fluchtgeschwindigkeit ( $v_2 = \sqrt{2f \cdot M/r}$ ) hängt damit zusammen, daß bei der kosmischen Orgonenergie mit wachsender Geschwindigkeit die gradlinige Vorwärtsbewegung gegenüber der Kreisbewegung (die beide zusammen die Kreiselwellen-Bewegung ergeben) zunehmend überwiegt (vgl. Reich 1957b, S. 129f).

## VII.2.d. Die Kreiselwelle

Wir haben uns bereits in Kapitel VI.2.a. mit dem Massenmittelpunkt beschäftigt. All das oben gesagte, insbesondere aber das erste Newtonsche Gesetz, gilt auch für Mehrkörpersysteme, wenn man den Massenmittelpunkt  $M_z$  betrachtet. Nehmen wir

dazu vier beliebig im Raum verteilte Objekte  $M_1$ ,  $M_2$ ,  $M_3$  und  $M_4$ . Von  $M_1$  und  $M_2$  wird der Massenmittelpunkt  $M_x$  ermittelt, usw. Die folgende Gleichung zeigt das:



Letztendlich ist es das CFP  $M_z$ , das den Bewegungsgesetzen gehorcht, die Newton beschrieben hat. Und genauso sieht es aus, wenn man nicht „Massenpunkte“ wie  $M_1$ ,  $M_2$ ,  $M_3$  und  $M_4$  betrachtet, sondern einen massiven Körper, den man sich aus unzähligen Massenpunkten ( $M_n$ ) zusammengesetzt vorstellen kann. Aus Gl. 153 ist unmittelbar ablesbar, daß es sich um ein Problem der Symmetrie handelt. Eine Symmetrie, die wir auch bei einem denkbar unebenmäßig geformten Körper durch simple Rotation herstellen können, um so zum Massenmittelpunkt zu gelangen.

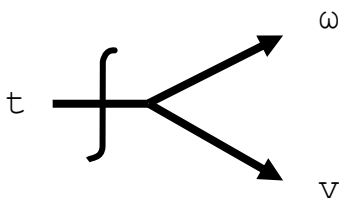
Man stelle sich vor, jemand steht auf einer massiven Plattform, die reibungslos über dem Boden schwebt. Wenn ich mich bewege, bewegt sich auch die Plattform, weil sich etwas ereignet, was sich gemäß dem ersten Newtonschen Gesetz nicht ereignen darf: unser gemeinsamer Massenmittelpunkt verschiebt sich. Um das auszugleichen, bewegt sich kompensatorisch die Plattform so im Raum, daß der Massenmittelpunkt in seiner alten Position bleibt. Wenn ich auf der Plattform tanze, wird sich um den unverrückbaren Massenmittelpunkt schließlich ein virtueller symmetrischer Kreis bilden.

Springe ich von der Plattform mit der Geschwindigkeit  $v$  ab, versetze ich ihr einen Impuls  $p = m \cdot v$  und sie, bzw. der Massenmittelpunkt, wird sich in alle Ewigkeit in entgegengesetzter Richtung von mir wegbewegen. Die Bewegung kann natürlich auch von außen kommen. Dazu können wir uns Gl. 153 als eine Art Billardspiel vorstellen: der Anstoß erfolgt bei  $M_z$  und pflanzt sich über  $M_x$  und  $M_y$  fort auf  $M_1$  und  $M_2$  sowie  $M_3$  und  $M_4$ . Dabei bleibt der Impuls  $p$  erhalten, so als würde sich eine Masse in zwei Hälften aufteilen und die sich wieder halbieren, so daß am Ende vier Viertel übrigblieben, sich aber an der Gesamtmasse  $m$  nichts ändert. Genauso ist die Größe  $p = m \cdot v$  eine Konstante. Das heißt, daß nicht nur der Massenmittelpunkt  $M$  erhalten bleibt (d.h. nicht beschleunigt wird), egal wie oft sich ein Objekt aufspaltet, sondern auch der Gesamtimpuls  $p$ .

Man nehme irgendeinen Gegenstand und werfe ihn durch die Luft. Er wird zwei Dinge gleichzeitig tun: er wird sich vorwärtsbewegen und dabei rotieren – d.h. er wird eine *Kreiselwelle* vollführen! Vorausgesetzt natürlich, daß man ihn nicht an seinem

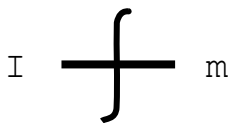
Massenmittelpunkt weggeschleudert hat, sondern irgendwo außerhalb des Massenmittelpunktes. Wenn man beispielsweise ein 20 cm langes Lineal bei „10 cm“ anfaßt und wegschleudert, wird sich das Lineal während der Vorwärtsbewegung nicht drehen, sehr wohl aber bei irgendeinem anderen „cm“. <sup>59</sup> Das naheliegendste Beispiel für die Kreiselwelle in unserem Alltag ist jedoch der Reifen, der über eine Straße rollt mit seiner Einheit von Drehung und Vorwärtsbewegung. Welcher Autofahrer denkt beim Fahren schon an die Kreiselwelle? Daran, daß die Strecke, die er zurückgelegt hat, sich aus lauter „ $2\pi \cdot r$ “ summiert!

Es ist informativ, wenn man die Größen der rotatorischen und der translatorischen Bewegung nebeneinanderstellt, da die „Rotationsgrößen“ ein besonderes Licht auf die *Funktion* der „Translationsgrößen“ werfen. Zunächst wäre die Geschwindigkeit  $v = L/t$  im Vergleich zur *funktionell* äquivalenten Winkelgeschwindigkeit  $\omega = \theta/t$  bei Rotationsbewegung zu nennen, wobei der Winkel „ $\theta$ “ dimensionslos ist. Hier zeigt sich, daß die Dimension Zeit  $t$  bei der Geschwindigkeit eine wichtigere Funktion hat als die Dimension Länge  $L$ :



Gl. 154

Ein ähnliches Ergebnis haben wir hinsichtlich der kinetischen Energie  $K^{60}$  bei Translationsbewegung  $K = m \cdot v^2$ , bei Rotationsbewegung entsprechend  $K_R = I \cdot \omega^2$ , wobei das Trägheitsmoment  $I = m \cdot r^2$  das Produkt der Masse und dem Quadrat der Entfernung  $r$  vom Rotationsmittelpunkt ist:



Gl. 155

Das verweist darauf, daß die Masse  $m$  und die Länge (hier vertreten durch den Radius  $r$ ) funktionell äquivalent sind, wie Reich dargelegt hat (Reich 1957b, S.136).

Entsprechend gilt für den Impuls  $p$ :

<sup>59</sup> Reich notierte dazu in seinem Tagebuch: „Mir schien die Einsteinsche Formel  $E = mc^2$  zu veranschaulichen durch den Vorgang bei der Kreiselwelle = Wurf eines ungleichen Hantels. o----O“ (Reich 1997, S. 257).

<sup>60</sup> Auf den Faktor  $\frac{1}{2}$  verzichten wir der Übersichtlichkeit halber.

$$L = I \cdot \omega \quad \text{---} \quad p = m \cdot v \quad \text{Gl. 156}$$

„L“ wird als „Drehimpuls“ bezeichnet.

Und schließlich haben wir die Kraft F:

$$M = F \cdot r \quad \text{---} \quad F = m \cdot a \quad \text{Gl. 157}$$

„M“ ist das Drehmoment und „r“ der Abstand von der Drehachse. Spätestens bei Gl. 157 ist die Äquivalenz zwischen den rotatorischen und translatorischen Größen ganz und gar nicht mehr offensichtlich. Immerhin läßt sich sagen, daß, je größer ich etwas beschleunige a ich mit einer desto kleineren Masse m die gleiche Kraft F ausüben kann. Karateschläge beruhen auf diesem Prinzip. Das gleiche läßt sich über das Drehmoment M sagen: je größer der Abstand r vom Drehpunkt ist, desto kleiner kann die Kraft sein, um doch das gleiche Drehmoment auszuüben. Wie dies mit der Kreiselwelle zusammenhängt, habe ich in Kapitel VI.1.b. im Zusammenhang mit den Hebelgesetzen ausgeführt.

## VII.2.e. Kosmische Überlagerung

Anhand von Gl. 157 wird augenfällig, welche Größe entscheidend ist, um translatorische in rotatorische Größen zu überführen: der Radius r. Das wird auch deutlich wenn wir den Drehimpuls L (vgl. Gl. 156) wie folgt schreiben:  $L = r \cdot p$ .

Der Drehimpuls hat zwei bemerkenswerte Eigenschaften. Erstens läßt sich mit Hilfe der Vektorrechnung zeigen, daß man wirklich jedem gleichmäßig und *gradlinig* bewegten Gegenstand einen Drehimpuls zuordnen kann. Was wieder erneut die Allgemeingültigkeit der Kreiselwelle erweist. Diese kontraintuitive Tatsache kann man sich vergegenwärtigen, indem man sich einen Diskuswerfer vorstellt. Er dreht sich wie ein tanzender Derwisch und läßt schließlich einen Stein fliegen, der sich anders als ein Diskus selbst nicht dreht. Trotzdem wird dieser Stein einen Drehimpuls L haben und gradlinig weiterfliegen nach  $L = r \cdot p \cdot \sin \theta$ . Jeder gradlinig sich fortbewegende Gegenstand könnte theoretisch auf solch einen „Diskuswerfer“ zurückgehen! Und zweitens:

Betrachten wir nochmals Gl. 156. Beim Impuls  $p = m \cdot v$  können wir nur die Geschwindigkeit v ändern, da die Masse eine Konstante ist, solange wir keine Partikel absprengen wie eine Rakete. Ganz anders sieht es beim Drehimpuls  $L = I \cdot \omega$  aus, bei dem das Drehmoment  $I = m \cdot r^2$  nach Belieben verändert werden kann. Man denke etwa an die Eiskunstläuferin, bei der sich die

Winkelgeschwindigkeit  $\omega$  überproportional verändert, wenn sie die Arme ausbreitet bzw. zusammenzieht und dadurch ihren Radius  $r$  ändert. Oder anders ausgedrückt: man mißt das Gewicht eines Körpers und hat ein für allemal seine Masse festgestellt, das Drehmoment hängt jedoch zusätzlich von der *Form* des Körpers ab (und natürlich von der Achse, um die er sich dreht).

Was wir bei einer Eistanzerin beobachten, liegt der Formation von Masse zugrunde, wie sie Reich in **Die kosmische Überlagerung** (Reich 1951a) beschrieben hat: zwei Orgonenergie-Ströme überlagern sich und bilden eine zum Mittelpunkt hin sich immer schneller windende Spirale.

Und schließlich kehren wir zu Abschnitt VII.2.b. zurück, denn die kosmische Überlagerung, die wir dort anhand der Kraft  $F = m \cdot a$  gezeigt haben, läßt sich auch mit ihrer rotatorischen Entsprechung Drehmoment  $M = F \cdot r$  aufzeigen. Nehmen wir dazu eine Stange, die wir an einem Ende frei schwebend an einem Faden aufhängen und an der wir am anderen Ende eine drehbare Scheibe befestigen. Wenn wir diesen hängenden Stab waagrecht halten, haben wir es mit zwei Vektoren zu tun, dem Vektor  $\vec{r}$ , die Länge der Stange, die die Scheibe auf ihrer Position hält, und die Gewichtskraft  $F$ , die bewirkt, daß die schwere Scheibe am Ende des Stabes zusammen mit dem Stab nach unten fällt, sollten wir loslassen. Beides zusammen ergibt das Drehmoment  $M = F \cdot r$ . Soweit so gut. Jedoch können wir mit dem in Abschnitt VII.1.d. eingeführten „Kreuzprodukt“ einen dritten Vektor bilden, da die fallende Scheibe von der Stange in eine Kreisbahn gezwungen wird. In diesem Fall ist es das Drehmoment  $\vec{M} = \vec{F} \times \vec{r}$ . Wobei  $\vec{M}$  bzw. der damit assoziierte Drehimpuls  $\vec{L}_r$  aus der Ebene senkrecht hinausweist in Übereinstimmung mit der Drehachse der fallenden Scheibe.

Nun versetzen wir die Scheibe am Ende der Stange in Rotation. Ihre Drehachse ist die Stange. Entsprechend weist der Drehimpuls  $\vec{L}_r$  der rotierenden Scheibe in die gleiche Richtung wie die Stange. Der Rest ist simple Vektoraddition: zu jedem denkbaren Zeitabschnitt, in dem der Stab „nach unten fallen will“, tritt zum Vektor  $\vec{L}_f$  der Vektor  $\vec{L}_r$  hinzu, was im Ergebnis dazu führt, daß der Stab mit der rotierenden Scheibe an seinem Ende statt der Gravitation zu folgen, schweben bleibt und dabei anfängt zu Kreisen („Präzession“). Das ist Überlagerung wie in Abb. 37 und Gl. 148.

Wenn man das weiterdenkt und mit der kosmischen Überlagerung verbindet, hat man hier eine Formel für „Antischwerkraft“ vor sich. Im übrigen kennen wir eine solche Antischwerkraft-Maschine aus unserem Alltag. Das Fahrrad ist nichts anderes als ein Kreisel, der die Schwerkraft überwindet, wenn er sich nur schnell genug dreht. Aber wer denkt beim Fahrradfahren schon an Abb. 37! (Die gleiche Funktion bestimmt den von Reich entwickelten Orgonomotor, wie wir im 3. Abschnitt sehen werden.)



## VII.3. Der Orgonenergie-Akkumulator

### VII.3.a. Die Kreiselwelle (Schwingungen und Wellen)

Ausnahmslos jedes mechanische System, das aus seinem stabilen Gleichgewicht gebracht wird, beginnt zu schwingen. Darauf beruhen alle Musikinstrumente. Genauso wie sich ein Gegenstand ohne Reibung ewig weiterbewegt (Erstes Newtonsches Gesetz), würde ohne Reibung alles in alle Ewigkeit weiterschwingen. Das ist wieder so eine Tatsache, die wir als selbstverständlich hinnehmen – wenn es uns denn überhaupt bewußt ist. Es ist ein weiterer Ausdruck der kosmischen Kreiselwelle, genauer gesagt der Kreisfunktion in der Kreiselwelle.

Das ganze läßt sich mit der Gleichung  $y(t,0) = A \sin \omega t$  beschreiben:  $y$  steht für die jeweilige Lage des schwingenden Punktes im Auf und Ab in Abhängigkeit von der verflissenen Zeit  $t$  am Punkt 0,  $A$  ist die Amplitude, d.h. wie weit die Auslenkung bei der Schwingung ist (bei einem Musikinstrument die Lautstärke),  $\omega = 2\pi \cdot f$  die Kreisfrequenz.  $\omega$  ist abhängig von den Materialeigenschaften („Federhärte  $k$ “) und der Masse („ $m$ “):  $\omega^2 = k/m$ . Oder in Worten: Welche Kraft muß ich pro Masseneinheit des Materials aufwenden, um es zu verformen? Wenn das mechanische System besonders rigide ist, „ $k$ “ entsprechend *groß*, ist die Schwingungsfrequenz hoch. Umgekehrt: je *kleiner* die Masse, desto höher die Schwingungsfrequenz.

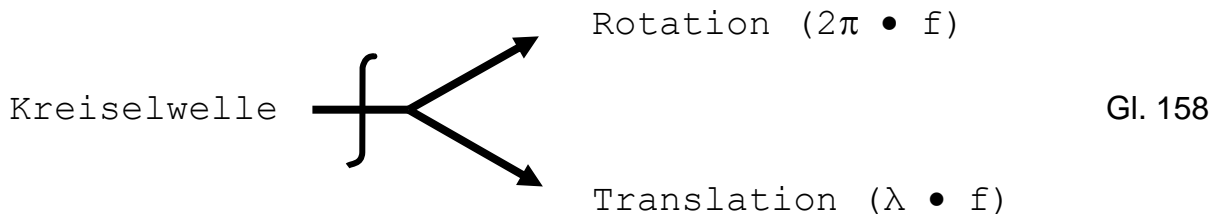
Ähnliches läßt sich über die Ausbreitung dieser Störung in einem Medium sagen, d.h. über Wellen:  $y(t,x) = A \sin \omega(t - x/v)$ . Wie schnell ( $v$ ) sich Wellen in festen Körpern ausbreiten<sup>61</sup> und sich damit die Energie im Raum bewegt, wird durch die Gleichung  $v = \lambda \cdot \omega/2\pi = \lambda \cdot f$  beschrieben, Ausbreitungsgeschwindigkeit der Störung (Wellengeschwindigkeit) gleich Wellenlänge mal Wellenfrequenz.

Die Wellengeschwindigkeit  $v$  hängt von zwei Faktoren ab: 1. wie gut die einzelnen Elemente des Mediums, in dem sich die Störung ausbreitet, miteinander verkoppelt sind und 2. wie Träge die einzelnen Elemente sind, also wie heftig sie sich gegen eine Ortsveränderung wehren. Hat man etwa eine lange Reihe massiver Bleiklötze, die mit lasch herabhängenden Gummibändern miteinander verbunden sind, wird sich die Störung am ersten Bleiklotz entsprechend langsam bzw. gar nicht auf die restlichen Bleiklötze fortpflanzen. Bei der optimalsten denkbaren Kopplung und null Trägheit (null Masse!) entsprechend schnell. Im vom organomischen Potential („Kopplung“) geprägten und masselosen, d.h. „trägheitslosen“ Orgonenergie-Medium ist das die Lichtgeschwindigkeit  $c$ . Daß es eine höchste Geschwindigkeit gibt, eben  $c$ , hängt demnach mit den einmaligen „Materialeigenschaften“ des Orgons zusammen.

Die translatorische Entsprechung zu  $\omega^2 = k/m$  ist  $v^2 = F/\mu$ , wobei  $F$  die „Kopplung“ ist und  $\mu = m/L$  (also Masse pro Längeneinheit) die „Trägheit“

<sup>61</sup> Hier soll es nur um Transversalwellen, also Wellen, die sich in Festkörpern ausbreiten, gehen.

beschreibt. Je größer die „Spannung“  $F$  und je kleiner die „Masse pro Längeneinheit“  $\mu$  desto schneller bewegen sich die Wellen vorwärts. Zusammen betrachtet haben wir hier die Kreiswelle vor uns: die Einheit von Kreisbewegung  $\omega$  (Schwingung) und gradliniger Bewegung  $v$  (Ausbreitung der Schwingung im Raum).



### VII.3.b. Wellen im Orgonenergie-Medium

Um eine bessere Vorstellung von der Konstante  $k$  (und damit auch von der Konstante  $F$ ) zu erhalten, betrachten wir ein besonderes schwingendes mechanisches System: das Pendel. Die Masse müssen wir hier durch das Drehmoment  $I$  ersetzen,  $k$  entspricht dann der Größe  $\kappa = m \cdot g \cdot L$ , wobei  $m$  für die Masse des Pendelkörpers steht,  $g$  für die Erdbeschleunigung und  $L$  für die Länge des Pendels. Das ergibt  $\omega^2 = \kappa/I$ . Bis auf das  $g$  werden alle Größen in  $\kappa$  durch das  $I = m \cdot L^2$  aufgehoben. Angesichts von  $\omega^2 = k/m$  tritt dann an die Stelle des  $k$  das  $g$  und an die Stelle des  $m$  die Länge  $L$ :  $\omega^2 = g/L$ . Es sei an Reichs bereits oben erwähnte zentrale Gleichung erinnert:



Wir wissen, daß das Pendel unabhängig von der Masse schwingt; die Schwingung nur von der Erdbeschleunigung  $g$  und seiner Länge  $L$  abhängig ist. Je größer die Erdbeschleunigung  $g$  und je kürzer die Länge des Pendels  $L$ , desto schneller pendelt es.

Aber was bedeutet das für die kosmische Orgonenergie? Hier bestimmt eine Größe, die für „Zusammenhalt“ steht (je größer  $g$ , desto schwerer kann man den Planeten verlassen!) auf proportionale und eine räumliche Größe  $L$  auf umgekehrt proportionale Weise die Mediumeigenschaften („Schwingungseigenschaften“) des Orgons. Wir sprechen vom orgonomischen Potential, das die Kraft und damit die Beschleunigung, die „Kohäsion“, erhöht, Entfernungen (Längen) schrumpfen läßt und damit für die Gravitation verantwortlich ist (vgl. Gl. 116):

$$L \text{ — } \int \text{ — } t$$

Gl. 160

Und wir sprechen vom mechanischen Potential (vgl. 114):

$$t \text{ — } \int \text{ — } L$$

Gl. 161

Wenn man die Saite einer Gitarre anspannt, wandelt sich Länge in Zeit (Gl. 160), entspannt man sie, Zeit in Länge (Gl. 161). Das ist unmittelbar evident, denn bei Entspannung wird der Ton immer tiefer bis der tiefst mögliche Ton erreicht ist und die Saite schlaf herabhängt, d.h. nur noch Struktur (L), „nur noch tote Materie“ ist.

Umgekehrt können wir die Saite beliebig anziehen (natürlich solange sie nicht reißt). An die Stelle von Struktur tritt zunehmend Energie („Vibration“). Das wird bei der Thermodynamik („die Oszillation der kleinsten Teilchen“) deutlich, wo es zwar einen tiefsten Punkt gibt, aber keinen höchsten Punkt. Theoretisch sind unendlich hohe Temperaturen möglich, bis wir bei der Energiedichte des hypothetischen „Urknalls“ angelangt sind: *reine Energie*.<sup>62</sup>

Den Gedankengang dieses Abschnittes kann man wie folgt organometrisch zusammenfassen:

$$\omega^2 = k/m \text{ — } \omega^2 = \kappa/I \text{ — } \omega^2 = g/L \text{ — } (L \text{ — } \int \text{ — } t) \text{ — } (t \text{ — } \int \text{ — } L) \quad \text{Gl. 162}$$

### VII.3.c. Von der Thermodynamik zum Orgonenergie-Akkumulator

Ursprünglich sprach man (Lavoisier, Ende des 18. Jahrhunderts) vom „kalorischen Fluß“, der von wärmeren Dingen, etwa einem Tauchsieder, zu kälteren Dingen, etwa Wasser, fließt. Dieses geheimnisvolle Fluidum, das formal verblüffende Ähnlichkeit zur Orgonenergie hat, wurde in Kalorien gemessen:  $Q = C \cdot m \cdot T$ , Wärme gleich Wärmekapazität des jeweiligen Stoffes mal Masse des Stoffes mal Temperatur.

Dem kalorischen Fluß stehen drei Möglichkeiten offen: Die Fortbewegung durch Wellen, ohne daß sich Materie von A nach B bewegt (*Wärmestrahlung*) und die *Konvektion*, bei der beispielsweise warme Luft aufsteigt und kalte Luft absinkt, weil

<sup>62</sup> Beim Übergang Gl. 160 wird Orgonenergie freigesetzt, beim Übergang Gl. 161 wird sie gebunden (Harman 2004).

die erstere weniger dicht und damit leichter ist als die letztere. Wenn es sich um einen festen Aggregatzustand handelt, sich die Moleküle also nicht frei bewegen können, kommt es stattdessen zur *Wärmeleitung*.

Schließlich mußte man einsehen (Joule, Anfang des 19. Jahrhunderts), daß hier kein geheimnisvolles Fluidum strömt, sondern ordinäre Mechanik vorliegt. Wenn ich zwei Gegenstände gegeneinander schlage, werden sie warm. Es ist, als wandele sich die kinetische Energie in „Wärmeenergie“ um. Ist der kalorische Fluß demnach vielleicht doch Orgonenergie?

Spätestens seit Ende des 19. Jahrhunderts erklärt man Hitze mit der Bewegung von Molekülen. Wenn zwei Autos mit gleicher Masse und gleicher Geschwindigkeit aufeinander knallen, verschwindet die sichtbare kinetische Energie und was bleibt, ist ein erhitzter Schrotthaufen. Das wird darauf zurückgeführt, daß sich die „gerichtete“ kinetische Energie vollständig in „ungerichtete“ unsichtbare Energie umgewandelt hat. Die Bewegungsenergie der beiden Autos ging in die Wärmeenergie des resultierenden Schrotthaufens über, wobei diese „Wärmeenergie“ nichts anderes ist als eine besondere Abart der kinetischen Energie: die ungerichtete Bewegung der Moleküle, aus denen die beiden Autos zusammengesetzt waren, bzw. aus denen sich der Schrotthaufen nun zusammensetzt. Was wir hier vor uns haben, ist die Umwandlung des translatorischen Anteils der Kreisbewegung in ihren stationären (rotatorischen) Anteil. Wärme ist nichts anderes als Schwingungsbewegung auf molekularer Ebene, die oben erwähnte Wärmeleitung also nichts anderes als die Weitergabe dieser Schwingung von einem Molekül zum anderen.

Das ganze ist eine Entsprechung der von Reich in **Die kosmische Überlagerung** (Reich 1951a) beschriebenen Überlagerung von Orgonenergie-Strömen. Durch Überlagerung gehen sie von einer translatorischen Bewegung in eine rotatorische über, aus der schließlich Materie resultiert.

Die Gleichung  $\frac{3}{2} k \cdot T = m \cdot v^2 / 2$  besagt, daß die Temperatur  $T$  nichts anderes ist als die kinetische Energie der Moleküle ( $m \cdot v^2 / 2$ ): Temperatur gleich (molekulare) Bewegung! Die 3 taucht in dieser Formulierung auf, weil wir es mit dem dreidimensionalen Raum zu tun haben und das „ $k$ “ ist die sogenannte Boltzmann-Konstante, die uns hier nicht weiter interessieren soll, außer daß sie dafür sorgt, daß auf beiden Seiten der Gleichung Dimensionen der Größe Energie stehen.

Betrachten wir die Sache bei  $T = 0 \text{ K}$ . Alles erstarrt, keinerlei Bewegung mehr. Das kann man sich damit vergegenwärtigen, daß jedes Molekül stabil in einer Kuhle (einem „Potential“) verharrt. Mit steigender Temperatur fängt es an immer heftiger zu schwingen, bis es schließlich aus dem „Potentialtopf“ hinaus schwingt, d.h. es zu einem „Phasenwechsel“ kommt.<sup>63</sup>

Aus diesem Grund macht der kalorische Fluß Sprünge, deren funktionelle Bedeutung gleich deutlich werden wird. Wenn ich etwa Eis erhitze, dann wächst das  $T$  des Eises

---

<sup>63</sup> Natürlich darf man das Bild nicht wörtlich nehmen, da sich die Teilchen wild in alle drei Richtungen des Raumes bewegen!



Das Zweite Thermodynamische Gesetz kommt schlichtweg dadurch zum Ausdruck, daß sich die Wärme  $Q$  nicht vollständig in die Arbeit  $W$  umsetzt, allein schon dadurch, daß ein Teil der Wärme unwiederbringlich in die Umwelt abstrahlt. Es ist genau wie bei einem schwingenden Pendel, wo sich theoretisch kinetische und potentielle Energie in alle Ewigkeit ineinander umwandeln. Tatsächlich tritt aber unvermeidbar Reibung auf, die sich als Wärme kundgibt: Energie, die dem System unwiederbringlich entzogen wird.

Es kommen immer wieder Schlauberger zu Wort, die das Zweite Thermodynamische Gesetz so formulieren, daß es niemand mehr versteht. Aber ursprünglich besagt es in Carnots Formulierung einfach nur, daß innerhalb eines Systems Wärmeenergie nicht von einem kälteren Bereich in einen wärmeren Bereich fließen kann, sondern nur umgekehrt. Wenn es doch passiert, wie beim Kühlschranks, bei dem Wärme vom kalten Inneren in die warme Küche fließt, dann ist eine *Maschine*, ein Kompressor, dazwischengeschaltet, der diesen an sich unerlaubten Vorgang mit systemfremder Energie von außen antreibt: es wird *Arbeit* geleistet.

Reich hatte den Anspruch, mit dem Orgonenergie-Akkumulator eine Vorrichtung gebaut zu haben, die dem von Carnot entdeckten Gesetz widerspricht: aus der kälteren Umgebung fließt Wärme in eine Art „Wärmeakkumulator“ hinein, ohne daß ein „Kompressor“ dazwischengeschaltet wäre, der die *Arbeit* leistet, damit Wärme von einem kälteren Reservoir (dem Labor) zu einem wärmeren Reservoir (dem Inneren des Akkumulators) fließt. Oder genereller ausgedrückt:  $-Q/T_L + Q/T_A < 0$ . Das kältere Labor ( $T_L$ ) verliert Wärme ( $-Q$ ), während der wärmere Akkumulator ( $T_A$ ) die gleiche Wärme hinzugewinnt ( $+Q$ ).

Da  $Q/T = S$  die Entropie ist und diese für das Universum nicht abnehmen darf, kann es keinen „natürlichen“ Vorgang geben, in dem  $S$  am Ende kleiner als 0 ist.  $S$  kann nur mittels eines durch *Arbeit* *erzwungenen* Vorgangs abnehmen, d.h. an anderer Stelle nimmt  $S$  entsprechend um so mehr zu.

Da Einstein bei seinem berühmten Gespräch mit Reich 1941 beim besten Willen keinen solchen „Arbeitsvorgang“ bei der physikalisch toten Materialanordnung „Orgonakkumulator“ entdecken konnte, sprach er von einer „Bombe für die Physik“. Schließlich meinte er doch eine entsprechende Maschine entdeckt zu haben: die Heizung seines Hauses, die für die Konvektionsströme sorgte, die die Arbeit verrichteten, um den Akkumulator nur scheinbar gegen das Zweite Thermodynamische Gesetz aufzuheizen. Reich konnte mit weiteren Experimenten diesen Einwand überzeugend entkräften (Reich 1953b).

Es blieb die Frage: Wie konnte der physikalisch „tote“ Akkumulator  $-Q/T_L + Q/T_A < 0$  leisten?

Reibt man zwei Glasstäbe an einem Stück Seide, stoßen die beiden Stäbe einander ab. Desgleichen zwei Hartgummistäbe, die an Fell gerieben wurden. Hingegen ziehen sich entsprechend präparierte Glasstäbe und Gummistäbe gegenseitig an. Willkürlich bezeichnet man seit Lichtenberg „glasartige“ Ladungen als „positive“ Ladungen, „harzartige“ als „negative“. Die (anziehende oder abstoßende) Kraft

zwischen ihnen berechnet man mit Coulombs Gesetz:  $F = q_1 q_2 / 4\pi \epsilon_0 \cdot 1/r^2$ .  $q_1$  und  $q_2$  sind die beiden sich anziehenden oder abstoßenden Ladungen,  $r$  ihr Abstand und  $\epsilon_0$  eine Konstante, die die Stärke des elektrostatischen Feldes angibt, das für diese Kraft verantwortlich ist. ( $4\pi$  taucht nur deshalb auf, weil  $\epsilon_0$  ursprünglich entsprechend definiert wurde. Siehe dazu Kapitel IV.2.e.)

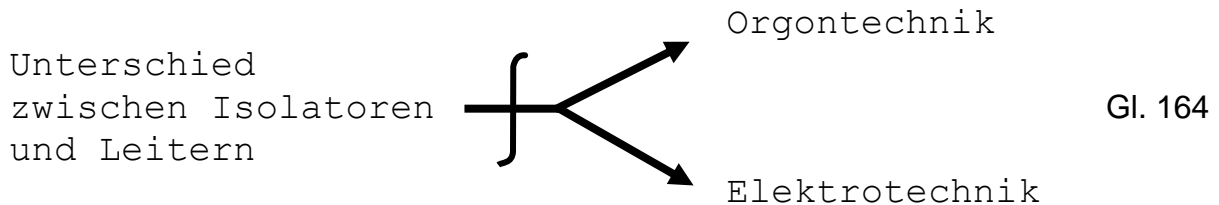
Interessant wird das ganze bei der „Polarisation“. Man streiche sich einen „harzartigen“ Kamm durch das Haar. Hält man den dadurch elektrostatisch negativ aufgeladen Kamm gegen ein Stück Papier, wird das elektrisch neutrale Papier an ihm festkleben. Das erklärt sich damit, daß die elektrisch positiven Ladungen im „polarisierbaren“ Papier vom Kamm angezogen werden, die elektrisch negativen abgestoßen. Dort wo sich Kamm und Papier begegnen, haben wir also einen „harzartigen“ und einen „glasartigen“ Bereich, die sich gegenseitig anziehen.

Entscheidend ist nun das nächste Experiment: Man hält den aufgeladenen Kamm an eine kleine metallische Hohlkugel, die an einem Faden hängt. Zunächst wird die Hohlkugel zum Kamm hingezogen, berührt ihn, stößt sich aber danach sofort wieder von ihm ab. Das liegt daran, daß die Ladungen, im Gegensatz zum Papier, im Metall frei beweglich sind. Wenn sich der Kamm der Metallkugel annähert, zieht er alle positiven Ladungen in seine Richtung und damit auch die Metallkugel. Kommt es aber daraufhin zur Berührung zwischen Kamm und Metallkugel, fließen negative Ladungen vom Kamm auf die Metallkugel über, die nun in ihrer Gesamtheit nicht mehr elektrisch neutral ist, sondern ebenfalls elektrisch negativ aufgeladen ist. Entsprechend stoßen sich Kamm und Metallkugel fürderhin permanent ab.

Wir haben also nicht nur zwei aus elektrostatischer Sicht wichtige Materialien, sondern derer vier: glasartige, harzartige, neutrale (darunter „polarisierbare“) und metallene. Die ersteren sind Isolatoren, während Metall ein Leiter ist. Isolatoren ziehen sich an oder stoßen sich ab, je nach ihrer Ladung. Mit Leitern kommt jedoch Dynamik ins Spiel: *ein Leiter zieht zunächst einen elektrisch geladenen Isolator an und stößt ihn dann sofort wieder ab.*

In einem (elektrisch neutralen) Isolator heben sich für jedes einzelne Atom die negativen Elektronen in der Atomhülle und die positiven Protonen im Atomkern gegenseitig auf. Anders ist das in einem Metall: hier heben sich die Ladungen zwar ebenfalls auf, aber nur in ihrer Gesamtheit, d.h. die äußeren Elektronen der Atome sind sozusagen Gemeingut der Protonen und können sich deshalb frei im Gitter der Moleküle bewegen. Sie sind nicht einzelnen Atomkernen zugeteilt. Das ganze erinnert an den bisher immer wieder aufgetauchten Grundgegensatz zwischen Soma (die lokalisierten einzelnen Organe) und Psyche (das einheitliche Funktionieren des Organismus). Siehe dazu unsere alles durchziehende „Grundgleichung“ Gl. 20. Die Parallele geht sehr weit. Sie liegt dem Unterschied zwischen Elektrostatik und Elektrodynamik zugrunde.

Diese Beobachtungen sind sowohl Grundlage der gesamten Physik jenseits der Dampfmaschine als auch Grundlage der Orgonphysik.<sup>64</sup>



Reich schrieb dazu:

Orgon durchdringt den gesamten Raum einschließlich aller festen Materie. Es durchdringt eine Betonwand ebenso wie eine Stahlwand. Der Unterschied liegt im Tempo der Durchdringung. Beton nimmt die Orgonenergie langsam auf und gibt sie langsam wieder ab; Stahl zieht Orgonenergie stark und schnell an, aber er reflektiert sie auch sofort, da Metall anscheinend unfähig ist, Orgonenergie zu halten. Diese Tatsache mag einige Bedeutung bei der Funktion schnellen Energieflusses durch Metalldrähte haben. (Reich 1949a, S. 156)

Organisches Material zieht Orgon an, während das metallische Material das Orgon anzieht und sofort wieder abstößt. Die entsprechende Materialanordnung beim Orgonenergie-Akkumulator konstituiert den „Kompressor“, der dafür sorgt, daß es im Akkumulator wärmer ist als in der Umgebung.

Die Frage ist natürlich, ob es irgendeinen Hinweis darauf gibt, daß das Zusammenspiel von Isolatoren und Leitern, das im Orgonenergie-Akkumulator für den „verbotenen“ Wärmefluß von einem kalten in ein warmes Reservoir sorgt, auch in der Elektrotechnik für außergewöhnliche Phänomene verantwortlich ist.

## VII.3.e. Elektrotechnik

Bevor wir auf die Frage vom Ende des letzten Abschnitts eingehen, wollen wir uns zunächst die Orgonometrie der bisherigen Überlegungen anschauen:

Ist  $I$  die Stromstärke und  $V$  die angelegte Spannung, haben wir den Widerstand  $R = V/I$ . Er hängt von der Länge des Metalldrahtes, durch den der Strom fließt,

<sup>64</sup> Reichs Ausführungen zur Elektrostatik sind für jeden Physiker eine einzige Zumutung. Reich betrachtete elektrostatische Ladungen ähnlich, wie es 50 Jahre zuvor Tesla getan hatte: „daß die sogenannte statische Ladung des Moleküls Äther ist, der ... mit dem Molekül verbunden ist“ (z.n. Hellmann 2004, S. 33).



seinem Durchmesser und seiner materialspezifischen Leitfähigkeit ab. Interessant ist der Vergleich der organometrischen Dimensionen von  $V$  ( $L/t$ ) und  $R$  ( $t/L$ ) (vgl. Kapitel IV.2.h.):

$$L/t \longleftrightarrow t/L \quad \text{Gl. 165}$$

Dabei ist an eine Überlegung des Biophysikers Adolph Smith zu denken, der die Frage aufwarf, ob „elektrischer Strom“ nicht einfach Orgon sei, das durch Drähte fließt (Haldane 2014, S. 43). Dann könnte man bei Gl. 165 wirklich an Orgonenergie denken, die durch den Organismus fließt (die übergreifende „psychische Funktion“) und durch die Gewebe einen unterschiedlichen Widerstand erfährt (die lokale „somatische Funktion“). Ein weiteres Beispiel für die Lebensenergie (Orgon) in der Schulphysik.

Das Wechselspiel zwischen diesen beiden antagonistischen Funktionen ist die Grundlage der gesamten Elektrotechnik. Das einfachste Beispiel für, wenn man so will, „Elektronik“ ist die Glühbirne: der Faden widersetzt sich dem Stromfluß und fängt an zu glühen.

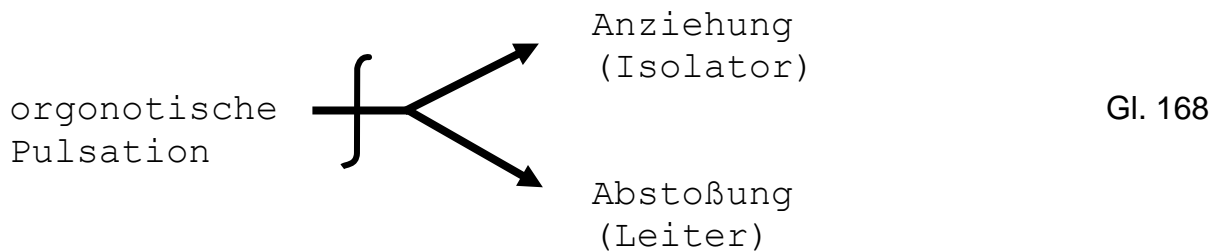
Die rechte Funktion von Gl. 165 steht für den (idealen) Isolator, die linke Funktion für den (idealen) Leiter. Es ist offensichtlich, daß das durch die Funktionsgleichung implizierte CFP etwas mit organotischer Pulsation zu tun haben muß: Bewegung in die eine Richtung (Expansion)  $\rightarrow$  Widerstand gegen diese Bewegung  $\rightarrow$  Bewegung in die andere Richtung (Kontraktion)  $\rightarrow$  Widerstand gegen diese Bewegung, etc.

Der Isolator verkörpert den Widerstand gegen Bewegung („ $t/L$ “), der Leiter die Bewegung selbst („ $L/t$ “). Pulsation kann nur auftreten, wenn beide Elemente vereinigt sind. Bei gleichnamig geladenen Isolatoren kommt es nur zur Anziehung, bei ungleichnamig geladenen Isolatoren nur zur Abstoßung:

$$\text{harzartig} \longrightarrow \int \longleftarrow \text{glasartig} \quad \text{Gl. 166}$$

$$\text{harzartig} \longleftrightarrow \int \text{harzartig} \quad \text{Gl. 167}$$

Erst wenn zusätzlich metallische Leiter ins Spiel kommen, ist Pulsation und damit Dynamik wieder möglich:



Die in den Gleichungen Gl. 166, Gl. 167 und Gl. 168 beschriebene orgonotische Pulsation kann man unmittelbar beobachten, wenn man zunächst eine Hohlkugel aus Plastik und danach eine aus Metall freischwiegend zwischen zwei gegensätzlich aufgeladene Metalplatten hängt. Beide Male wird erst dann etwas passieren, wenn wir die Kugel elektrostatisch aufladen und ein klein wenig aus dem Gleichgewicht bringen. Je nach Ladung wird die Plastikkugel von der einen der beiden Platten angezogen und dort haftenbleiben. Ganz anders bei der Metallkugel: sie wird (angenommen man hat sie mit positiver Ladung bestrichen) zuerst zur negativen Platte schwingen, dort positive Ladung abgeben und dafür negative Ladung aufnehmen und entsprechend abgestoßen werden, um von der positiven Platte angezogen zu werden, von der sie gleich darauf ebenfalls abgestoßen wird, weil sie hier nun positive Ladungen aufnimmt – und immer so weiter hin und her.

Wenn man Ladungen auf einen Leiter überträgt, stoßen sich die Ladungen gegenseitig ab, d.h. sammeln sich entsprechend an der Oberfläche des Leiters, so daß sie sich nach innen hin gegenseitig aufheben. Hohlräume im Leiter besitzen deshalb kein elektrisches Feld. Das ist das Prinzip des Faradayschen Käfigs. Solche Leiter kann man solange aufladen, bis sich derartig viele „voreinander fliehende“ Ladungen (siehe Gl. 167) in der äußersten Schicht angesammelt haben, daß ein Blitz überschlägt. Wieder ist die Nähe zum Prinzip des Orgonenergie-Akkumulators evident (langsame Ladung, schnelle Entladung).

Während für die Gravitation Newtons Gleichung  $F = m \cdot g$  gilt, die die Erdbeschleunigung  $g$  in unmittelbarer Nähe der Erde beschreibt, haben wir in der Elektrik den Ausdruck:  $F = q \cdot E$ . Das elektrische Feld  $E$  übt auf die Ladung  $q$  eine Kraft  $F$  aus. Dies wird etwa sichtbar, wenn wir einen Leiter ins elektrische Feld eintauchen. Die freien Elektronen werden zum positiven Pol des Feldes hingezogen und hinterlassen am anderen Ende des Leiters gegenüber dem negativen Pol des Feldes entsprechend einen positiv geladenen Bereich („Influenz“). Die beiden Felder (das von außen angelegte Feld und das dadurch im Inneren des Leiters induzierte Feld) heben sich genau auf. Deshalb ist, wie bereits erwähnt, in einem Leiter die elektrische Feldstärke  $E$  stets gleich Null.

Ein Plattenkondensator besteht aus zwei Leiterplatten, die durch einen Isolator voneinander getrennt sind. Dieser Isolator kann auch das Vakuum sein. Die Feldstärke  $E$  zwischen den beiden Platten wird durch die Gleichung  $E = V/d$  beschrieben, wobei  $V$  die Spannung ist und  $d$  die Distanz zwischen den beiden Platten. Führen wir zwei aneinander backende Leiterplatten senkrecht ins Feld ein und trennen wir die beiden Platten, die jeweils die Fläche  $A$  haben. In ihnen kommt

es durch Influenz zur Ladungstrennung, die so hervorgerufene meßbare Ladung  $q$  entspricht der Feldstärke:  $D = q/A = \epsilon_0 \epsilon_r \cdot E$ .  $D$  ist die „dielektrische Verschiebung“,  $\epsilon_0$  die universelle elektrische Feldkonstante und  $\epsilon_r$  die Permittivitätszahl, die die Durchlässigkeit des jeweiligen Isolators für elektrische Felder beschreibt. Die Kapazität  $C$ , d.h. die „Speicherfähigkeit“ eines Plattenkondensators ist entsprechend:  $C = \epsilon_0 \epsilon_r \cdot A/d$ . Im Vakuum ist  $\epsilon_0 = 1$ , ein Wert, der sich durch entsprechende Isolatoren durch Multiplikation mit  $\epsilon_r$  praktisch beliebig vergrößern läßt. Die Nähe zur Funktionsweise des Orgonenergie-Akkumulators ist evident. Je größer die Kapazität  $C$  desto größer das mögliche elektrische Feld.

Ein Kondensator dient dazu, Ladung  $q$  und damit potentielle Energie  $U$  zu speichern:  $U = V \cdot q$  ( $V$  steht für das elektrische Potential, die Spannung). Von den organometrischen Dimensionen her entspricht dies Reichs Gleichung für die kosmische Energie:

$$\xi = W \cdot p \quad \text{=} \quad U = V \cdot q \quad \text{Gl. 169}$$

Siehe dazu Gl. 35 und Gl. 36.

Von der Elektrostatik zur Elektrodynamik kommen wir, wenn wir die beiden Kondensatorplatten mit einem Draht verbinden. Wir haben es sozusagen mit einem „permanenten Kurzschluß“ zu tun. Reguliert man den mit „Widerständen“ und weiteren Kondensatoren, hat man Elektronik vor sich. Der Draht macht das kontinuierlich, was oben das zwischen den Kondensatorplatten hin und her schwingende Pendel geleistet hat. Mit dem entscheidenden Unterschied, daß das Pendel die Kreiswelle aus Gl. 169 sichtbar machte!

Damit das ganze dauerhaft funktioniert, muß der Kondensator natürlich stets von neuem aufgeladen werden. Hier kommt wieder der von Harman beschriebene Mechanismus zum Tragen, der in Gl. 163 beschrieben wurde. Man denke nur an den Fahrraddynamo (ein Wasserkraftwerk oder Atomkraftwerk funktioniert auch nicht anders!), wo das ständige „Mahlen“ das Stromnetz versorgt: Rotation (Aufladung)  $\rightarrow$  Translation (Entladung). In Batterien ist es die chemische Energie, die für die Aufladung sorgt.

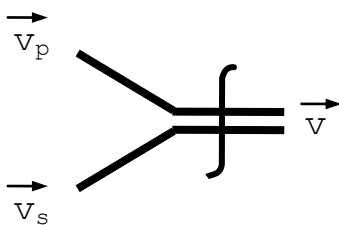
### VII.3.f. Orgontechnik

Im rechten Winkel um einen stromdurchflossenen Leiter bildet sich ein magnetisches Feld. Alles, was wir über das elektrische Feld gesagt haben, gilt so ähnlich auch für das magnetische Feld („ $B = \mu_0 \mu_r \cdot H$ “). Der entscheidende Unterschied ist, daß elektrische Feldlinien einen Anfang und ein Ende haben, während magnetische Feldlinien in sich geschlossen sind. „*Elektromagnetismus*“ ist entsprechend

*unmittelbarer Ausdruck der organotischen Kreiselwelle mit ihren beiden Komponenten Vorwärtsbewegung und Kreisbewegung.*

Die magnetische „Lorentz-Kraft“ wird mit folgender Gleichung beschrieben:  
 $\vec{F} = q (\vec{v} \times \vec{B})$ . Die Kraft ist gleich der Ladung  $q$  mal dem elektrischen Feld  $E$  plus dem Kreuzprodukt aus der Geschwindigkeit  $v$  der Ladung und der magnetischen Flußdichte. Bewegt sich die Ladung parallel zum magnetischen Feld ( $\vec{v}_p$ ), tritt keine Lorentz-Kraft auf. Bewegt sie sich senkrecht zu dem Feldlinien ( $\vec{v}_s$ ), wird sie von dieser Kraft in eine Kreisbewegung gezwungen. Überall zwischen diesen beiden Extremen, also wenn die Ladung „schräg“ ins Magnetfeld eindringt, wird sie in eine spiralförmige Bahn gezwungen ( $\vec{v}$ ).

Es handelt sich hier nicht einfach nur um Vektoraddition, sondern um Überlagerung:

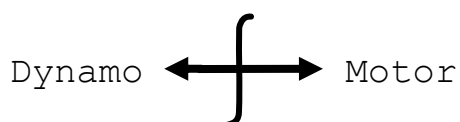


Gl. 170

Betrachtet man die schraubenförmige Bewegungsspuren von Teilchen in Blaskammern, die so fatal an die organotische Kreiselwelle erinnern, wird einem jeder sagen, daß das selbstverständlich nichts mit der organotischen Kreiselwelle zu tun habe, sondern daß das magnetische Feld geladene Teilchen in diese Spiralmuster hineinzwingt. Tatsächlich haben wir hier aber im Kleinforma genau das gleiche vor uns, was wir in Abschnitt VII.2. über die angeblich rein mechanische Bewegung der Körper gesagt haben: die kosmische Überlagerung.

Darauf beruht sowohl das elektromotorische Prinzip (auf einen stromdurchflossenen Leiter wirkt im Magnetfeld eine Kraft) als auch das Generatorprinzip (wie im Fahrraddynamo wird umgekehrt der Leiter durch das Magnetfeld bewegt und dergestalt ein elektrischer Strom induziert).

Reich hat das in folgender Gleichung beschrieben (Reich 1952):



Gl. 171

Er hat den Magnetismus (ähnlich wie die elektrostatische Ladung) weitgehend mit der Organenergie gleichgesetzt. Er fand heraus, daß sich die organotische Kraft zur elektrischen genauso verhält, wie die magnetische Kraft zur elektrischen (Reich 1944b). Nun ist es nicht so, daß Magnetismus und Organenergie einfach identisch sind, vielmehr kann die Organenergie die Funktion des Magnetismus übernehmen und so den Elektromotor auf ganz neue Art und Weise antreiben, nämlich dergestalt,

daß sich der „Elektromotor“ so bewegt, wie sich die kosmische Orgonenergie bewegt, d.h. entsprechend den besagten geladenen Teilchen in der Blaskammer – „orgonotisch-kreiselwellenartig“. Zeitzeugen haben es wie folgt beschrieben:

Der kleine in einen „Orgonmotor“ umfunktionierte Elektromotor wurde von Reich mit einer so geringen Strommenge gespeist, daß diese nicht ausreichte, den Motor in Rotation zu versetzen. Wenn er jedoch zusätzlich mit dem Orgonenergie-Akkumulator verbunden wurde, begann sich der Motor zu drehen.

Charakteristischerweise war seine Bewegung vom Wetter abhängig: er drehte sich rasch bei klarem, trockenem Wetter, langsam bei schlechtem, feuchtem Wetter. Mit Orgonenergie war der Motor fast geräuschlos und bewegte sich viel glatter und schneller als mit Elektrizität. Gleichzeitig aber auch erratischer, d.h. die Drehung wurde unvorhersehbar langsamer oder schneller, außerdem wechselte sie scheinbar ohne Ruck unvermittelt die Richtung (DeMeo 2002b).

## VII.4. Kosmogonie

### VII.4.a. Gravitation im Funktionsbereich „Bewegung“

Wie bereits in Kapitel IV.1.d. dargelegt, erkannte Reich nach seiner Ankunft in Amerika, daß „subjektive Lichteindrücke“, „Flimmern“ in der Atmosphäre und „Hitzewellen“ Äußerungsformen der atmosphärischen Orgonenergie sind. Des weiteren stellte Reich fest, daß, abgesehen von witterungsbedingten Ausnahmen, sich dieses Flimmern in Übereinstimmung mit der Erddrehung ständig in west-östlicher Richtung bewegt. Reich hatte die Orgonenergie-Hülle der Erde entdeckt, die sich etwas schneller als ihr Planet dreht und so dessen Rotation hervorruft, wie Reich später annahm.

1945 verfaßte Reich das Manuskript „Das organomische Pendelgesetz“ (Reich 1957b). Hier spricht er davon, daß zwischen der oben skizzierten Rotation der irdischen Orgonenergie-Hülle einerseits und der Fallbeschleunigung  $g$  andererseits ein enger Zusammenhang besteht. Indem Reich die Gewichtskraft mit der Kraft dieser Rotation gleichsetzte und aus dieser Gleichung die Masse eliminierte, gelangte er zu einer neuen Ausdrucksweise für die Größe  $g$ , bei der die „geradlinige“ Fallbeschleunigung durch eine „Kreisfunktion“ (Reich) ersetzt wurde.

In erster Linie ist dieses Manuskript jedoch Pendelversuchen gewidmet, die Reich im Oktober 1944 durchführte. Diese Versuche mit einem Pendel, bei dem ja durch den Pendelfaden der gradlinige freie Fall in eine halbkreisförmige Bahn umgelenkt wird, führten Reich zu einer weiteren Gleichung, in der  $g$  durch eine „Kreisfunktion“ ausgedrückt wurde.

Januar 1948 ließ Reich eine organometrische Gleichung notariell beglaubigen, bei der er diese beiden Gravitationsformeln als Funktionen darstellt, die in der kreiselwellenartigen Bewegung der kosmischen Orgonenergie ihr CFP haben.

Durch sein Pendelexperiment hat Reich die grundlegende organometrische Transformation Gl. 159 entdeckt. Er hatte die Atommassen 1, 4 und 16 durch entsprechende Zentimeter des Pendelfadens ersetzt.

Die umgekehrte Transformation können wir zumindest erahnen, wenn wir an einem Bindfaden eine Masse befestigen und diese im Kreis herumschleudern (vgl. 159).

$$L \quad \int \rightarrow m$$

Gl. 172

Bleibt, wie bei der Rotation der Galaxien, die Winkelgeschwindigkeit  $\omega$  konstant, wächst die Zentrifugalkraft  $Z$  (= künstliche Schwerkraft), die wir in der Hand spüren, proportional mit der Länge  $L$  des Fadens ( $Z = m \cdot \omega^2 \cdot L$ ). In den Kategorien einer Federwaage ist die mit  $L$  wachsende Schwerkraft funktionell identisch mit zunehmender Masse.

Reich hatte beobachtet, daß die für das Flimmern der atmosphärischen Orgonenergie verantwortlichen Orgonenergie-Einheiten sich wellenartig bewegten. Bei genauerer Betrachtung im Orgonenergie-Raum (im Prinzip ein sehr großer Orgonenergie-Akkumulator) sah Reich eine kreiselwellenartige Flugbahn. Mathematisch gesehen haben wir hier eine „verlängerte Zykloide“ vor uns, während ohne die Schleifen eine „verkürzte Zykloide“ vorliegen würde.

Betrachtet man nun die Bewegung eines beliebigen „kosmischen Objekts“ (vom Planeten bis zum Pendelkörper) vor dem Hintergrund des kosmischen Orgonenergie-Mediums, wird man stets irgendeine Form von Zykloide finden. Dies ist das CFP der Kreisbewegung der irdischen Orgonenergie-Hülle und der Schwingung des Pendels in Reichs organometrischen Pendelversuchen.

1951 brachte Reich das Buch **Die kosmische Überlagerung** (Reich 1951a) heraus, wo er darstellt, wie sich aufgrund des organometrischen Potentials zwei Orgonenergie-Einheiten gegenseitig anziehen, bis es zur Überlagerung kommt. Aus solchen Prozessen soll sich, Reich zufolge, die erste Masseneinheit entwickelt haben.

Mit dieser Entstehung der Masse aus der masselosen Orgonenergie haben wir auch die Genese der Gravitation vor uns. Genauso wie vorher die beiden Orgonenergie-Einheiten sich durch das organometrische Potential anzogen, kommt es später auf ähnlichem Wege zur Massenanziehung. Dies hat Reich mit folgender Skizze verdeutlicht:

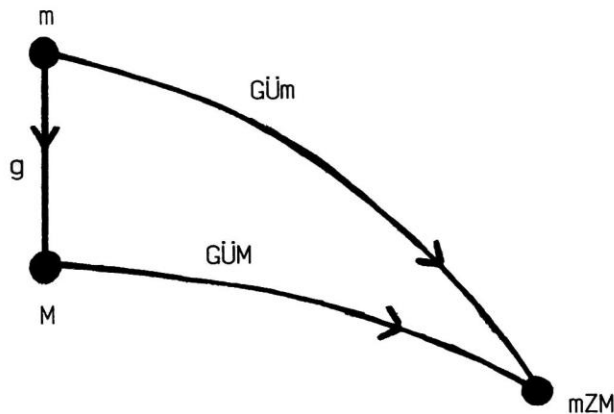


Abb. 41

$m, M$  ..... zwei gravitierende Massen  
 $g$  ..... scheinbare Gravitation  
 $GÜm, GÜM$  ..... WIRKLICHE Gravitation durch ÜBERLAGERUNG von  
 ORGONENERGIE-STRÖMEN (FLUGBAHNEN)  
 $mZM$  ..... m scheinbar im ZENTRUM von  $M$

Was damit gemeint ist, kann man sich am besten an den Planetenbewegungen, in Abb. 39 an der Drehung des Mondes um die Erde, vergegenwärtigen.

Das ist, was Reich „Gravitations-Überlagerung“ genannt hat. Während Newton vom berühmten Apfel ausging, der auf das Zentrum der Erde zufällt, und dies dann auf den Mond übertragen hat, der ebenfalls zum Zentrum der Erde falle, wenn er nicht von der Zentrifugalkraft in einen Orbit gezwungen würde, betrachtet Reich das Problem genau umgekehrt. Die Flugbahnen von Mond und Erde überlagern sich ständig, was, Reich zufolge, auch für den Apfel zuträfe, wenn dessen Flugbahn nicht je von der Erdoberfläche unterbrochen würde.

*Träge Masse*, die wir experimentell über den Widerstand gegen Beschleunigung bestimmen, d.h. das Beharrungsvermögen („Trägheit“) des gegebenen Körpers, geht auf die Überlagerung von Orgonenergie-Strömen zurück, d.h. auf das Abbremsen der freien Bewegung der Orgonenergie (Reich 1951, S. 33f).

Reichs Konzept der Entwicklung der *gravitativen Massen*, die durch ihr Gewicht bestimmt wird, ähnelt sehr dem von DesCartes' mit seinem dynamischen Wirbelmodell der Schwerkraft, das zwar von Newtons statischer Theorie der Schwerkraft abgelöst wurde, aber noch im 19. Jahrhundert im Schwange war, wie z.B. diese Stelle aus Nietzsches Notizbuch zeigt:

Die Schwere vielleicht aus dem bewegten „Äther“ zu erklären, der um ein ungeheures Gestirn, mit dem gesamten Sonnensystem rotiert. (Nietzsche 1988, S. 458)

Newtons Theorie beruht (zumindest implizit) auf der Vorstellung von Konzentrationsunterschieden des „Äthers“ im Raum, die nach dem mechanischen Potential ausgeglichen werden, während die „organomisch-kartesianische“ Theorie neben der Überlagerung auf dem organomischen Potential beruht (Reich 1949a, S. 153f).

Newtons Theorie erklärt nicht, wieso die träge und die schwere Masse gleich groß sind. Dies war der Ausgangspunkt von Einsteins Allgemeiner Relativitätstheorie und wurde von ihr erklärt. Aber die Erklärung der Gravitation durch die „gekrümmte“ Raumzeit funktionierte nur auf der Grundlage der Kreisfunktion, da die Gravitation das Ergebnis der Überlagerung jener Organenergie-Ströme ist, aus denen ursprünglich die trägen Massen hervorgingen (Reich 1951a, S. 121).

Die dritte Art von Masse, die *anziehende Masse*, die wir durch die Kalkulationen der Himmelsmechanik bestimmen, ist rein fiktiv (Reich 1951a, S. 120), da die Sonne nicht die Planeten anzieht, sondern alle Körper im Sonnensystem, und alle anderen Sonnensysteme, sich im selben Galaktischen Organenergie-Strom bewegen, wobei ihre wechselseitigen Bewegungen von ihm harmonisch koordiniert werden (Reich 1951a, S. 38). Dies steht natürlich im Widerspruch mit Cavendishs 1798 erfolgten experimentellen Bestimmung von Newtons Gravitationskonstante ( $f$ ), mit der man das Gewicht des Planeten Erde messen kann.

Wie bereits erwähnt, entdeckte Reich mit einem „klassischen“ Instrument, dem mathematischen Pendel, das unabhängig von der Masse des Pendelkörpers schwingt und trotzdem die Gravitationsstärke ( $g$ ) mißt, einen Weg  $m$  aus Schwerkraft-Gleichungen zu eliminieren und  $g$  als das auszudrücken, was er mathematisch „eine Kreisfunktion“ nannte („Kr“ von *Kreisfunktion*,  $\pi$  ist bei Reich beispielsweise „2rKr“). Siehe dazu Gl. 92 (Reich 1957b, S. 136-141).

Des weiteren drückte Reich die enge funktionelle Beziehung zwischen  $g$  und dem „Äther“, der sich um einen Planeten dreht, in einer zweiten „Kreisgleichung“ für  $g$  aus, indem er die Gewichtskraft mit der „Kraft, die nötig ist, eine Drehbewegung hervorzurufen oder zu beenden“, d.h. dem Drehimpuls gleichsetzte und  $m$  eliminierte. Siehe dazu Gl. 90 (Reich 1957b, S. 143f).

Gl. 90 ist dimensional nur teilweise richtig, aber immerhin hat die Planck-Konstante  $h$  die gleiche Dimension wie der Drehimpuls und Reich legt eine „vollständige funktionelle Zuordnung“ von „Keplers makrokosmischem und Plancks Quantengesetz“ vor (Reich 1957b, S. 133). Keplers „makrokosmisches Gesetz“ hat Reich, siehe Abschnitt VII.2.c., wie folgt ausgedrückt (Reich 1957b, S. 134):

$$\varepsilon \rightarrow \frac{h}{m} = d^3/t^2$$

Gl. 173

Es ist entscheidend, daß Newton seine Massengleichung der Gravitation aus dieser massefreien Gleichung ableitete – und darauf die ganze weitere Physik aufgebaut wurde. So sind Masse und Gravitation nur sekundäre Funktionen von Keplers *vis*



*animalis*, „die den Himmel ebenso regiert, wie den lebendigen Organismus“ (Reich 1951a, S. 13). Als Reich über die Verbindung zwischen der Orgasmusformel und dem Pendel-Experiment befragt wurde, antwortete er:

Die ganze Sache ist eine Symphonie, eine wunderbare Symphonie. (Sharaf 1968, S. 221)

## VII.4.b. Gravitation im Funktionsbereich „Erstrahlung“

Reichs Offenlegung einer Funktionsebene jenseits von Raum und Zeit gemäß Gl. 52 macht es möglich, seine oben dargelegte Gravitationstheorie mit den Gesetzen der klassischen Mechanik in Übereinstimmung zu bringen. Harman wendet gegen Reichs Gravitationstheorie u.a. ein, daß die Präzision, mit der Newtons Gesetze erfüllt werden, kaum mit der spontanen Bewegung der Orgonenergie harmoniert. Harman weist auch darauf hin, daß, entgegen den Implikationen von Reichs Theorie, es für Satelliten vollkommen gleichgültig ist, ob sie von West nach Ost, also *mit* der sich überlagernden Orgonenergie, oder von Ost nach West *gegen* den Orgonenergie-Strom um die Erde kreisen (Harman 2004).

Wie ist nun zu erklären, daß bis ins Detail Newtons Gravitationsgleichungen stimmen? Dazu ist zunächst zu sagen, daß sie auf der Ebene der Galaxien offensichtlich *nicht* stimmen. Siehe dazu **Überlagerung und Teilung in galaktischen Systemen** [www.orgonomie.net/hdoastro.htm](http://www.orgonomie.net/hdoastro.htm).

Wenn man das aus Sicht der Newtonschen Theorie betrachtet, so sieht das so aus, als sei die Gravitations-„Konstante“  $f$  eine *Variable*, die mit größeren Entfernungen stärker wird (in Größenordnungen einer Galaxie), was bedeutet, daß hier die schwere und träge Masse nicht mehr identisch sind und die schwere Masse überwiegt (Milgrom M 1983). In galaktischen Maßstäben wird demnach die Gravitation von der kosmischen Überlagerung bestimmt, wie Reich es beschrieben hat, während auf kleinerer Ebene (Sonnensystem, Erde) die „tote“ träge Masse die Gravitation beherrscht, wie Newton es beschrieben hat.

Ich habe im obigen Abschnitt erläutert, wie Masse aus der Überlagerung von Orgonenergie-Strömen entsteht. Es kommt dabei zur folgenden organometrischen Transformation:

Orgonenergie  $\int \rightarrow$  Masse

Gl. 174

Dies kann man unmittelbar an der Form und „nicht-Keplerschen“ Rotationsbewegung von Galaxien ablesen. Auf dieser Größenebene herrscht die Orgonenergie vor und es ist alles so, wie Reich es in seiner Gravitationstheorie beschrieben hat.

Auf der Ebene der Planeten, d.h. in einem Bereich, der von der durch galaktische Überlagerung entstandenen Masse bestimmt wird (im Vergleich dazu ist die Ebene der Galaxien praktisch „massefrei“!), kommt die Gravitation im Sinne von „Massenanziehung“ zum tragen.

Da Masse extrem konzentrierte Orgonenergie ist, reicht schon ein minimales „Zerstrahlen“ von Masse, um große Mengen Orgonenergie freizusetzen, was zu einer entsprechenden organotischen Anziehung zwischen den Massen führt. Dies äußert sich als „Schwer-Kraft“. Da die Quelle dieser gravitationserzeugenden Orgonenergie Masse ist, ist die „Massenanziehung“, Harman zufolge, „mechanisch und präzise“, wie von Newton beschrieben:

Masse  $\int$  Orgonenergie Gl. 175

Beim Übergang Gl. 161 wird Orgonenergie gebunden, beim Übergang Gl. 160 wird sie freigesetzt (Harman 2004), entsprechend Gl. 174 und Gl. 175.

Demnach gibt es zwei Arten von Gravitation: die erste (nennen wir sie „Orgonanziehung“) beruht auf der Umwandlung von Orgonenergie in Masse (Gl. 174). Dies geht einher mit der Bildung von Strukturen, in die die kosmische Überlagerung eingeschrieben ist. Zeit wird zugunsten von Raum negiert (das  $Kr^x$ -System, etc., „Zeitlosigkeit“), gemäß Gl. 161.

Die andere Gravitation, die Newtonsche „Massenanziehung“, beruht auf der Umwandlung von Masse in Orgonenergie (Gl. 175), wie sie von Newton mit seiner Fernwirkungstheorie erfaßt wurde. Raum wird zugunsten von Zeit negiert (mechanische Massenanziehung, „Raumlosigkeit“), gemäß Gl. 160.

## VII.4.c. Quantenmechanik

Vor der von Max Planck angestoßenen Entwicklung galt, daß die Welt bis in ihre kleinsten Teilchen hinein ein Kontinuum darstellt, wenn man so will „analog“ ist: jede Bewegung (bzw. jeder Impuls  $p = m \cdot v$ ) zeitigte eine entsprechende Wirkung. Jeder Zeitkoordinate entsprach eine Raumkoordinate (vgl. Gl. 109):

$t \int L$  Gl. 176

Die Welt der Quantenmechanik ist jedoch ein Bereich, der prinzipielle Unbestimmtheit beinhaltet, wo also Gl. 176 in Frage gestellt ist, wie Heisenberg 1927 nachgewiesen hat. Er erkannte, daß man in der Quantenwelt zwar einzeln Lage und

Geschwindigkeit, bzw. den Impuls, bestimmen kann, daß dies aber nie gleichzeitig möglich ist. Je genauer der Impuls gemessen wird, desto ungenauer wird die Ortsangabe und umgekehrt. Es ist dementsprechend physikalisch sinnlos einem Quantenobjekt gemäß Gl. 176 gleichzeitig Impuls und Lage zuzuordnen zu wollen. Das ist gleichbedeutend mit der Aussage, daß es keinen „Nullpunkt“ gibt. Entzieht man einem Quantenobjekt jede denkbare Energie, so daß es nach klassischer Vorstellung „fixiert“ ist, wird es sich noch immer bewegen (bzw. einen Impuls haben), so als würde es „zittern“. Der Vergleich hinkt mehr als gewaltig, wie wir gleich sehen werden, aber man kann sich die Quantenteilchen in etwa wie Insekten vorstellen, die in einem Schwarm so wild und chaotisch durcheinanderfliegen, daß es unmöglich ist, die einzelnen Insekten zu verfolgen. Sie sind sozusagen „im Raum verschmiert“.

Einstein hat all sein Genie aufgewendet, um die Allgemeingültigkeit von Gl. 176 zu retten, d.h. zu zeigen, daß für ein Mikroobjekt Ort und Impuls doch gleichzeitig existieren, obwohl wir sie nicht gleichzeitig messen können, weil unsere Ortsbestimmung den Impuls „verschmiert“ und umgekehrt. Der Gipfelpunkt von Einsteins Bemühungen stellt das „EPR-Paradoxon“ dar.

1935 überlegte sich Einstein mit seinen Assistenten Podolsky und Rosen („EPR“), daß, wenn man an *einem* Teilchen nicht gleichzeitig Ort und Impuls messen kann, man dies getrennt an *zwei* Teilchen ja tun könne. Man benötigt dazu zwei Teilchen,  $S_1$  und  $S_2$ , deren Bewegungen durch einen gemeinsamen Ausgangspunkt  $S_{12}$  verknüpft sind. Wird nun der Ort von  $S_1$  bestimmt, kann man auf den Ort von  $S_2$  schließen und die Bestimmung des Impulses von  $S_2$  ist gleichbedeutend mit der Bestimmung des Impulses von  $S_1$ . Folglich hätte man, so glaubte Einstein, bei einem Quantenobjekt, jedenfalls vom Prinzip her, die Unbestimmtheitsrelation umgangen!

Dabei geht EPR davon aus, daß es zwischen  $S_1$  und  $S_2$  keine augenblickliche Fernwirkung geben könne, d.h. sie können sich nicht momentan beeinflussen. Könnte man aber eine solche Beeinflussung, bzw. „Nichtlokalität“ nachweisen, würde sich EPR gegen seinen eigenen Ursprung, Einstein, wenden und die Vollständigkeit der Quantenmechanik *abschließend* nachweisen. Das bedeutet, daß die „Verschmiertheit“ der Quantenobjekte intrinsisch und kein bloßes Artefakt aufgrund unserer groben Meßinstrumente ist.

Mit Hilfe der 1964 formulierten „Bellschen Ungleichung“ konnte man schließlich in den 1980er Jahren entsprechende EPR-Experimente real durchführen. Bei denen sich  $S_1$  und  $S_2$  so verhielten, als gäbe es zwischen ihnen keinen separierenden Raum. Es lag „Gleichzeitigkeit“ vor gemäß Gl. 160. Wenn ich den Ort von  $S_1$  genau messe, beeinflußt dies  $S_2$  auf eine Weise, daß der Impuls von  $S_2$  verschmiert wird. Es ist also unmöglich die Unschärferelation so zu umgehen, wie Einstein sich das vorgestellt hat. Der Raum zwischen A und B separiert nicht, weil er durch Gl. 160 quasi negiert wird. Newtons „Fernwirkung“ war auf andere Weise wieder da und ausgerechnet Einstein hatte ihrem Nachweis den Weg geebnet!<sup>65</sup>

<sup>65</sup> Für Einstein war Newtons Fernwirkungstheorie der Gravitation ein Fremdkörper in der Physik, da es keine Teilchen und kein Feld gibt, das den Kontakt zwischen den sich wechselseitig anziehenden Massen vermittelt. Außerdem widersprach die von Newton (aus zwingendem Grund!) geforderte instantane Wechselwirkung der Speziellen

Um nachvollziehen zu können, wie jene unbegreifliche, „verschmierte“ Quantenwelt des Mikrokosmos zu dieser mechanischen, eindeutigen Welt des Mesokosmos wird, in der wir leben, muß man sich nur überlegen, wie die uns umgebende Welt ursprünglich entstanden ist: durch Überlagerung von Orgonenergie-Strömen und die daraus resultierende Erschaffung von Masse. Kommt die Quantenwelt durch „Beobachtung“ in Kontakt mit dieser Masse etwa in Gestalt der Meßapparaturen, haben wir es erneut mit einer sozusagen „welterzeugenden“ Überlagerung zu tun.

Das zeigt der Doppelspaltversuch beim Verhalten mehrerer einzeln durch den Versuchsaufbau fliegender Quantenobjekte. Dabei sehen wir, daß sich jedes einzelne Quantenobjekt wie eine kontinuierliche mit sich selbst interferierende Welle verhält, die durch beide Spalten gleichzeitig fliegt. Das gelingt ihm, weil es „im Raum verschmiert ist“. Prüfen wir aber, durch welchen der beiden Spalten das Quantenobjekt jeweils dringt, verhält sich das Quantenobjekt ganz gemäß unserer Herangehensweise wie ein klassisches Teilchen und bildet entsprechend kein Interferenzmuster aus: Kontakt mit dem Mesokosmos („Beobachtung“) zerstört das fließende und ineinandergreifende Funktionieren des Mikrokosmos, ähnlich wie die kosmische Überlagerung das primordiale Universum aufgehoben hat. Die Quantenphysik zeigt, daß die Welt auf Mikroebene, d.h. „in ihrem wesensmäßigen Kern“, unabhängig von Raum und Zeit funktioniert und erst der Akt der Beobachtung das hervorruft, was beobachtet wird (sich bewegende Teilchen). Der Quantenphysiker spricht vom „Kollaps der Wellenfunktion“ durch Beobachtung. (Diese Frage wurde bereits in Kapitel II.2.c. angeschnitten. Ich komme auf sie am Ende dieses Kapitels zurück!)

## VII.4.d. Spezielle Relativitätstheorie

Newton hat in seiner „Relativitätstheorie“ gezeigt, daß in einem geschlossenen Raum mit keinem mechanischen Experiment eine gleichmäßige Bewegung durch das Weltall registriert werden kann. Einstein führte seine Spezielle Relativitätstheorie ein, um als zweiter Newton zu erklären, warum man auch mit Licht und anderen elektromagnetischen Phänomenen die gleichmäßige Bewegung in einem geschlossenen Raum nicht messen kann. Es gibt nichts Fixes, nichts Bewegungsloses in der Natur, an dem man (unbeschleunigte) Bewegung festmachen könnte.<sup>66</sup>

---

Relativitätstheorie, derzufolge jede Wechselwirkung höchstens mit Lichtgeschwindigkeit erfolgen kann. Einsteins Gravitationstheorie, die Allgemeine Relativitätstheorie, ist entsprechend eine „Nahwirkungstheorie“. Praktisch jeder, der sich mit der Orgonphysik nach Reichs Tod auseinandergesetzt hat, hält auch diese für eine Nahwirkungstheorie. Manche gehen sogar soweit, etwa James DeMeo (DeMeo 2002a), der Orgonenergie eine „geringe Masse“ zuzuschreiben, damit diese eine direkte „Stoßwirkung“ ausüben kann. Billard!

<sup>66</sup> Bei Beschleunigung und Newtons „absoluten Raum“ sieht das ganze anders aus!

Bei Newton verändert eine Bewegung die jeweiligen Ortskoordinaten der verschiedenen Objekte, aber egal wie sich diese bewegen, bleibt die Zeit für alle Beobachter gleich. Zwischen 15 Uhr und 16 Uhr ist er dahin gegangen, sie dorthin und ich hierhin. Die Orte von uns drei Personen haben sich geändert, aber die Zeit, die eine Stunde, die wir jeweils auf unserer Armbanduhr abgelesen haben, ist für alle drei identisch. Bewegung führt zu einer Änderung im Raum  $L$ , aber die Zeit  $t$  bleibt dadurch unberührt. Beide Funktionsbereiche beeinflussen sich nicht, sind bloße Varianten ihres CFPs Bewegung  $v = L/t$ . Auch hier ist alles entsprechend Gl. 176.

Bei Einsteins Vollendung des Relativitätsprinzips ist das grundlegend anders. Wenn ich mich mit Lichtgeschwindigkeit bewege, können zwar er und sie an ihren Uhren ablesen, daß ich in einer Stunde die Entfernung von „einer Lichtstunde“ zurückgelegt habe, doch für mich selbst, für meine Uhr, ist keinerlei Zeit verstrichen, obwohl ich nun an einem vollkommen anderen, denkbar weitentfernten Ort bin! Je schneller ich mich bewege, desto langsamer tickt meine Uhr, bis sie bei Lichtgeschwindigkeit stehenbleibt. Es herrscht buchstäblich „Zeitlosigkeit“ (Gl. 161).

Hier ließe sich natürlich einwenden, daß dies nur für einen der drei Beobachter zutrifft und daß in der Einsteinschen Relativitätstheorie nicht nur  $t' = (t - vx/c^2) / \sqrt{1 - v^2/c^2}$  gilt, sondern natürlich auch  $x' = (x - vt) / \sqrt{1 - v^2/c^2}$ , sich also nicht nur zeitliche, sondern auch räumliche Abstände von der Geschwindigkeit  $v$  abhängen und es folglich nicht nur die „Zeitdilatation“, sondern auch die „Längenkontraktion“ gibt. Doch das ist nicht dasselbe, denn wenn Raumfahrer nach entsprechend schnellen Flügen nahe der Lichtgeschwindigkeit zur Erde zurückkehren, sind sie zwar durch Zeitdilatation für *jeden* Beobachter jünger geblieben als die Zurückgebliebenen, kehren aber nicht durch Längenkontraktion „geschrumpft“ zurück. Es ist, als hätten sie Energie in sich aufgesogen!<sup>67</sup>

Daß die Zeit in der Speziellen Relativitätstheorie eine besondere Rolle spielt und durchaus nicht einfach eine „vierte quasi räumliche Dimension“ ist, zeigt sich anhand der dritten fundamentalen Größe, der Masse  $m$ . Dazu wollen wir nicht nur die Geschwindigkeit  $v$  bzw. die Lichtgeschwindigkeit  $c$  betrachten, sondern den entsprechenden Impuls  $p = m \cdot v$ . Das Problem ist nur, daß es in der relativistischen Physik *das*  $t$  gar nicht gibt, sondern  $t$  für jeden Beobachter etwas anderes ist, genauso wie ja auch jeder Beobachter eine andere Raumkoordinate hat. Aus diesem Grund muß man die vierdimensionale Raumzeit (die Zeit  $t$  multipliziert mit der Lichtgeschwindigkeit  $c$  plus den drei räumlichen Dimensionen, die man mit dem Ortsvektor  $\vec{r}$  zusammenfassen kann) in ihrer Ganzheit betrachten, damit alle Beobachter sich auf ein Ereignis  $X$  einigen können:  $X = ct \cdot \vec{r}$ . Für den relativistischen Impuls ergibt das entsprechend:  $P = E/c \cdot \vec{p}$ . Das bedeutet zweierlei:

<sup>67</sup> Das wird einleuchtender, wenn man bedenkt, daß in Einsteins Relativitätstheorie, in der Masse gleich Energie bedeutet, mehr Masse (Energie) mit Zeitdilatation einhergeht. Ich werde später darauf zurückkommen.

Erstens, daß trotz aller „Relativistik“ für *alle* Beobachter der Impuls erhalten bleibt (nur so machen Erhaltungssätze Sinn!). Der relativistische Impuls  $P$  ist ein Vektor<sup>68</sup> im vierdimensionalen Raum und, wie in Abb. 37 gezeigt, kann man Vektoren beliebig im Koordinatensystem verschieben und drehen: die Vektorsumme bleibt gleich.

Zweitens: anders als in der Newtonschen Physik muß bei Kollisionen nicht nur auf die Erhaltung des Impulses  $p$  geachtet werden, sondern zusätzlich auch auf die Erhaltung der Energie  $E$ , was uns unmittelbar zur bekannten Formel  $E = m \cdot c^2$  führt.

Dahinter steckt folgender Gedankengang (bei der zeitlichen Koordinate  $x_0$  und nur einer räumlichen Koordinate  $x_1$ ):

$$P = (P_0, P_1) = (mc/\sqrt{1 - v^2/c^2}) (mv/\sqrt{1 - v^2/c^2})$$

Was sich hinter dem rechten, „räumlichen“ Faktor  $P_1 = mv + mv^3/2c^2 + \dots$  verbirgt? Zwar gibt es in der relativistischen Physik keine Möglichkeit die Geschwindigkeit  $c$  zu überschreiten, doch die räumliche Komponente des relativistischen Impulses, bei dem  $c$  überhaupt nicht auftaucht, zeigt, daß dieser wie der klassische Impuls  $p = m \cdot v$  beliebig ansteigen kann. Wenn man beispielsweise immer mehr Energie in einen Teilchenbeschleuniger pumpt, werden die Teilchen zwar nie schneller als das Licht werden, aber ihr Impuls kann theoretisch unendlich zunehmen.

Was hinter dem linken, „zeitlichen“ Faktor  $P_0$  steht, wird sofort evident, wenn wir ihn wie folgt umformulieren:  $cP_0 = mc^2 + \frac{1}{2}mv^2 + \dots$  Er steht für die Ruheenergie, d.h. selbst wenn die Geschwindigkeit  $v$  gegen Null geht, hat das Objekt neben der nicht mehr vorhandenen kinetischen Energie ( $\frac{1}{2} m \cdot v^2$ ) noch immer eine Energie, eben die Ruheenergie ( $m \cdot c^2$ ).

Wie haben in Abschnitt VII.3.c.gesehen, daß, wenn etwa zwei Autos mit gleicher Geschwindigkeit frontal kollidieren, sich die gerichtete kinetische Energie in „ungerichtete kinetische Energie“ (Wärmeenergie) umwandelt. Geschieht das gleiche in einem Teilchenbeschleuniger, wo zwei Elementarteilchen bei annähernder Lichtgeschwindigkeit zusammenprallen, wandelt sich die Bewegungsenergie in neue Masse um. Ganz entsprechend zu dem, was wir bei den beiden Wagen beobachtet haben: „Was wir hier vor uns haben, ist die Umwandlung des translatorischen Anteils der Kreiswelle in ihren stationären (rotatorischen) Anteil.“<sup>69</sup>

<sup>68</sup> „P“ wird immer ohne Pfeil geschrieben, weil der relativistische Impuls von vornherein als Vektor definiert ist!

<sup>69</sup> In VII.3.c. habe ich weitergeschrieben: „Das ganze ist eine Entsprechung der von Reich in **Die kosmische Überlagerung** beschriebenen Überlagerung von Orgonenergie-Strömen. Durch Überlagerung gehen sie von einer translatorischen Bewegung in eine rotatorische über, aus der schließlich Materie resultiert.“

Wärmeenergie  $\oplus$  Ruheenergie

Gl. 177

Es ist ähnlich wie bei den Raumfahrern, die zwar nicht „geschrumpft“ auf die Erde zurückkehren, aber sozusagen „verjüngt“, so als hätten sie in ihrer eigenen, langsamer verstreichenden Zeit gelebt. Aus Sicht der Newtonschen Mechanik ist das vollständig absurd. Der „zeitartige“ Teil des relativistischen Impulses  $P_0$  sprengt entsprechend „absurd“ das Gesetz der Massenerhaltung.

Durch Annäherung an die Lichtgeschwindigkeit wird Energie gemäß Gl. 161 gebunden (Gl. 174), die dann bei Kollision gemäß Gl. 160 wieder frei wird (Gl. 175).

## VII.4.e. Allgemeine Relativitätstheorie

Wir haben erklärt, warum die Schwerkraft nicht durchgehend von der Überlagerung bestimmt wird, wie Reich sie beschrieben hat, sondern zumindest im Mesokosmos von den Gesetzen, die Newton entdeckt hat. Ähnlich kann man, im Rückgriff auf neuste Erkenntnisse, erklären, warum der Mesokosmos keine quantenmechanische Welt ist, sondern die Newtonsche Mechanik vorherrscht:

Die Hauptfrage der modernen Physik war seit Anfang des letzten Jahrhunderts, wie die Quantenmechanik (keine durchgängige Zuordnung von Raum und Zeit, Diskontinuum: „Quanten“) mit der Einsteinschen Relativitätstheorie (lückenlose Zuordnung von Raum und Zeit, Kontinuum: „Raumzeit“) in Zusammenhang gebracht werden kann. Vor kurzem wurde eine denkbar einfache Theorie aufgestellt, die die Einordnung der quantenmechanischen Welt in unsere alltägliche mechanische Welt ausgerechnet mit Hilfe der Allgemeinen Relativitätstheorie ermöglicht, die normalerweise nur für die Kosmologie von Bedeutung ist.

Es geht darum, daß im Quantenbereich, der von der Schrödingerschen Quantengleichung beschrieben wird, die Objekte „räumlich verschmiert“, d.h. an mehreren Orten gleichzeitig vorhanden sind (Gl. 160). Wie werden aus den schemenhaften Quantenwellen die eingrenzenden Objekte, die unsere Umwelt ausmachen und die die Mechanik beschreibt?

Ein Team um Caslav Brukner von der Universität Wien und dem Institut für Quantenoptik und Quanteninformation fand heraus, daß die Allgemeine Relativitätstheorie beim „Zusammenbruch der Quantenwellen“, d.h. beim Übergang von der Quantenmechanik in die klassische Mechanik eine Rolle spielen könnte (Pikovski, Zych, Costa, Brukner 2015). Einstein zufolge führt nicht nur Bewegung, wie in der Speziellen Relativitätstheorie, zu einer Zeitdilation, sondern auch in der Umgebung von Masse kommt es zu derselben. In der Allgemeinen Relativitätstheorie beinhaltet das „Zwillingsparadoxon“, daß der Zwilling auf einem massereicheren Planeten jünger bleibt als sein Bruder auf einem masseärmeren.

Die Forscher berechneten nun, daß die Quantenteilchen im Labor aufgrund der Masse der Erde und der damit einhergehenden Zeitdilatation ihre Quanteneigenschaften verlieren können, sobald sich diese kleinsten Teilchen zu größeren Objekten etwa Molekülen, Staubteilchen oder gar Mikroorganismen zusammenfügen. Die Quantenteilchen sind aufgrund der Unschärferelation quasi in ständiger „zittriger“ Bewegung. Ich verweise auf meine heikle Analogie mit dem Insektenschwarm! Dieses „Zittern“ wird durch die massebedingte Zeitdilatation so verlangsamt, daß die Quantenwellen kollabieren und entsprechend sich größere Objekte nicht mehr quantenmechanisch verhalten, d.h. nicht mehr „verschmiert“ (unbestimmt) sind.

Man betrachte dazu Abb. 42:

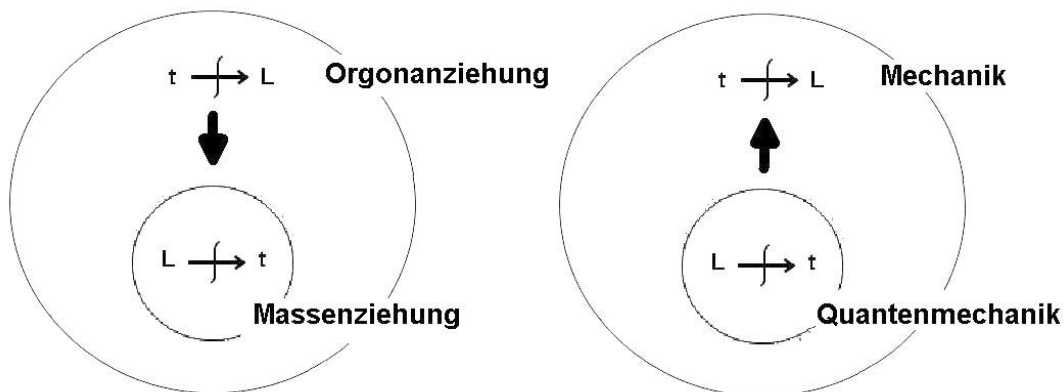


Abb. 42

Im größeren (galaktischen) Bereich herrscht die kosmische Überlagerung vor („Orgonanziehung“), die, nachdem es zur Erzeugung von Masse gekommen ist, im kleineren (planetaren) Bereich in die mechanische Massenanziehung übergeht. Zunächst wird Orgonenergie gebunden (Gl. 174), um dann wieder freigesetzt zu werden (Gl. 175). Der letztere Bereich wird von Fernwirkung gemäß Gl. 161 geprägt.

Wie ich in **Orgonenergie-Kontinuum und atomare Struktur**

[www.orgonomie.net/hdoquanten.htm](http://www.orgonomie.net/hdoquanten.htm) gezeigt habe, herrschen auch im subatomaren Bereich orgonenergetische Funktionen vor.<sup>70</sup> Durch Kontakt mit, im Vergleich, größeren Massen, tritt die Mechanik in Erscheinung, wie sie in Kapitel VI beschrieben wurde. Dort zeigte ich die funktionelle Identität von Mechanik und „Orgonanziehung“ Gl. 160 auf! Die funktionelle Identität von Newtonscher Massenanziehung und Quantenmechanik habe ich oben dargelegt.

<sup>70</sup> Im makrokosmischen Bereich herrscht die ungreifbare „Dunkelmaterie“, im mikrokosmischen Bereich die ungreifbare „Vakuumenergie“ (siehe Abschnitt VII.4.c.).

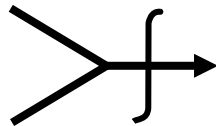


## VII.4.f. Funktionalismus

Das griechische Denken denkt hauptsächlich in Haupt- und Eigenschaftswörtern und abstrahiert die „Dinge“ aus dem fließenden Werden der Erscheinungen heraus. Da auch wir zur indoarischen Sprachfamilie gehören, ist es für uns selbstverständlich, daß ein Baum hoch *ist* oder daß ein Gebläse laut *ist* und wenn wir Philosophen sind, brahmanisieren wir teutonisch tiefsinnig über „das Sein“ (was immer das auch „sein“ mag). Demgegenüber denkt das Hebräische statt in Haupt- in *Zeitwörtern*, so „größt“ der Baum, er *tut* „größten“, und das Gebläse gibt Laute von sich, *tut* also etwas. So denkt der Hebräer von vornherein funktioneller als wir.

Die Renaissance, aus der mit Galilei die Physik hervorgegangen ist, war nicht nur einfach ein Wiederaufleben der klassischen Antike, sondern es fand eine schöpferische Überlagerung statt, die einen kreativen Impuls erzeugte, von dem wir noch heute zehren und der Europa zur geistigen Weltherrschaft verholfen hat:

das Hebräische



die Wissenschaft

Gl. 178

das Griechische

Erst durch die explosive Verbindung des dynamischen *geschichtlich* denkenden „Judentums“ und des statischen Denkens des „Griechentums“ wurde das Denken in Naturgesetzen möglich – das ein inhärent *funktionelles* Denken ist. So skizziert der Philosophiehistoriker Stephan Otto die Renaissancephilosophie von Nikolaus von Kues bis Bruno wie folgt:

Der neue denkerische Weltentwurf konkretisiert sich als „wissenschaftlicher“ Blick, der sich nicht mehr auf die *Dinge* der Welt, sondern auf die sie verbindenden *Funktionen* richtet. (Otto 1984)

Henri Bergson hat den Grundgedanken der Lebensphilosophie, daß es kein „Substrat“ gibt, so ausgedrückt:

Es gibt Veränderungen, aber es gibt unterhalb der Veränderungen keine Dinge, die sich verändern: die Veränderung hat keinen Träger nötig. Es gibt keinen unveränderlichen Gegenstand, der sich bewegt. (Bergson 1934)

Unübertroffen klar hat der Theologe Robert Eidam diese Gedanken für die Organomie formuliert:

(...) für das Verständnis des „Orgon“ [ist es] von Bedeutung, daß es (...) an die Stelle tritt, die in der Charakteranalyse von der Form und in der Vegetotherapie von der Funktion eingenommen wurde. Das „Orgon“ ist daher nicht ein bestimmtes „Sein“, sondern als die Fortsetzung des Begriffes „Funktion“ ebenso inhaltsleer und nur in der Bewegung greifbar, wie die Funktion. Wenn dies einerseits zum Verständnis der Orgonomie beiträgt, so ist damit gleichzeitig das „phantastische“ Element in ihr benannt, das wiederum das Verständnis der Orgonomie erschwert. (Eidam 1985)

Das Hebräische war ein Denken, welches zwar größtenteils von der Natur abgewandt war, aber durch seine fast ausschließliche Fixierung auf die Menschenwelt, d.h. auf die zielgerichtete menschliche Geschichte, war es ein Denken in der Zeit. Darüber hinaus hatte es einen Hang zur Abstraktion. Wo der Jude hauptsächlich *hört*, da *sieht* der Grieche. Demgemäß ist der letztere der Natur sehr zugetan und er wäre deshalb für die Naturwissenschaft prädestiniert, würde ihm nicht jede „zeitliche“ Perspektive fehlen.

Dem bedeutenden theoretischen Physiker André Mercier zufolge entstand die Physik als Galilei die „jüdische“ abstrakt-zeitliche Herangehensweise mit der neu entdeckten griechischen Antike und dem scholastischen Aristoteles verband. Nach Mercier beruht die ganze Physik „auf dem (...) Zeitbegriff: der Zeit als unabhängiger Variablen, die allem aufgezwungen und von der ausnahmslos alles abhängig gemacht wird“ (z.n. Aichelburg, Sexl 1979). Die Physik brauchte aber 300 Jahre, um in der Quantenphysik ganz zu sich selbst zu finden. Als sich der „Jude“ Einstein gegen diese Entwicklung stemmte („Gott würfeln nicht!“) war er sozusagen der letzte große griechische Naturphilosoph.

Man vergegenwärtige sich, daß es drei historisch aufeinanderfolgende fundamentale Theorien in der Physik gab:

1. Newton: das physikalisch Reale sind letztlich materielle Punkte. Dies mechanistische Weltbild scheiterte, als es sich als *prinzipiell* unmöglich erwiesen hatte, „alle Phänomene auf einfache, zwischen unveränderlichen Partikeln waltende Kräfte zurückzuführen“ (Einstein, Infeld 1938).
2. Faraday, Maxwell, Einstein: das physikalisch Reale sind nicht mechanisch deutbare, kontinuierliche Felder. Offensichtlich hat sich Reich teilweise mit diesem zweiten Muster identifiziert, so schrieb er am 3. März 1944 an Einstein:

Ich ging im Jahre 1941 zu Ihnen (...), weil ich wußte, daß ich eine grundsätzliche kosmische Energieform entdeckt hatte (...). Ich ahnte schon damals und bin seither in der Annahme bestärkt worden, daß die von mir entdeckte Energie (das „Orgon“), das von Ihrer Theorie mathematisch geforderte „Gravitationsfeld“ bestätigt. Ja mehr, daß diese Energie die

Riesenlücke auszufüllen geeignet ist, die früher durch die Hypothese eines universellen Äthers in unzureichender Weise ausgefüllt wurde. (Reich 1953b)

Und tatsächlich kann man die Feldtheorie als eine reformierte Theorie des Äthers betrachten, den man sich vorher noch als aus „materiellen Punkten“ zusammengesetzt vorgestellt hatte. Aber auch diese neue Theorie scheiterte schließlich an der physikalischen Wirklichkeit, die sich dem Einsteinschen Programm einer „einheitlichen Feldtheorie“ einfach nicht beugen wollte.

3. Born, Heisenberg, Dirac, Bohr: der Anspruch das physikalisch Reale zu fassen besteht nicht, sondern wird durch Wahrscheinlichkeiten ersetzt. Diesen Satz kann man nur verstehen, wenn man die Begriffe „real“ und „wahrscheinlich“ aus dem Korsett der klassischen Physik befreit. Dann verliert er auch seinen Schrecken.

In der Quantenphysik hat die „Wahrscheinlichkeit“ einen *grundsätzlich* anderen Charakter als in der klassischen Physik. Nehmen wir als Beispiel die Lottozahlen. Trotzdem es natürlich praktisch unmöglich ist (letztlich wegen Meßungenauigkeiten), die Zahlenfolge vor der Ziehung der Lottozahlen im voraus zu berechnen, müßte dies nach der klassischen Physik *prinzipiell* möglich sein, da alles kausal miteinander verbunden ist. Zwangsläufig muß sich die klassische Physik aber mit einer Wahrscheinlichkeitsangabe von Eins zu x-Millionen begnügen. Die Vorstellung, daß man diese „x-Millionen“ zumindest *prinzipiell* auf Eins reduzieren kann, zeigt, daß die klassische Physik die Zeit nicht recht ernst nimmt, denn wenn eine hundertprozentige Vorausschau möglich wäre – ist Zukunft identisch mit der Gegenwart!

In der Quantenphysik ist der zeitliche Charakter der Wirklichkeit gewahrt, weil es ihr *prinzipiell* unmöglich ist die Wahrscheinlichkeit auf Eins zu reduzieren: die „Zukunft“ bleibt offen und damit dieser Begriff überhaupt erst sinnvoll.

Der Organometrie zufolge entfaltet sich die Gegenwart in die Zukunft hinein gemäß Gl. 17. Folgt man jedoch der klassischen Physik wäre diese Auffächerung auf einen Strich reduzierbar. Das kann man sich anhand einer Billardkugel vergegenwärtigen, die eine andere exakt in der Mitte trifft und deshalb die Linie der anstoßenden Kugel gradlinig fortführt.

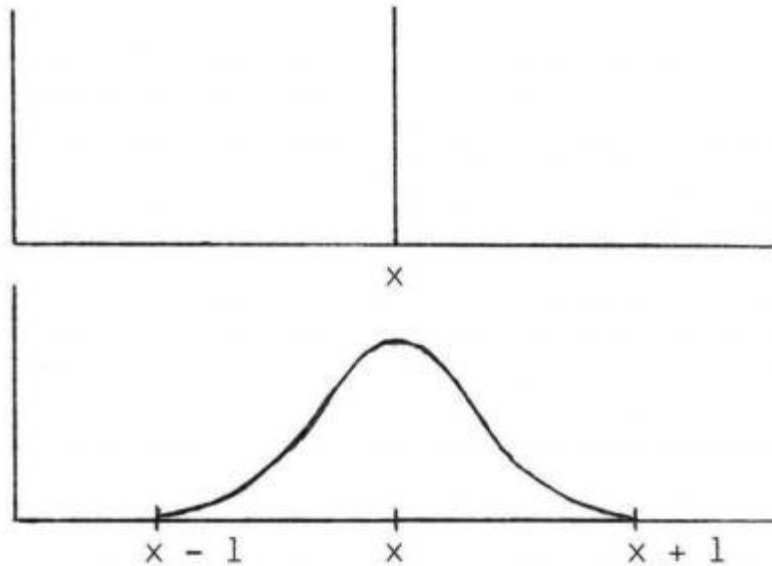


Abb. 43

Der zweite Graph zeigt die Ereignisverteilung bei Quantenphänomenen, gleichzeitig läßt sich ein Grundgesetz der Organometrie aufzeigen. In seinem Artikel über „Organometric Equations“ schreibt Reich, daß „die Variationen niemals ihr CFP (gemeinsames Funktionsprinzip) überschreiten können, das sie alle durchdringt und bestimmt“, innerhalb des CFPs jedoch vollkommene Freiheit herrscht (Reich 1950d). Diese funktionelle Identität von Freiheit und Bestimmtheit ist in der Quantenphysik geradezu archetypisch verkörpert. So kann ein Quantenereignis kaum jenseits von  $x + 1$  eintreten (die Wahrscheinlichkeit geht gegen Null, ohne je ganz auf Null zu fallen) und eine *Gruppe* von Ereignissen wird sich immer um  $x$  sammeln (Determiniertheit), aber gleichzeitig kann innerhalb dieser Grenzen jedes *einzelne* Ereignis unvorherbestimmbar eintreten (Freiheit). So ist die Welt weder ein Uhrwerk noch ein Chaos, sondern – funktionell:

Freiheit  $\int$  Ordnung

Gl. 179

Außerdem ist die Welt nicht leer, weil „Null“, d.h. ein exakter Wert, nicht vorkommt!

Vor diesem Hintergrund hat Einsteins Ablehnung der Quantenmechanik viel gemeinsam mit seinem ablehnenden Verhalten Reich gegenüber! Reich: „Die mechanistische Struktur (...) mag das fließende und ineinandergreifende Funktionieren der Natur nicht“ (Reich 1949a).

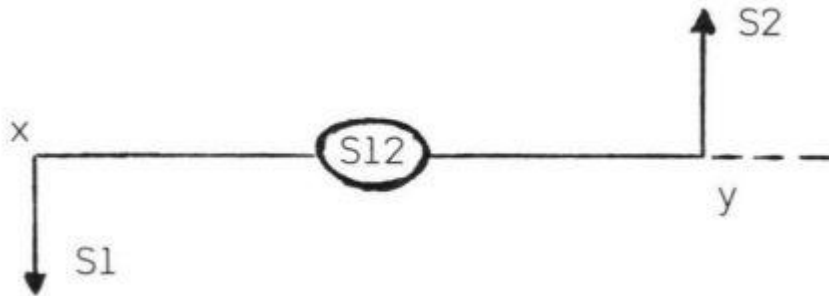
Für Einstein war es unerträglich, daß in seinem Bereich des Forschens Unbestimmtheit und *Spontanität* herrschte. Aber betrachten wir die Motive Einsteins die Quantenphysik anzugreifen, die er ja immerhin selber mitbegründet hatte, etwas genauer:

1. 1905 hatte Einstein nicht nur in zwei Artikeln die Spezielle Relativitätstheorie (mit der er ein für allemal die „spukhafte Fernwirkung“ aus der Physik vertreiben wollte – was ihn in Konflikt mit der Quantenmechanik bringen sollte, wie wir gesehen haben) entworfen und mit Hilfe der Photonen den Photoeffekt erklärt, sondern in einem weiteren fast ebenso wichtigen Artikel über die Brownsche Molekularbewegung endgültig nachgewiesen, daß dem Modell „Atome“ eine Realität entsprach. So war Einstein derjenige, der der Energetik den Todesstoß verabreichte. Diese Erfahrung hatte Einstein gelehrt, wie ungemein fruchtbar und „*real*“ mechanische Modelle in der Physik sind. Nun zielte aber die Quantenphysik in genau die entgegengesetzte Richtung und verbannte ein für allemal mechanische Modelle aus der Physik.
2. Wie dargelegt, war für Einstein die letztendliche Realität das kontinuierliche Feld, d.h. die Physik muß versuchen alle Phänomene auf das Feldkonzept zu reduzieren. „Feld“ bedeutet dabei die abstrakte Zuordnung von Größen zu den Punkten des „Raumzeit-Kontinuums“. Das impliziert eine Welt, in der alles *Sein* ist. In einer solchen Welt „würfelt Gott nicht“. In einer solchen Welt kann es weder objektiven Zufall noch objektive Unbestimmtheit geben.

Ich habe bereits auf Heisenbergs Unbestimmtheitsrelation, was Impuls und Geschwindigkeit betrifft, hingewiesen. Das gleiche gilt z.B. auch für Energie und Zeit, d.h. je genauer ich die Energie eines Quantenobjektes messe, desto ungenauer wird die Bestimmung des Zeitpunkts der Messung. Sind also die Zeiträume klein, finden wir alle thermodynamischen Gesetze außer Kraft gesetzt, das bedeutet, daß in einem isolierten System die Entropie spontan abnehmen kann. Das konnte Einstein genauso wenig akzeptieren wie Reichs negentropisches Orgon!

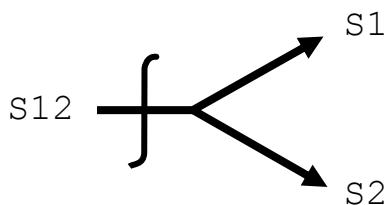
Ließe sich nun „ein Experiment finden, in dem diese Unschärferelation verletzt wird, so wäre die Quantenmechanik falsch“ (Brachner, Fichtner 1980). Wie erläutert, glaubte Einstein mit den von ihm nahegelegten EPR-Experimenten genau dies zu zeigen.

Betrachten wir dazu den „Spin“ von zwei Quantenobjekten. Man kann ihn sich als „Polarisation“ oder „Drehimpuls“ vorstellen. Genau wie der Drehimpuls ist er eine „Erhaltungsgröße“. Hat demnach S12 den Spin 0 und S1 den Spin -1, muß S2 den Spin +1 haben. Hier geht es in der Quantenwelt nicht anders zu, als in der Welt der Billardkugeln. Der Unterschied wird erst dann sichtbar, wenn man den Spin von S1 *nach* der Trennung von S2 verändert. Man betrachte folgende Skizze:



Hier wird S1 bei x nach unten abgelenkt, was natürlich S2 bei y nicht beeinflussen dürfte, so daß S2 auf der gestrichelten Linie weiterfliegt. Davon ist auch Einstein ausgegangen. Tatsächlich bleibt aber in der Quantenwelt S12 auch nach der Bifurkation als funktionelles Ganzes bestehen, so daß folglich der Spin 0 erhalten bleiben und deshalb S2 bei y zum Ausgleich nach oben fliegen muß. Daher benehmen sich S1 und S2 so, als gäbe es zwischen x und y überhaupt keinen separierenden Raum. Aber gerade das „Lokalitätsprinzip“ war für Einstein *die* Grundlage der Physik, denn ohne die Annahme, daß der Raum die Dinge separiert, „wäre physikalisches Denken in dem uns geläufigen Sinne nicht möglich“. Damit ist ein Denken in mechanischen Modellen gemeint. Tatsächlich zeigen aber die EPR-Experimente, daß es der Natur nicht in erster Linie um Teilchen geht, sondern um die *Beziehung zwischen den Teilchen* („Naturgesetze“). Mit anderen Worten, die Natur ist nicht mechanistisch, sondern funktionell.

Grundlage der Physik kann nur der organomische Funktionalismus sein, dessen Grundprinzip es ist, daß die aus einem Differenzierungsprozeß des Ganzen hervorgegangenen Teile nur vom Ganzen her verstanden werden können. Der Unterschied zwischen Meso- und Quantenwelt besteht nun darin, daß in der letzteren das gemeinsame Funktionsprinzip (CFP) der Phänomene eine noch gewichtigere Rolle spielt als ohnehin schon.



Gl. 180

Wie soll man sich diese Quantenwelt vorstellen? Einstein ging davon aus, daß man den Quantenobjekten „Realzustände“ wie Ort und Impuls objektiv, also unabhängig von der Beobachtung am einzelnen Quantenobjekt, zuordnen kann. In der Alltagswelt hat jeder Gegenstand eine festumrissene Eigenschaft. Beispielsweise steht ein Stock entweder senkrecht oder er liegt waagerecht auf dem Boden. In der

Quantenmechanik befindet sich der Stock in beiden Zuständen gleichzeitig – solange man ihn nicht beobachtet. Schaut man hin, steht er entweder senkrecht oder er liegt waagrecht. Das besondere ist nun, daß man mit der irrationalen Superposition dieser beiden Zustände sinnvolle Berechnungen anstellen kann und sich in entsprechenden Experimenten der Stock tatsächlich so verhält, als sei er über Raum und Zeit sozusagen „verschmiert“. Zustände bleiben solange „überlagert“ (im Sinne von „zu einem Kontinuum verschmiert“) bis sie mit ihrer Umgebung in Kontakt treten.

In seiner **Geschichte des Materialismus**, die so großen Einfluß auf Reich hatte, weist F.A. Lange darauf hin, daß sich die selbstredende Aussage: „Keine Funktion ohne Funktionsträger“ (er spricht natürlich von „Kraft“ und „Stoff“), nur als Folge des Satzes: „Kein Prädikat ohne Subjekt“ darstellt, der wiederum Folge der Struktur unseres Gehirns sei.

Mit anderen Worten: wir können nicht anders sehen, als unser Auge zuläßt, nicht anders reden, als uns der Schnabel gewachsen ist; nicht anders auffassen, als die Stammbegriffe unseres Verstandes bedingen. (Lange 1866)

Einer der zukünftigen Aufgaben der Organonomie wird wohl sein, sich von den Zwängen einer Sprache zu befreien, die aus einer gepanzerten Kultur erwachsen ist. Eine neue organonomische Sprache würde vielleicht einem „Esperanto“ gleichen, das nach streng organometrischen Gesetzen konstruiert werden würde. In seinem Buch **Die implizite Ordnung** hat der Quantenphysiker David Bohm den „Rheomodus“ entworfen. Bohms „Experiment mit Sprache und Denken“ entspricht in etwa dem, was ich mir als Ansatz für die Entwicklung einer organonomischen Sprache vorstelle. Mit dem Rheomodus ist eine neue Weise gemeint mit der Sprache umzugehen, in der die tragende Rolle nicht mehr dem Substantiv zukommt, sondern dem Verb, um „die Sprache sowohl der Form wie dem Inhalt nach mit der bruchlosen, fließenden Bewegung des gesamten Daseins in Einklang“ zu bringen. Auf diese Weise soll, so Bohm, „die Fragmentierung des Denkens“ aufgehoben werden (Bohm 1980).

Wir können die durch unsere Struktur bedingten Beschränkungen weder in die primordiale Organenergie noch in die Quantenwelt hineinbringen, ohne ein heillooses Durcheinander anzurichten. Deshalb verwendet der organonomische Funktionalismus statt Modellen Funktionsschemata. Dabei ist der Hauptunterschied zwischen Schema (z.B. das organonomische Symbol) und Modell (z.B. eine chemische Strukturformel), daß das Schema unterschiedliche Funktionen beschreiben kann, während ein Modell immer nur eine spezielle Funktion beschreibt. Dieser „leere“ glasperlenspiel-artige Charakter des funktionellen Denkens findet sich auch in der Quantentheorie wieder, die Einstein wie folgt beschrieben hat:

Zeitlicher Verlauf einer Wahrscheinlichkeits-Konfiguration für mögliche Beobachtung statt Modellbeschreibung dessen, was in Raum und Zeit ist beziehungsweise vorgeht. (Einstein 1950)

Interessanterweise besteht zwischen dieser „Wahrscheinlichkeits-Konfiguration“ und der organotischen Kreiswellen (KRW), bzw. ihrer Ableitung als Sinuswellen, eine

funktionelle Identität, denn die quantenphysikalische Statistik genügt ausgerechnet gerade solchen Gesetzen, die auch kontinuierliche klassische Wellen beschreiben. Warum das so ist, „ist bis heute ein Rätsel. Wir können dies zwar aus den Experimenten ablesen, aber eine tiefere Begründung fehlt“ (Brachner, Fichtner 1980).

Nach der Leugnung der Zeit war das zweite „griechische Gift“, von dem sich die Physik befreien mußte, die scharfe Trennung von Leib und Seele (bzw. „Geist“), die spätestens seit Plato ein Wesenszug des griechischen Denkens war, während im ursprünglichen jüdischen Denken diese Trennung nicht zu finden ist. Am prägnantesten wurde der Trennungsstrich zwischen Subjekt und Objekt von DesCartes gezogen. Er wurde zum Philosophen der mechanistischen Physik, in der sich der ausdehnungslose „Geist in der Maschine“ mit der toten Welt der Ausdehnung, den Objekten „dort draußen“ beschäftigt.

Erst die Quantenphysik sollte dieses mechano-mystische Weltbild erschüttern und quasi zur magischen Welt des Animismus zurückkehren, für den die Grenzen zwischen Innen und Außen fließend sind. In vollständiger Harmonie mit dem organomischen Funktionalismus entdeckte die Quantenphysik eine dritte Ebene (das CFP), in der die Trennung zwischen Subjekt und Objekt aufgehoben ist und einer *funktionellen* Realität Platz macht.

Wie Fred A. Wolf in seinem Buch **Der Quantensprung ist keine Hexerei** schreibt, gibt es

der Quantenphysik zufolge (...) eine dritte Wirklichkeit, die Eigenschaften sowohl der „äußeren“ als auch der „inneren“ Realität aufweist. Ich stelle mir diese dritte Wirklichkeit als eine Brücke zwischen der Welt des Geistes und der Welt der Materie vor. Da sie Eigenschaften jeder der beiden Welten an sich trägt, ist es eine paradoxe und magische Realität. (Wolfe 1981)

In der von ihm postulierten „dritten Realität“ gibt es, so Wolf,

keine Objekte (...) (zumindest keine Objekte in unserem herkömmlichen Verständnis des Wortes), sondern Geister! Und diese Geister sind völlig paradoxe Wesen, die über die Fähigkeit gebieten, zu ein und derselben Zeit an zwei oder mehr, selbst an einer unendlichen Zahl von Orten zu erscheinen. Wenn man versucht, Materie mit Hilfe dieser Geister zu beschreiben, weisen sie alle Merkmale von Wellen auf. Das war der Grund, warum man sie zuerst „Materiewellen“ nannte. Im modernen physikalischen Sprachgebrauch heißen sie „Wellenfunktionen“.

In Wirklichkeit sind die Wolfschen „Geister“ *Funktionen* im Sinne der Orgonomie.<sup>71</sup>

<sup>71</sup> Tatsächlich setzt Wolf in **Körper, Geist und neue Physik** die besagten „Wellenfunktionen“ mit Reichs Orgon gleich (Wolf 1986).



Was sind denn überhaupt „Quanten“? Sie stellen unteilbare „funktionelle Einheiten“ dar. Man kann sie mit Organismen vergleichen, nur daß hier die Funktion schließlich ohne Träger auftritt, sozusagen „nackt“. Als konkretes Beispiel für das Quantenproblem nehmen wir das Licht:

Vor der Quantenphysik war man nach einigen Umwegen zu der Überzeugung gekommen, daß das Licht nicht aus Korpuskeln besteht, wie noch Newton glaubte, sondern aus elektromagnetischen Wellen. Einen Beweis für die Wellennatur des Lichts findet man im bereits erwähnten Doppelspaltversuch. Zunächst läßt man das Licht durch einen einzigen Spalt auf einen Schirm in einer Dunkelkammer fallen. Wie nach dem Teilchenmodell nicht anders zu erwarten, zeigt sich auf dem Schirm ein verschwommener unstrukturierter Lichtfleck. Öffnet man nun aber einen zweiten benachbarten Spalt, erscheinen nicht etwa zwei dieser Lichtflecken, sondern ein Interferenzmuster, das durch die Überlagerung der beiden Lichtstrahlen entsteht und so die Wellennatur des Lichts nachweist.

Als zweiten Versuch nehmen wir jetzt ultraviolette Lichtwellen und bestrahlen eine Metalloberfläche mit sehr schwacher Intensität, um Elektronen freizusetzen. Nach unserer experimentell nachgewiesenen Wellentheorie müßten die Elektronen die Wellenenergie langsam speichern, bis sie genug Energie zum Austritt aus der Metalloberfläche haben. Da das Licht so schwach ist, wird diese Speicherung geraume Zeit in Anspruch nehmen. Nun zeigt aber der Versuch, daß die Elektronen ohne jede Verzögerung austreten, so als wären sie von Lichtteilchen herausgeschlagen worden. Ein weiterer Beweis für die Teilchennatur des Lichts ist, daß die Bewegungsenergie der Elektronen vollkommen unabhängig von der Lichtintensität ist, die nur die Anzahl der austretenden Elektronen bestimmt.

Einstein analysierte diesen „photoelektrischen Effekt“ 1905 und erklärte ihn, indem er unteilbare Lichtquanten postulierte, die später „Photonen“ genannt wurden. Ihre Unteilbarkeit kann man auch an folgendem Beispiel ersehen:

Ein Wellenzug des Lichts muß sich wie eine expandierende Kugelschale ausbreiten. Folglich verteilt sich die Lichtenergie auf der ganzen Kugeloberfläche und dünnt dabei durch die Expansion langsam so aus, daß man weitentfernte Sterne an sich nicht mehr sehen dürfte. In Wirklichkeit besteht aber kein energetischer Unterschied zwischen dem Licht eines Quasars, der 10 Milliarden Lichtjahre entfernt ist, und dem Licht einer Taschenlampe, die einen Zentimeter entfernt ist – beide lösen das Elektron aus der Metalloberfläche (insofern es sich trotz Rotverschiebung um ultraviolettes Licht handeln würde). So müßte sich also theoretisch eine 20 Milliarden Lichtjahre dicke Energiekugel im „Bruchteil eines Augenblicks“ auf Elementarteilchengröße zusammenziehen – die Wellenfunktion kollabiert durch den Meßvorgang.

Natürlich könnte man dem entgegenhalten, daß Photon wäre einfach wie eine Gewehrkegel zu uns geflogen, wir also auf die „Wellenzug-Kugel“ verzichten können. Aber so einfach kann man sich die Sache nicht machen. Daß wir den Wellenzug nicht vom Photon trennen können, wird evident, wenn wir den photoelektrischen

Effekt in den Doppelspaltversuch integrieren. Dann stellen wir nämlich fest, daß das Licht *gleichzeitig* Wellen- und Teilchencharakter besitzt – also einer „dritten Realität“ entspricht! Wir nehmen wieder unser ultraviolettes Licht verschwindend kleiner Intensität und lassen es so durch die beiden Spalte fallen, daß jeweils nur ein Photon die Strecke zwischen Lichtquelle und Schirm zurücklegt. Photon für Photon wird nun aus der Metalloberfläche ein Elektron herausgeschlagen. Betrachten wir aber nach einiger Zeit das Muster, das sich dabei gebildet hat, werden wir wieder Interferenzstreifen finden! Decken wir einen Spalt ab, bilden sich diese Interferenzmuster nicht! Aber woher weiß das einzelne Photon, das ja schließlich immer nur einen Spalt durchfliegen kann, ob ein zweiter Spalt geöffnet ist oder nicht?! Offensichtlich muß sich hier das *unteilbare* Lichtquant wie ein Wellenzug benommen haben, der natürlich durch beide Spalte fliegen kann!

Das „geisterhafte“ Vorhandensein von Quanten (in diesem Fall Photonen) an zwei verschiedenen Orten zur gleichen Zeit, läßt sich auch mit dem Michelson-Interferometer nachweisen. In ihm wird eine Lichtwelle durch einen Halbspiegel geteilt und über andere Spiegel wieder so zusammengeführt, daß sie sich mit sich selbst überlagert. Man kann diesen Versuch auch so durchführen, daß sich jeweils nur *ein* Photon im Interferometer befindet. Dabei kann es natürlich nur jeweils einen der zwei möglichen Wege einschlagen. Aber trotzdem bildet sich nach einiger Zeit wieder das übliche Interferenzstreifensystem!

Man sieht, daß das Photon (oder irgendein anderes Quantenobjekt) eine *funktionelle* Realität ist. Von „funktionell“ spricht man bei Relationen eines Teiles zum Ganzen. Dieses Teil kann dann nicht mehr als „Ding an sich“, sondern nur eben *in* Relation zum Ganzen oder *als* Relation, also als Tätigkeit begriffen werden. So kann ich das Licht nicht in Wellen oder Teilchen zerlegen, sondern muß es als funktionelle Einheit oder funktionelle Handlung innerhalb eines Gesamtphänomens akzeptieren. Wie ich ja auch den Organismus als funktionelle Einheit akzeptieren muß, denn setze ich einen Menschen aus seinen Einzelteilen zusammen, habe ich keinen Menschen, sondern eine Leiche, einen Haufen Fleisch und Knochen vor mir. Ein Mensch ist kein Gefüge aus Dingen, sondern aus Relationen – also letztlich kein Ding, sondern eine „Tätigkeit“. Genauso kann ich das Phänomen Licht nicht aus „Dingen“ (Wellen und Teilchen) zusammensetzen, sondern muß es als *Funktion* betrachten, die sich je nach Versuchsaufbau anders äußert.

# Literatur

- Aichelburg PC, Sexl RU (Hrsg.) 1979: Albert Einstein. Sein Einfluß auf Physik, Philosophie und Politik, Braunschweig: Vieweg
- Aichelburg PC (Hrsg.) 1988: Zeit im Wandel der Zeit, Braunschweig: Vieweg
- Baker (Rosenblum) CF 1968a: The Gravitational Spinning Wave. A functional analysis of the solar system and swinging pendulums. *Journal of Orgonomy* 2(1):95-99
- Baker (Rosenblum) CF 1968b: Mass and the Gravitational Function. *Journal of Orgonomy* 2(2):210-214
- Banerjee A 2003: Newt Is Old Hat. <http://www.outlookindia.com/article.aspx?220728>
- Barrow JD 1994: Ein Himmel voller Zahlen. Auf den Spuren mathematischer Wahrheit, Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag
- Bennett PW 2010: Wilhelm Reich's Early Writings on Work Democracy. *Capitalism. Nature. Socialism.* 21(1):53–73
- Bergson H 1889: Zeit und Freiheit, Jena: Eugen Diederichs, 1911
- Bergson H 1900: Das Lachen, Darmstadt: Luchterhand-Literaturverlag, 1988
- Bergson H 1934: Denken und schöpferisches Werden, Hamburg: Europäische Verlagsanstalt, 1993
- Blasband RA 1969: Orgonomic Functionalism in Problems of Atmospheric Circulation. Part One – The Normal Atmosphere. *Journal of Orgonomy* 3(2):166-187
- Bohm D 1980: Die implizite Ordnung. Grundlagen eines dynamischen Holismus, Goldmann Taschenbuch, 1987
- Brachner A, Fichtner R 1980: Quantenmechanik, Hannover: Schroedel
- Brückov E 2001: Philosophie der Zahlen, Treuchlingen-Berlin: Verlag Walter E. Keller
- Büttemeyer W (Hrsg.) 2003: Philosophie der Mathematik, Freiburg: Verlag Karl Alber
- Cantor M 1898: Vorlesungen über Geschichte der Mathematik. Bd. 3, Leipzig: Teubner
- Chavis HJ 1997: Medical Orgone Therapy. *Journal of Orgonomy* 31(2):177-189
- DeMeo J 2002a: Reconciling Miller's Ether-Drift with Reich's Dynamic Orgone. *Pulse of the Planet*, 5:137-146
- DeMeo J 2002b: The Orgone Energy Motor. *Pulse of the Planet*, 5:219-221
- Eden J 1986: CORE Manual – Cosmic Orgone Engineering (limited edition), Careywood, Idaho: PPCC
- Eibl-Eibesfeldt I 1984: Die Biologie des menschlichen Verhaltens. Grundriß der Humanethologie, München: Piper
- Eidam R 1985: Verleiblichung. Leben und Werk Wilhelm Reichs als Herausforderung für Theorie und Praxis der Seelsorge, Frankfurt: Peter Lang
- Einstein A, Infeld L 1938: Die Evolution der Physik, Reinbek: Rowohlt, 1995
- Einstein A 1950: Aus meinen späten Jahren, Frankfurt: Ullstein, 1984
- Engels F 1925: Dialektik der Natur. In: Marx Engels Werke Bd. 20, Berlin: Dietz Verlag, 1986
- Freud S 1923: Das Ich und das Es. In: STUDIENAUSGABE Bd. III, Frankfurt: S. Fischer Verlag, 1975
- Göttner-Abendroth H 1991: Das Matriarchat. Bd. II,1, Stuttgart: Kohlhammer

- Grossmann W, Grossmann D 1955: Wind Flow and Orgone Flow. CORE 7(3,4):114-129
- Haldane S 2014: Pulsation. From Wilhelm Reich to Neurodynamic Psychotherapy, London: Parmenides Press
- Hänsel H, Neumann W 1995: Physik. Bd. 3: Atome. Atomkerne. Elementarteilchen, Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag
- Harman RA 1984: The Pendulum Experiment Reconsidered. Journal of Orgonomy 18(1):29-41
- Harman RA 1985: The Integral Nature of Physical Constants. Journal of Orgonomy 19(2): 242-248
- Harman RA 1987: Current Research with SAPA-Bions. Journal of Orgonomy 21(1):42-52
- Harman RA 2002: Functional Cosmology, Part I: Astronomical Forms. Journal of Orgonomy 36(2):22-38
- Harman RA 2004: Functional Cosmology, Part V: Lumination, Attraction and Mass. Journal of Orgonomy 38(2):21-42
- Harman RA 2006: Functional Cosmology, Part VI: Misconceptions about the Relationship of Orgone Energy and Space. Journal of Orgonomy 40(2):119-154
- Harman RA 2010: Functional Economics, Part I: The Functional Nature of Exchange. Journal of Orgonomy 44(1):49-154
- Harman RA 2011: Functional Economics, Part III: The Form of Movement in Exchange. Journal of Orgonomy 45(1):52-83
- Hass H 1987: Das verborgene Gemeinsame. Energon-Theorie II. In: NATURPHILOSOPHISCHE SCHRIFTEN, Bd. 3, München: Universitas
- Hellmann A 2004: Perspektiven der Lebensenergieforschung im 20. Jahrhundert, Marburg: Tectum Verlag
- Heymer A 1995: Die Pygmäen, München: List Verlag
- Hoppe W 1984: Wilhelm Reich und andere große Männer der Wissenschaft im Kampf mit dem Irrationalismus, München: Kurt Nane Jürgensen Verlag
- Ifrah G 1984: Universalgeschichte der Zahlen, Frankfurt: Campus Verlag, 1986
- Jaspers K 1919: Psychologie der Weltanschauungen, Berlin: Springer-Verlag, 1971
- Jörgenson L 1990: Ein Überblick über die Grauzone in der Wissenschaft, Berlin: WDB-Verlag
- Kaempfer W 1991: Die Zeit und die Uhren, Frankfurt: Insel Verlag
- Kelley CR 1952: Causality and Freedom: A Functional Analysis. Orgone Energy Bulletin 4(1):37-43
- Knapp W 1984: Titius-Bode – auch für die Monde. Bild der Wissenschaft, Mai 1984
- Konia C 1996: Neither Left Nor Right (Part II): The Breakdown of Social Structure. Journal of Orgonomy 30(1):58-84
- Konia C 1998: Orgonotic Contact, Part I. Journal of Orgonomy 32(1):61-81
- Konia C 2000a: An Investigation into the Orgonotic Properties of Light. Journal of Orgonomy 34(1):3-13
- Konia C 2000b: Orgonotic Contact, Part II. Journal of Orgonomy 34(2):50-59
- Konia C 2008a: The Emotional Plague, Princeton: A.C.O. Press
- Konia C 2008b: Orgonotic Contact, Part IV. Journal of Orgonomy 42(1):27-35
- Kramer B, Wöger W 1984: Die fundamentalen Konstanten der Natur. Wie lang ist ein Meter? Bild der Wissenschaft, März 1984

- Landau LD, Lifschitz EM 1970: Mechanik und Molekularphysik, (Ost-)Berlin: Akademie-Verlag, 1970
- Lange FA 1866: Geschichte des Materialismus (2 Bde.), Frankfurt: Suhrkamp Verlag, 1974
- Linhard F 2002: Klassische Mechanik, Frankfurt: Fischer Taschenbuch Verlag
- Mainzer K 1995: Zeit, München: C.H. Beck Verlag
- Marx K 1867: Das Kapital I, Berlin: Ullstein Verlag, 1978
- Massey BS 1986: Measures in Science and Engineering. Their Expression, Relation and Interpretation, Chichester, GB: E. Horwood
- Menninger K 1957: Zahlwort und Ziffer. Bd. 1: Zählreihe und Zahlsprache, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Meyerowitz J 1994: Before the Beginning of Time, Easton, PA.: rRp publishers
- Meyerowitz J 1997: The Function of a Number. Journal of Orgonomy 31(2):242-257
- Milgrom M 1983: A Modification of the Newtonian Dynamics as a Possible Alternative to the Hidden Mass Hypothesis. [http://articles.adsabs.harvard.edu/cgi-bin/nph-iarticle\\_query?1983ApJ...270..365M&data\\_type=PDF\\_HIGH&whole\\_paper=YES&type=PRINTER&filetype=.pdf](http://articles.adsabs.harvard.edu/cgi-bin/nph-iarticle_query?1983ApJ...270..365M&data_type=PDF_HIGH&whole_paper=YES&type=PRINTER&filetype=.pdf)
- Moeller S 2008: <http://www.wissenschaft.de/wissenschaft/news/289222.html>
- Nelson RA, Ruby L 1993: Physiological Units in the SI. Metrologia 30(2):55-60
- Nietzsche F 1885: Also sprach Zarathustra, KRITISCHE STUDIENAUSGABE, Bd. 4, Hrsg. G. Colli, M. Montinari, München: dtv/de Gruyter, 1988
- Nietzsche F 1988: Nachgelassene Fragmente 1869-1874. In: KRITISCHE STUDIENAUSGABE, Bd. 7, Hrsg. G. Colli, M. Montinari, München: dtv/de Gruyter, 1988
- Otto S 1984: Renaissance und frühe Neuzeit. In: GESCHICHTE DER PHILOSOPHIE IN TEXT UND DARSTELLUNG, Bd. 3, Stuttgart: Reclam
- Pikovski I, Zych M, Costa F, Brukner C 2015: Universal Decoherence due to Gravitational Time Dilation. <http://arxiv.org/abs/1311.1095>
- Reich W 1937: Die bio-elektrische Untersuchung von Sexualität und Angst, Frankfurt: Nexus Verlag, 1984
- Reich W 1944a: Orgonotic Pulsation – The differentiation of the orgone energy from electromagnetism, presented in talks with an electrophysicist. International Journal of Sex-Economy and Orgone-Research 3(2,3):97-150
- Reich W 1944b: Orgonotic Pulsation – The differentiation of the orgone energy from electromagnetism, presented in talks with an electrophysicist. Orgonomic Functionalism 6:22-35, 1996
- Reich W 1948: Der Krebs, Frankfurt: Fischer Taschenbuch Verlag, 1976
- Reich W 1949a: Äther, Gott und Teufel, Frankfurt: Nexus Verlag, 1983
- Reich W 1949b: Charakteranalyse, Köln: KiWi, 1989
- Reich W 1950a: Orgonomic Functionalism, Part II. On the Historical Development of Orgonomic Functionalism (Cont.). Orgone Energy Bulletin 2(1):1-15
- Reich W 1950b: Note on Electroscopic Orgonometry. Orgone Energy Bulletin 2(1):47
- Reich W 1950c: Orgonomic Functionalism, Part II. On the Historical Development of Orgonomic Functionalism (Cont.). Orgone Energy Bulletin 2(3):104-123
- Reich W 1950d: Orgonometric Equations: 1. General Form. Orgone Energy Bulletin 2(4):161-183
- Reich W 1950e: Meteorological Functions in Orgone-Charged Vacuum Tubes. Orgone Energy Bulletin 2(4):184-193

- Reich W 1951a: Die kosmische Überlagerung, Frankfurt: Zweitausendeins, 1997
- Reich W 1951b: The Orgone Energy Accumulator, Its Scientific and Medical Use, Rangeley, Maine: The Wilhelm Reich Foundation
- Reich W 1951c: Das ORANUR-Experiment. Erster Bericht, Frankfurt: Zweitausendeins, 1997
- Reich W 1951d: Complete Orgonometric Equations. Orgone Energy Bulletin 3(2):65-71
- Reich W 1951e: The Storm of November 25th and 26th, 1950. Orgone Energy Bulletin 3(2):72-75
- Reich W 1952: Orgonomic Functionalism, Part II. On the Historical Development of Orgonomic Functionalism (Cont.). Orgone Energy Bulletin 4(4):186-196
- Reich W 1953a: Christismord, Freiburg: Walter-Verlag, 1978
- Reich W 1953b: The Einstein Affair, Rangeley, Maine: Orgone Institute Press
- Reich W 1954: Conspiracy, An Emotional Chain Reaction, Rangeley, Maine: Orgone Institute Press
- Reich W 1955: Introduction "Melanor, Orite, Brownite and Orene". CORE 7(1,2):29-31
- Reich W 1956: Record Appendix to Briefs for Appellants, Vol. III: Suppressed Documentary Evidence, United States Court of Appeals for the First Circuit, No. 5160, 1956
- Reich W 1957a: Contact with Space. ORANUR Second Report 1951-1956, New York: CORE Pilot Press, 1957
- Reich W 1957b: Das ORANUR-Experiment. Zweiter Bericht, Frankfurt: Zweitausendeins, 1997 (deutsche Übersetzung von Reich 1957a)
- Reich W 1975: Frühe Schriften 1, Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1977
- Reich W 1983: Children of the Future, New York: Farrar, Straus and Giroux
- Reich W 1992: The Developmental History of Orgonomic Functionalism. Orgonomic Functionalism 4:1-18
- Reich W 1996: Orgonomic Functionalism in Non-Living Nature. Orgonomic Functionalism 6:1-21
- Reich W 1997: Jenseits der Psychologie, Köln: Kiepenheuer & Witsch
- Reich W 1999: American Odyssey, New York: Farrar, Straus and Giroux, 1999
- Röd W 1986: Dialektische Philosophie der Neuzeit, München: C.H. Beck
- Rohlf K 1992: Die Ordnung des Universums. Eine Einführung in die Astronomie, Basel: Birkhäuser
- Rosenkranz K 1844: Georg Wilhelm Friedrich Hegels Leben, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1963
- Sharaf, M.R. 1968: Some Remarks of Reich: Summer 1948. Journal of Orgonomy 2(2):215-224
- Stelzner M 1996: Die Weltformel der Unsterblichkeit. Vom Sinn der Zahlen, Wiesbaden: VAP-Verlag
- Thiel Ch 1995: Philosophie und Mathematik, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Wachtel S, Jendrusch A 1990: Das Linksphänomen, Berlin (DDR): LinksDruck
- Waerden BL van der 1966: Erwachende Wissenschaft. Ägyptische, babylonische und griechische Mathematik, Basel: Birkhäuser
- Wichmann EH 1978: Quantenphysik, Braunschweig: Vieweg

- Willie JA 1955: The Schizophrenic Biopathy. Part 1 – The Bio-Energetic Basis of Auditory Hallucinations. *Orgonomic Medicine* 1(1):41-53
- Wolf FA 1981: *Der Quantensprung ist keine Hexerei*, Basel: Birkhäuser, 1986
- Wolf FA 1986: *Körper Geist und neue Physik*, Bern: Scherz, 1989